Nordische Novellen.

Übertragen

von

P. J. Willatzen.

Bremen 1891.

Druck und Verlag von M. Heinsius Nachfolger.

Inhalt.

Die Räuberstube.

Von

Steen Steensen Blicher.

I.

Der Hirschreiter.

Dänemarks Inseln haben ein so liebliches, freundliches, friedevolles Aussehen, daß man, indem man in die Urzeit bis zu ihrer Entstehung zurückgeht, nie an irgend welch gewaltsames Naturereignis erinnert wird; sie scheinen nicht durch irgend ein Erdbeben aufgeworfen zu sein, auch nicht durchfurcht zu sein von gewaltigen Wasserfluten, sondern vielmehr sanft sich aus dem sinkenden Meere empor gehoben zu haben. Die Ebenen sind flach und groß; die Hügel spärlich und klein und sanft abgerundet. Keine jähen Abhänge, keine tiefen Höhlen erinnern an die Geburtswehen der Erde. Die Wälder hängen nicht wild auf wolkenhohen Bergrücken, sondern lagern sich wie eine lebende Hecke um die fruchtbaren Fluren. Die Bäche stürzen sich nicht in schäumenden Wasserfällen hinab durch tiefe und finstere Schluchten, sondern gleiten still und klar hin durch Schilf und Buschwerk.

Wenn man von der reizenden Insel Fühnen nach Jütland hinüber segelt, wähnt man anfangs nur über

einen Fluß gekommen zu sein und kann sich nicht recht davon überzeugen, daß man jetzt auf dem Festlande sei, so ähnlich und mit den Inseln nahe verwandt ist die Bodengestalt der Halbinsel. Aber je weiter man nun hinein kommt, desto mehr verändert sich die Gegend: die Thäler werden tiefer, die Höhen schroffer; die Wälder sehen älter und zerzauster aus; manch binsenbewachsenes Sumpfgewässer, manche mit kurzem Ginster bestandene Stelle, große Steine auf den wellenförmigen Äckern — alles zeugt von geringerer Kultur und spärlicherer Bevölkerung. Schmale Wege mit tiefen Räderspuren und hohen Erderhebungen in der Mitte deuten auf geringeren Verkehr der Bewohner. Die Wohnungen derselben werden nach Westen hin schlechter und schlechter, niedriger und niedriger, als wenn sie sich vor dem gewaltsamen Anlauf der Weststürme duckten. In demselben Maße als die Heiden häufiger und größer werden, werden die Kirchen und Dörfer seltener. Bei den Gehöften sieht man statt der Heu- und Getreideschober schwarze Torfmieten, statt der Fruchtgärten nur Kohlhöfe. Große, mit Heidekraut bewachsene Moore, nachlässig und verschwenderisch behandelt, sagen uns, daß derselben hier genug seien. Kein Feldzaun, keine Weidenpflanzung bildet die Scheide zwischen Besitz und Besitz; man könnte versucht sein anzunehmen, daß hier alles Gemeingut sei.

Erreicht man endlich den Landrücken Jütlands, dann dehnen sich vor dem Auge die ungeheuren flachen Heiden aus, anfangs bestreut mit Grabhügeln, deren Anzahl

jedoch stets abnimmt, so daß man mit Fug vermuten kann, daß diese Landstrecke nie vorher angebaut gewesen ist. Von diesem hohen Landrücken nimmt man nicht ohne Grund an, daß er von der Halbinsel zuerst zum Vorschein kam, indem er sich aus dem Meere erhob, es zu beiden Seiten abfließen lassend, wobei denn die hinab rollenden Wellen Hügel zusammenspülten und Thalmulden aushöhlten.

An der Ostseite dieser Heideebene findet man jedoch hin und wieder einiges kurzes, wirres Eichengestrüpp, welches dem Verirrten an Stelle eines Kompasses dienen kann; denn die Kronen der Bäume sind allesamt nach Osten gebogen. Übrigens erblickt man auf den großen Heideanhöhen nur wenig Grün: einen einzelnen Grasfleck oder eine junge Zitteresche, welche man dann verwundert befragt: woher in aller Welt bist denn du gekommen? Läuft ein Bach oder Bächlein durch die Heide, dann verkünden weder Wiesen noch Büsche dessen Nähe: tief zwischen ausgehöhlten Ufern schlängelt sich das Wässerchen heimlich und hastig hin, als beeile es sich, aus der Wüste fort zu kommen.

Über einen solchen Bach ritt an einem schönen Herbsttage ein junger, wohlgekleideter Mensch auf ein kleines Roggenfeld zu, welches der entfernt wohnende Besitzer dadurch urbar gemacht hatte, daß er die abgeschälte Heidekruste zu Asche verbrannte. Er selbst mit Familie war eben im Begriff es abzumähen, als der Reiter sich näherte und nach dem Wege zum Edelhofe Ansberg sich erkundigte.

Nachdem der Bauer auf die Frage erst mit einer andern entgegnet hatte, nämlich mit der, woher der Reisende komme? erzählte er diesem, was derselbe bereits wußte, daß er sich verirrt habe, rief dann einen Knaben herbei, welcher die Garben zusammenstellte, und hieß ihn dann, den Fremden auf den rechten Weg bringen.

Ehe der Knabe jedoch begonnen hatte, diesen Befehl auszuführen, zeigte sich eine Erscheinung, welche eine Weile die ganze Aufmerksamkeit sowohl des Reiters als der zur Ernte versammelten Landleute in Anspruch nahm.

Von dem nächsten Heidehügel her raste mit Sturmeseile auf sie los ein Hirsch mit einem Manne auf dem Rücken. Dieser — groß und vierschrötig, braun gekleidet vom Kopf bis zu den Füßen — saß eingeklemmt zwischen dem Geweih des Kronhirsches, welches dieser, wie solche Tiere thun, wenn sie recht ausgreifen, den Rücken entlang gelegt hatte. Wahrscheinlich war dem seltsamen Reiter bei diesem Ritte der Hut abhanden gekommen; denn sein langes, schwarzes Haar flog wie die Mähne eines galoppierenden Pferdes. Seine Hand war in beständiger Bewegung, um dem Hirsch ein Messer in den Nacken zu stoßen; aber dessen gewaltsame Bewegungen hinderten ihn daran, zu treffen. Als der Hirschreiter den erstaunten Zuschauern nahe genug gekommen war — was nicht gar lange währte — wurde er vom Bauer erkannt; denn dieser rief: „He, Mads! Wie weit willst Du?"

„Das mögen der Hirsch und der Satan wissen!"

antwortete Mads; aber ehe die Antwort vollständig herauskam, war er schon so weit entfernt, daß das letzte Wort kaum das Ohr des Fragers erreichte.

„Wer war das?“ forschte der Fremde, ohne seine Augen von der Richtung zu wenden, wo der Centaur verschwunden war.

„Wahrhaftig!“ antwortete der Bauer, „das ist ein armer Teufel, den sie Mads Hansen oder den schwarzen Mads nennen; er hat ein Häuschen auf der andern Seite des Baches. Es geht ihm kümmerlich; er hat eine Anzahl Kinder — soweit mir bekannt ist — und da hilft er sich, so gut es eben gehen will; er kommt dann und wann auf diese Seite herüber und holt sich einen Hirsch; heute scheint es aber, als wenn der Hirsch ihn geholt habe — wofern es übrigens ein richtiger Hirsch war?“ fügte er bedenklich hinzu; „Gott steh' uns bei gegen alles Böse! Aber dieser Mads ist allerdings ein verwegener Kumpan. Trotzdem weiß ich nichts von ihm, als daß er ehrenwert, tugendhaft und brav ist. Er schießt dann und wann ein Stück Wild; was soll man dazu sagen? es giebt deren genug — gar zu viele, wenn man laut davon sprechen dürfte; dort könnt Ihr selber sehen, wie sie die Ähren von meinem Roggen abgenagt haben. Aber — ja, meiner Treu! Da haben wir ja Niels Jäger! Ja, laure Du auf den schwarzen Mads! Heute ist der besser beritten als Du!“

Indem er dieses sagte, sah man einen Jäger in

gestrecktem Trabe aus jener Richtung auf sie zu stürmen, wo sie zuerst den Hirschreiter gesehen hatten.

„Sahet Ihr den schwarzen Mads nicht?“ rief er, noch ehe er ihnen nahe kam.

„Wir sahen allerdings einen auf einem Hirsche; wir konnten aber nicht erkennen, ob er schwarz oder weiß war, oder sehen, wer es war, denn er raste dahin, so daß man ihm kaum mit den Augen zu folgen vermochte,“ antwortete der Bauer.

„Der Teufel hole ihn!“ sagte der Jäger, indem er sein Pferd anhielt, um es etwas verschnaufen zu lassen; „droben im Haferthal sah ich ihn, wo er ging und einen Hirsch beschlich. Ich hielt mich hinter einer Anhöhe, um ihn nicht zu stören. Er schoß, der Hirsch fiel, Mads lief herbei und sprang demselben auf den Rücken, um ihm den Fang zu geben; als aber der Hirsch das Messer fühlte, raffte er sich auf, klemmte Mads zwischen seine Geweihzacken und halloh! Seine Büchse bekam ich, allein, ihn sebst hätte ich lieber gehabt.“

Bei diesen Worten setzte er sein Pferd in Trab und eilte hinter dem Wilderer her, die eine Büchse vor sich auf dem Sattelknopf, die andere in einem Riemen auf dem Rücken.

Der Reisende sollte ungefähr desselben Weges und zog mit seinem Wegweiser so schnell von hinnen, als dieser, nachdem er sich seiner Holzschuhe entledigt hatte, nur zu trotten vermochte. Als sie reichlich eine Viertelmeile zurückgelegt hatten und auf dem Rücken einer An-

höhe angekommen waren, welche gegen den Bach hin sich abdachte, gewahrten sie beide Reiter. Der eine hatte das Ende seines verflogenen Rittes erreicht: der Hirsch war im Bach an einer Stelle, wo das Wasser sehr seicht war, tot zusammengebrochen. Sein Mörder stand noch schrittlings über ihm und war bemüht, sich aus dem Geweih zu befreien, welches sich in seine Kleider hineingebohrt hatte.

Gerade als er damit fertig war und ans Land sprang, kam der herrschaftliche Jäger, der ihn erst verfehlt hatte, den Zügel in der einen und die Büchse in der andern Hand, an unserm Reisenden vorbeigejagt. Ein paar Schritte von dem unglücklichen Hirschreiter hielt er sein Pferd an, und mit den tröstlichen Worten: „Nun sollst Du sterben, Du Hund!" legte er die Flinte an die Wange.

„Halt! halt!" rief der Uebelthäter, laß Dir Zeit, Niels! Es eilt ja nicht; wir können uns ja darüber verständigen."

„Kein Geschwätz!" antwortete der erbitterte Jäger, „Du sollst Deine That büßen!"

„Nein, warte doch noch einen Augenblick!" rief jener wieder. „Laß mich erst mein Vaterunser beten!"

„Was willst Du beten?" sagte Niels, indem er die Büchse etwas sinken ließ, „in den Himmel kommst Du ja trotz alledem nicht."

„Dann ist es Deine Schuld, Niels!" fuhr jener fort, „wenn Du mich mitten in meinen Sünden umbringen willst!"

„Das hast Du verdient, Du Hirschdieb!“ rief Niels und brachte die Büchse wieder an die Wange.

„He, he,“ schrie Mads aufs neue, „warte doch noch einen ganz kleinen Augenblick. Wenn Du mich nun erschießest, dann — o, nimm doch die Büchse von der Backe. Ich habe es nie recht ertragen können, wenn man mit einem geladenen Gewehr auf mich zeigt —“ Niels hob wieder den Kopf — „erschießest Du mich jetzt, dann wirst Du selbst zu Rad und Galgen verurteilt.“

„Den Teufel auch!“ antwortete der Jäger mit gezwungenem Lachen und zielte aufs neue.

„Niels, Niels!“ rief jener wieder, „hier sind Zeugen; aber höre! Ich will Dir einen andern Rat geben! Du hast mich ja jetzt sicher genug, ich vermag es nicht, Dir zu entrinnen. Kannst Du mich nicht auf den Hof (Edelhof) führen, dann laß den Mann (Edelmann) mit mir anfangen, was er will. Dann behalten wir beide unser Leben, und Du verdienst Dir noch obendrein ein gutes Trinkgeld!“

In diesem Augenblick kam der Reisende heran und rief dem Jäger zu: „Um Gotteswillen, lieber Freund, richtet doch kein Unglück an, sondern hört, was der Mann sagt!“

„Der Mann ist ein arger Missethäter!“ sagte der Jäger, spannte aber doch den Hahn nieder und legte die Büchse auf den Sattelknopf; da jedoch der fremde Mosjö für ihn bittet, will ich ihm das Leben schenken. Du bist übrigens verrückt, Mads!“ sagte er zu diesem, „denn

nun kommst Du ins Zuchthaus und kannst all Deine Lebtage mit dem Schubkarren gehen; hättest Du mich Dich erschießen lassen, wäre jetzt alles vorüber — komm denn, Du Lump! und halte Dich an meiner Seite! Komm nun, und nimm Deine Schinken mit Dir!"

Darauf setzten sie sich in Bewegung, und der Reisende, welcher ebenfalls nach Ansberg wollte, begleitete sie.

Eine Strecke Weges ging es vorwärts, ohne daß ein Wort geredet worden wäre, wenn man ausnimmt, daß der herrschaftliche Jäger von Zeit zu Zeit durch ein „he!" ein Scheltwort und einen Fluch das Schweigen unterbrach. Endlich knüpfte der Wilddieb eine neue und minder leidenschaftliche Unterredung an.

„Dünkt es Dich nicht eine Sünde," sagte er, „daß ich hier im hohen Heidekraut herumwaten soll?"

„Das bist Du ja gewohnt, Du Hund," antwortete Niels.

„Du könntest ganz gut," fuhr der andere mit schelmischem Blinzeln fort, aber doch in einem Tone, welcher zeigte, daß er nicht erwartete, seine Bitte erfüllt zu sehen, „Du könntest mich ganz gut hinten mit aufsitzen lassen."

„Hoho!" entgegnete der Jäger mit Hohngelächter: „Du hast heute genug geritten, jetzt wird es Dir wohl bekommen, Deine langen Beine zu bewegen."

„Na, na, gieb doch wieder ein gutes Wort, Niels Jäger," murmelte jener; „Du bist heute so verwünscht konträr!"

Niels Jäger antwortete hierauf nichts, sondern flötete eine Melodie, während er aus der Jagdtasche

Tabaksbeutel und Pfeife hervorholte. Als diese gestopft war, begann er Feuer zu schlagen, allein der Zunder wollte nicht anbrennen.

„Ich werde Dir wohl helfen müssen,“ sagte Mads, und ohne eine Antwort zu erhalten oder zu erwarten, schlug er in seiner eigenen Zunderbüchse Feuer, blies daran und reichte es dem Jäger; indem aber dieser es in Empfang nahm, ergriff jener den Kolben der geladenen Büchse, die über dem Sattelknopf lag, riß sie mit gewaltigem Ruck aus der Strippe und sprang drei Schritte rückwärts in die Heide hinaus. — Alles dies geschah mit einer Schnelligkeit, die man dem breitschultrigen, vierschrötigen und bereits etwas bejahrten Wilderer nicht zugetraut hätte. „Nun fällt das Glücksjahr in mein Los!“ sagte dieser. „Scheint Dir nicht, daß ich Dich nun wie einen Pilz über Ende stoßen könnte, kleiner Niels? Aber vorhin warst Du manierlich; das ist Dein Glück!“

Der arme Jäger starrte bleich und vor Wut bebend seinen Gegner an, ohne im stande zu sein, ein Wort hervorzubringen.

„Vor einem Augenblick?“ fuhr Mads fort, „warst Du so bissig, daß unsereins gar nicht zu Worte kommen konnte; hätte ich vorhin nicht gehört, wie Du Deinen Mund laufen ließest, müßte ich jetzt fürwahr annehmen, daß Du ihn auf Ansberg zu Hause gelassen hättest — zünde doch Deine Pfeife an, sonst geht der Zunder aus! Du blickst so unverwandt meine Zunderbüchse an? Dir scheint sie wohl eine mäßige Beute zu sein. — Diese hier

ist allerdings besser," dabei streichelte er die Büchsenkolbe, „aber Du sollst sie wiedererhalten, wenn Du mir die meinige zurückgiebst."

Niels nahm diese sogleich über den Kopf, reichte sie dem Wildiebe mit der einen Hand hin und streckte die andere aus, um seine eigene Flinte in Empfang zu nehmen.

„Wart' ein wenig," sagte Mads, „Du mußt mir erst versprechen — o nein! Das kann mir auch gleichgiltig sein, denn wenn Du auch ein Versprechen giebst, wirst Du es gewiß doch nicht halten; sollte es sich aber späterhin einmal fügen, daß Du den Knall einer Büchse in der Heide vernimmst, dann sei nicht so hitzig, sondern denk an heute und an Michel Fuchsschwanz!"

Er wandte sich um zu dem Reisenden: „Steht Sein Pferd vor einem Schuß?"

„Schießt nur," entgegnete dieser.

Mads hielt die Büchse des Jägers wie eine Pistole mit der einen Hand in die Luft empor und schoß sie ab.

„Sie giebt ja nur einen Knall," sagte er, „als wenn man einen alten Topf gegen eine Thür wirft."

Darauf nahm er den Stein vom Hahne und gab sie seinem Gegner mit den Worten: „Da hast Du Deinen Schießprügel! Fürs erste wird er keinen Schaden anrichten. — Leb wohl und freundlichen Dank für heute!"

So sprechend warf er seine eigene Büchse über die Schulter und ging nach der Gegend zurück, wo der Hirsch lag.

Der Jäger, dessen Zunge bis dahin wie durch ma-

gische Kraft gefesselt zu sein schien, ließ nun seinem lange gewaltsam zurückgedrängten Ingrimm in einem Strome von Flüchen und Verwünschungen freien Spielraum.

Der junge Reisende, dessen Teilnahme sich von dem entkommenen Wilddiebe ab und dem völlig verzweifelten herrschaftlichen Jäger zugewendet hatte, suchte zu trösten, so gut er es vermochte: „Er hat ja doch, wenn alles zu allem kommt, im Grunde nichts eingebüßt," sagte er zuletzt, „ausgenommen die elende Freude, einen Mann mit seiner ganzen Familie unglücklich zu machen."

„Nichts eingebüßt?" rief der Jäger; „das versteht Er nicht. Nichts eingebüßt? Der Hund hat, so gewiß ich ein Sünder bin, mir meine gute Büchse verdorben!"

„Wie?" sagte der Reisende, „er hätte Ihm seine Büchse verdorben? Lad' Er sie doch nur und setz' Er einen andern Stein vor!"

„Pah!" antwortete Niels mit grimmigem Gelächter; „die schießt in Zukunft weder Hirsche noch Hasen mehr. Mit der ist es nicht richtig, darauf will ich wetten, nur eines kann dagegen helfen — ei, seht nur! da liegt eine und sonnt sich in der Räderspur! Die soll fürwahr heute keine Lerchenjungen verzehren."

Mit diesen Worten hielt er sein Pferd an, setzte schnell einen Stein in den Hahn, lud seine Büchse und sprang ab.

Der Fremde, welcher ganz und gar nicht in der Jagdwissenschaft zu Hause war und also weder deren Terminologie noch Magie kannte, hielt ebenfalls an, um zu sehen, was der Grünrock nun beginnen werde. Dieser

zog das Pferd mit sich, ging einige Schritte vor und stocherte mit dem Ende des Büchsenlaufes gegen etwas, das im Wege lag. Erst jetzt entdeckte der Fremde, daß es eine Kreuzotter sei.

„Willst Du hinein!" sagte der Jäger, immerfort mit der Öffnung des Büchsenlaufes nach der Schlange stechend. Endlich gelang es ihm, den Kopf derselben hinein zu bringen. Er hielt nun den Lauf nach oben gerichtet und schüttelte ihn, bis das dünne Tier ganz hineingeglitten war. Darauf schoß er die Büchse mit ihrer eigentümlichen Ladung, von welcher nicht das kleinste Endchen zum Vorschein kam, ins Blaue ab und sagte: „Wenn das nicht hilft, dann giebt es niemanden, der sie wieder kurieren kann, es sei denn Mads oder Michel Fuchsschwanz."

Der Reisende lächelte etwas ungläubig, sowohl über den Zauber, als über die seltsame Art, ihn zu bannen; da er aber bereits die Bekanntschaft des einen Schwarzkünstlers gemacht hatte, wünschte er doch auch etwas von dem andern zu erfahren, der einen so ungewöhnlichen und bedeutungsvollen Namen hatte.

Auf seine Frage erzählte der Jäger nun, während er wieder seine Büchse lud, Folgendes: „Michel Fuchsschwanz, wie sie ihn nennen, weil er alle Füchse des Landes an sich zu locken vermag; dieser Michel ist zehnmal schlimmer, als der schwarze Mads; er kann sich so fest machen, der Hundekerl, daß weder Blei noch silberne Knöpfe ihm etwas anzuhaben vermögen. Einst trafen ich und der Herr ihn dort unten in einem Thale, just so

wie heute den schwarzen Mads, bei einem Hirsche, welchen er soeben geschossen und den er gerade abzuhäuten im Begriff war. Wir ritten spornstreichs auf ihn zu und er bemerkte uns nicht, bis wir ihm an die zwanzig Schritt nahe gekommen waren. Aber meint Er, daß dem Michel bange wurde? Er sah nur um nach uns und machte sich dann wieder mit dem Hirsche zu schaffen. ‚So soll Dich denn doch ein Unglück treffen!‘ sagte der Herr. ‚Niels, brenn' Er ihm einen auf den Pelz! Ich stehe für alles!‘ Ich knallte ihm einen Schuß Rennkugeln mitten auf seinen breiten Rücken, aber prost Mahlzeit! er achtete dessen nicht mehr, als wenn ich mit einer Fliederbüchse nach ihm geschossen hätte. Der Kerl wandte nur einen Augenblick das Gesicht nach uns um und fuhr dann fort, die Haut abzuziehen. Da schoß der Herr selber — das half eben so wenig; er schnitt eben das Fell vom Kopfe, und erst als er es zusammengewickelt hatte, nahm er seinen kleinen Stutzen, der neben ihm auf der Erde lag, kehrte sich zu uns und sagte: ‚Nun kommt wohl ehestens die Reihe zu schießen an mich; und wenn Ihr nun nicht macht, daß Ihr bald fortkommt, werde ich doch versuchen, ob ich nicht einem von Euch beiden ein Loch beibringen kann.‘ Solch ein Kerl ist Michel Fuchsschwanz.“

Nach dieser Erzählung, die eben so unglaublich, aber wahrhaftiger ist, als manche andere, die wir vom Auslande verschreiben, wurde die Reise nach Ansberg fortgesetzt.

II.

Ansberg.

Ich höre selten das Wort „Edelhof“, ohne an Gespenster zu denken. Die ehrwürdigen Überreste einer grauen Vorzeit, ehedem bewohnt von mannhaften Rittern und wohlehrbaren Edeldamen, welche wir gewohnt sind, uns streng und ernst, steif in Kleidern, steif im Wesen, steifen Sinnes, hart und barsch selbst in der Liebe zu denken; diese klafterdicken Mauern, diese langen, engen und dunklen Gänge, diese gewölbten Keller scheinen uns für die Geister der Mitternacht recht einladend zu sein, die offenen, weiten Kamine recht bequem für jene luftigen Wesen, die lieber durch den Schornstein, als durch die Thür gehen. Ich glaube wirklich auch nicht, daß es irgend einen alten Edelhof ohne solch nächtliches Wesen giebt, ohne zum wenigsten *ein* unheimliches Gemach, ein Flügelzimmer, eine Turmkammer, in der es nicht ganz richtig ist, und wo man nicht gern allein schläft.

Es freut mich aufrichtig, daß Ansberg in dieser Hin-

sicht ein eben so vollständiger Edelhof ist, wie irgend ein anderer im Lande.

Als die beiden Reiter durch das Thor des Wirtschaftsgebäudes gekommen waren, wandten sie sich — der Jäger als Wegweiser voran — der Stallthür zu, sattelten hier jeder sein Pferd ab und gingen von da die Lindenallee hinauf, welche zum Burghofe führte. Dieser bestand aus drei Flügeln: das Hauptgebäude zur Linken, zwei Stockwerke hoch, hatte einen Giebel, welcher mit dem Prädikat Turm beehrt wurde, vielleicht weil man meinte, daß kein rechter Herrensitz eines solchen entbehren könne, und ein Name reicht — wie man weiß — oft aus, Leute zu erfreuen. Der mittlere Flügel, auch mit Ziegeldach versehen, aber nur ein Stockwerk hoch, war für das zahlreiche Gesinde bestimmt, für das sämtliche Gesinde vom Reitvogt bis zum Hundejungen. Der rechte war die Wohnung des Pächters. In der Ecke zwischen beiden stand das hölzerne Pferd, in jener Zeit eben so unentbehrlich auf einer Burg wie das adlige Wappen über der Hauptthür.

In dem Augenblick, als der Jäger das Gitterthor zum Burghofe öffnete, that sich ein Fenster im untersten Stockwerke des herrschaftlichen Flügels auf, und ein Bruststück kam zum Vorschein, welches ich glaube beschreiben zu müssen, um die Leser, welche dergleichen „Abkontrafehtungen" gesehen haben, auf richtige Vermutungen betreffs der Zeit der hier erzählten Begebenheiten zu leiten.

Der gnädige Herr, dessen schwere Körpermasse die

Breite des großen Fensters ausfüllte, trug eine dunkelgrüne Samtjacke mit einer Reihe Knöpfe, breiten Aufschlägen, großen Taschenknöpfen und einem Kragen, welcher den Hals dicht umschloß; eine kohlschwarze Perücke — keine der sogenannten Allongeperücken, sondern eine mit einem Buckel oder Wulst — bedeckte sein Haar völlig. Der Teil seines Anzuges, welcher sichtbar war, bestand folglich nur aus zwei einfachen Stücken; da aber die ganze Person später zu Gesichte kommt, mögen, um Wiederholungen zu vermeiden, die übrigen drei Teile seiner Tracht eben so gut genannt werden. Es waren: auf der Perücke eine dicht anschließende grüne Samtmütze mit weit vorstehendem Schirm, jenen ganz ähnlich, welche Prediger und späterhin Küster noch in Menschengedenken trugen; die Beine waren von langen, weiten, gespornten Stiefeln bedeckt, und schwarze Beinkleider, wie sie einzelne alte Bauern noch in unserer Kindheit unter dem Namen Rollhosen gebraucht haben, vollendeten den sichtbaren Teil der Kleidung.

„Niels Jäger!" rief der Herr.

Der Angeredete zeigte dem Begleiter die Thür, die derselbe zu suchen hatte, und trat darauf mit seinem kleinen grauen, dreikantigen Hut in der Hand hin unter das Fenster, wo der hochedle und wohlgeborene Herr den Domestiken und Bauern des Gutes in der Regel sowohl bei trockenem als feuchtem Wetter Audienz erteilte. Der Jäger mußte sich hier demselben Ceremoniell unterwerfen wie alle andern, obgleich auf der Jagd zwischen dem Herrn

und dem Diener ein minder gezwungenes Verhältnis statt hatte; denn so lange diese währte, wurde das strenge Gesetz der Etikette außer Kraft gesetzt.

„Wer war der?“ begann jener, indem er mit dem Kopfe seitwärts nach der Richtung nickte, wo der Fremde ging.

„Der neue Schreiber, gnädiger Herr!“ lautete die Antwort.

„Nichts anderes? Ich meinte, es sei jemand gewesen. Was hast Du da?“ fragte der Herr wieder, nach der Jagdtasche nickend.

„Den alten Hahn und zwei Küchlein, gnädiger Herr!“ (Dieses „gnädiger Herr“ wollen wir in Zukunft durchweg fortlassen; es muß aber notwendigerweise am Schlusse jeder Entgegnung des Jägers mit hinzugedacht werden).

„Wenig für eine zweitägige Jagd,“ sagte jener, „folgt nicht noch ein Hirsch hinterher?“

„Diesmal nicht,“ antwortete Niels seufzend; „wenn Wilddiebe Hirsche zum Reiten brauchen, dann bleiben für uns keine übrig.“

Diese Äußerung rief natürlicherweise eine genauere Erklärung hervor; da der Leser aber bereits von dem Vorgefallenen in Kenntnis gesetzt ist, wollen wir während dessen die Aufmerksamkeit auf das hinlenken, was hinter dem breiten Rücken des Gnädigen vorging.

Hier stand nämlich das junge verlobte Paar: Junker Kai und Fräulein Mette, der erste ein schmucker Jung-

gesell von fünfundzwanzig Jahren und dabei elegant und vollkommen nach der neuesten Mode damaliger Zeit.

Um nun zu zeigen, mit welchen Waffen dazumal Mädchenherzen angegriffen und besiegt wurden, darf ich das Äußere des Junkers nicht übergehen, sondern beginne bei den Füßen, um in meiner Beschreibung stets zu steigen. Diese waren bedeckt von ganz breitnasigen, kurzen Stiefeln, deren weite Schäfte in großen Falten um den unteren Teil der Beine schlotterten. Weiße seidene Strümpfe umstrafften die Waden und zogen sich genau eine Handbreit über die Knie hinauf, oberhalb derselben mit einem Streifen der feinsten Spitzen verbrämt. Darauf kam ein enges Beinkleid von schwarzem Samt, von welchem jedoch wegen des ungeheuren Schoßes einer ebenfalls schwarzen Samtweste nur wenig sichtbar wurde. Ein karmoisinroter Rock von Tuch mit e i n e r Reihe großer überzogener Knöpfe und kurzen Ärmeln, welche nur an die Handgelenke reichten, aber mit bis an die Ellbogen reichenden Aufschlägen versehen waren, und der vermittelst eines Heftels über der Busenkrause zusammen gehalten wurde, vollendete die Bekleidung. Das ganze Haar war glatt zurück gestrichen und dicht unterhalb des Nackens zu einer langen, steifen Peitsche zusammen gebunden.

Ich würde mir von meinen Leserinnen nur geringen Dank erwerben, wenn ich nun nicht mit derselben Gewissenhaftigkeit das hochvornehme Fräulein zeichnete; hier kann ich mich jedoch kürzer fassen und drei Hauptgewichtspunkte hervorheben: erstens die spitzschnäbligen Schuhe mit

den hohen Absätzen und silbernen Spangen; zweitens das kleine rote, goldbetreßte Mützchen, dessen spitze Schneppe in die Stirn reichte und das zurückgestrichene Haar gänzlich verbarg, und drittens das blaugrundige, großgeblümte Damastkleid mit dem langen Leibchen, dessen weite Ärmel nur wenig über die Ellbogen reichten, das Schultern und Busen unbedeckt ließ und — wohl gemerkt — nicht geschnürt war.

Denjenigen, welche die Schönheit der gegenwärtigen Moden kennen und nach Gebühr bewundern, wird es unbegreiflich erscheinen, daß eine so ausstaffierte Dame ein Manneslherz in Brand setzen konnte, da Schultern und Büste von dem Erwähnten das einzige Geschmackvolle und Anmutige waren; allein ich muß hinzufügen, daß Fräulein Mettes Antlitz so überaus reizend war, daß man über dieses leicht die Kleider vergaß.

Diese beiden angenehmen Personen standen also, wie gesagt, hinter dem alten Herrn, Hand in Hand und — wie es schien — mit verliebter Neckerei beschäftigt. Der Junker streckte häufig die zugespitzten Lippen zum Kusse vor, und das Fräulein wandte eben so oft das Gesicht weg, nicht eben unwillig, sondern mit schelmischem Lächeln. Das seltsamste war, daß es, so oft es den Kopf zurück bog, an dem Vater vorbei in den Hof sah, wo jedoch im Augenblick, da der Jäger zu tief unterhalb des Fensters stand, nichts anderes zu sehen war als das hölzerne Pferd und der neue Schreiber, der, sobald er in das Schreiberzimmer gekommen war, sich an das offene Fenster gesetzt hatte.

Daß dieser — trotz des Prädikats Schreiber — ein außergewöhnlich schmucker Bursche war, wollte jedoch nicht viel sagen; denn erstens hatte er über der einen Wange eine mächtige Narbe, und zweitens, drittens, viertens und fünftens war er ganz und gar wie ein Schreiber gekleidet. Wie diese Tracht sich ausnahm, finde ich unpassend zu erzählen, da ich soeben eine Beschreibung derjenigen von Standespersonen gegeben habe. Auch ist es nicht vonnöten, sich des längeren bei Fräulein Mettes Mutter, der guten Frau Kirsten, aufzuhalten, welche an einem andern Fenster saß und mit wohlgefälligem Lächeln die Liebesscherze der jungen Leute beobachtete.

Mit um so größerem Fug konnte allerdings die gute alte Dame sich über diese Partie freuen, als dieselbe von Anfang an — ihr eigenes Werk gewesen war. Selbst hatte sie (wie der gnädige Herr sich scherzweise in der Jägersprache ausdrückte) unter einem ganzen „Rudel" von Junkern den fettesten „gewittert" und „auf dessen Fährte angeschlagen." Da der junge Herr einziger Sohn, Erbe zu Palstrup und verschiedenen Rittergütern und, was noch mehr heißen wollte, ein „Sechzehnender" war, wurde die Mariage unter den Eltern beschlossen und den Kindern deklariert. Der Bräutigam, welcher soeben von Paris zurückgekehrt war, als Frau Kirsten ihn „aufs Korn" nahm, war einverstanden, was durchaus nicht Verwunderung erwecken konnte; denn Fräulein Mette war jung, reizend, einziges Kind und Erbin zu Ansberg, dessen Hirsche, Wildschweine und Bauern eben so gut waren wie die-

jenigen Palstrups, das aber hinsichtlich der Birkhühner und Wildenten vieles voraus hatte.

Was die Braut betrifft, so war sie so unbedingt dem eisernen Willen der Eltern unterworfen, daß wir es vorläufig unentschieden lassen müssen, inwieweit ihr eigener sich dem Junker neigte. Man weiß ja, daß Mädchenherzen es vorziehen, selbst zu wählen und oft einen Freier aus keinem andern Grunde verwerfen, als weil er von den Eltern erkoren ist; doch falls Junker Kai nur der erste gewesen ist, brauchen wir seinethalben nicht besorgt zu sein.

Nach dieser allerdings nicht überflüssigen Abschweifung setzen wir die Geschichte fort. Als der Jäger sein ganzes unglückliches Abenteuer erzählt hatte, welches nicht verheimlicht werden durfte, um so mehr als sowohl der Schreiber, dessen erster Wegweiser und vielleicht gar der Wilderer selbst es bekannt machen würden, erschöpfte sich der gestrenge, harte und in seinem Zorn oft rasende Herr in den inbrünstigsten und aufrichtigsten Verfluchungen des Wilddiebes; und während dieses Platzregens von zärtlichen Wünschen tröpfelte es auch dann und wann auf den armen Niels, der aus Furcht vor dem Hausherrn seine eigenen eben so freundlich gemeinten Flüche hinunter schlucken mußte.

Sobald der erste Zornesausbruch sich etwas gemäßigt und dem Verstande Raum gegeben hatte, wurde vorläufig ein Plan zu schneller und ausreichender Wiedervergeltung entworfen. Der freche Verbrecher sollte ergriffen und

als leicht der Wilddieberei zu überführen, den Händen der Justiz ausgeantwortet werden, um nach entsprechender Vorbereitung im Zuchthause ein Unterkommen zu finden. Die Schwierigkeit bestand darin, ihn erst zu fangen; denn kam ihm der geringste Wink von der ihn bedrohenden Gefahr zu, dann würde er aller Wahrscheinlichkeit nach die Flucht ergreifen und Weib und Kinder im Stich lassen. Der an seiner allerempfindlichsten Stelle so grausam verwundete Edelmann hätte anfangs augenblicklich fort wollen: es war vom Tage so viel übrig, daß man gerade bei einbrechender Nacht die Hütte des schwarzen Mads erreichen konnte.

Aber die gnädige Frau, in deren Rache sich stets ein sicherer Plan und eine reife Ueberlegung zeigte, stellte ihrem aufbrausenden Eheherrn vor, daß die Dunkelheit auch die Flucht des Missethäters und — wenn man diese verhindere — seine verzweifelte Gegenwehr begünstigen werde; besser also, etwas nach Mitternacht auszuziehen, so daß die ganze bewaffnete Macht beim Tagesgrauen die Hütte umzingeln und erobern könne.

Dieser Vorschlag wurde einstimmig angenommen und der Junker eingeladen, an den Gefahren und dem Ruhme der Expedition teilzunehmen. Auch dem Reitvogt, welcher kam, um die Ankunft des neuen Schreibers zu melden und dessen vom Reitvogt auf Vestervig mitgebrachte Empfehlungsschreiben vorzuzeigen, wurde befohlen, sich mit Gärtner, Großknecht und Stallleuten fertig zu

halten, sowie einen Bauernwagen zu beordern, dem Zuge zu folgen.

Während der nötigen Vorbereitungen zu diesem ging die Sonne unter und der Mond auf, und dem Leser bleibt Zeit, sich zu erholen, ehe er sich mit dem folgenden inhaltsreichen Kapitel beschäftigt.

III.

Der Hausgeist.

Wer kennt nicht — wenigstens dem Namen nach — dieses Wesen, dessen kleine Streiche fast alle das Gepräge gutmütiger Ausgelassenheit tragen? Wer hat nicht reden hören von seiner winzigen untersetzten Figur und seiner roten Jakobinermütze, dem Symbol uneingeschränkter Freiheit? Wer weiß nicht, daß das Haus, welches es zum Aufenthalt wählt, vollständig gegen Feuersbrunst und andres Unglück gefeit ist?

Um es nicht späterhin zu vergessen, will ich gleich in Klammer bemerken, daß es auch Schiffsgeisterchen giebt, deren Beschäftigung darin besteht, daß sie nachts — wenn ich so sagen darf, in Schattenriß — den Entwurf zu all der Arbeit machen, die am nächsten Tage vollbracht werden soll: den Anker lichten oder auswerfen, die Segel hissen oder fallen lassen, sie fest machen, sie reffen, welches also Sturm bedeutet; ja, der Geist hält sich nicht für zu gut dazu, das Werk des Schwapperers zu vollbringen und das Deck gar säuberlich zu waschen. Wohlunterrichtete behaupten, daß dieser Spiritus navalis

auch in Schelmenstreichen seine nahe Verwandtschaft mit dem Haus- und Landgeist zeigt. Zuweilen dreht er den Wimpel am Mast, löscht das Licht im Kompaßhäuschen aus, neckt den Schiffshund, und wenn sich an Bord ein Passagier befindet, dem die Meerfahrt nicht gut bekommt, will man den Schalk gesehen haben, wie er dem Leidenden die Krankheitserscheinungen vormacht. Soll das Schiff untergehen, dann springt er in der Nacht vor der Abreise über Bord und besteigt ein anderes oder schwimmt an Land. Schließlich muß ich bemerken, daß seine Warnungen, da es nur wenigen gegeben ist, ihn zu sehen, nur selten fruchten.

Der Hausgeist, mit welchem wir es hier insonderheit zu thun haben, ist eine wahre Wohlthat für die Wohnung, welche er mit seiner Gegenwart beehrt: er sichert sie gegen Feuer, Sturm und Diebsgesindel. Wer wollte es deshalb mit den Krummsprüngen des kleinen Burschen so genau nehmen? Daß er mitunter auf der Wiese neben dem Hause ein Pferd besteigt und in Schaumschweiß jagt, geschieht sicherlich nur, um demselben eine heilsame Bewegung zu verschaffen; daß er dann und wann eine Kuh melkt, ehe das Milchmädchen dies besorgt, das thut er einzig und allein, um selbiges zu veranlassen, sich morgens etwas früher aus dem Bette zu raffen; daß er von Zeit zu Zeit ein Hühnerei auf die Seite bringt, mit der Miesekatze sich auf dem Hausboden herumjagt, ein Geschirr umwirft, wer möchte ihm das so übel nehmen oder um deswillen ihm ein bischen Weihnachtsgrütze mißgönnen

die keine bedachtsame Hausmutter für ihn in einen Bodenwinkel hinzustellen unterlassen wird? Nur in Fällen, wo dies versäumt wird, nimmt sein Charakter einen schwachen Anstrich von Rachsucht an; denn Mütterchen kann unter solchen Umständen ziemlich sicher darauf rechnen, daß ihre Grütze anbrennt, ihre Suppe versalzen wird; ihr Bier wird sauer werden oder ihre Milch nicht käsen, oder auch muß sie sich darein finden, einen ganzen Tag zu buttern, ohne Butter zu bekommen.

Nun gut: solch ein kleines Hausgespenst trieb seit unvordenklichen Zeiten (und noch heute, wie ich vermute) auf Ansberg sein Wesen, obwohl man anzunehmen befugt war, daß dieser Edelhof nicht seine einzige Heimstätte war; denn es konnten Jahre darüber hingehen, ohne daß man von ihm das mindeste gewahr wurde.

Aber gerade um die Zeit, da unsere Geschichte sich zutrug, begann es wieder sein Wesen oder Unwesen — wenn man so will — zu treiben. Der Gärtner vermißte dann und wann einige seiner schönsten Blumen oder etliche der größten und reifsten Pfirsiche: das seltsamste war aber, daß beides morgens in Fräulein Mettas Kammer gefunden wurde, woraus man mit Recht abnehmen kann, daß diese Dame bei dem erwähnten Kobold gut angeschrieben sein mußte. Ferner erzählten die Stallknechte, daß es in mancher Nacht bei den Pferden nicht geheuer sei, und daß eins derselben öfter morgens in dem Grade abgerackert sei, als wenn es zu einem langen und anstrengenden Ritte habe dienen müssen. Sie versicherten —

und wer würde es bezweifeln? — daß sie oft in den Stall hinausgesprungen wären, dann aber sei alles augenblicklich still und in schönster Ordnung gewesen. Nur ein einziges Mal hatten sie gemeint, das fatale kleine Mützchen zu sehen, und seitdem mischten sie sich nicht in die Angelegenheiten des Heinzelmännchens; und das war wohlgethan.

Was diesen Berichten noch mehr Gewicht gab, war, daß Niels Jäger, als er eines Abends von Viborg kam und weder angesäuselt noch unklug war, trotzdem nicht vermocht hatte, den Weg von Demstrup zum Herrensitze zu finden, obgleich derselbe schnurgerade lief und es Mondenschein war. Ob er nun wollte oder nicht wollte, er mußte hinüber in das Erlengehölz, wo das rote Mützchen wiederholt zwischen den Baumstämmen hervorguckte. Da er nun seinen Mann stand, so rief er mehrmals das Gespenst an; so oft er aber seinen Mund aufthat, fiel er zu Boden und vernahm dann stets ein fatales Gelächter, welches bald wie das Rucksen eines Birkhahnes, bald wie das einer Heerschnepfe klang. Als er endlich besudelt und zerrissen aus diesem morastigen Dickicht entkommen war, hörte er hinter sich das Reh blatten und die Schnepfe pfeifen, obgleich es noch lange hin war bis zur Blatt- und Schnepfenzeit. So unwiderlegliche Beweise verfehlten nicht, auf das ganze Personal des Hofes, insonderheit das weibliche, einen tiefen Eindruck zu machen. Ja, selbst der gnädige Herr empfing derartige Berichte mit einem bedeutungsvollen Schweigen.

So standen die Sachen, als gegen den schwarzen Mads der Zug unternommen wurde, welcher in der Geschichte Ansbergs Epoche machte und viele Jahre später als Ära benutzt wurde, so daß es lange hieß: „Es war in demselben Jahre, als wir auf der Jagd nach dem schwarzen Mads waren; es war zwei, es war drei Jahre darauf“ u. s. w.

Mit gespannter Erwartung harrten die Zurückgebliebenen den ganzen Tag der Rückkehr der Exekutionsarmee. Es wurde Mittag, Abend und Mitternacht, und noch war niemand weder zu sehen noch zu hören. Man beruhigte sich bei der Vermutung, der Delinquent müsse von seinem Heim direkt nach Viborg gebracht worden sein; in diesem Falle konnte wohl der Tag darüber hingegangen sein, und nach einem anstrengenden Marsche war es nur recht und billig, daß den Truppen in der Stadt abends eine Erquickung und nachts Ruhe vergönnt werde. Auf diese höchst wahrscheinliche Annahme hin begab sich also die Herrschaft sowohl als das Gesinde zu Bette; nur ein Diener blieb noch auf.

Endlich, eine Stunde nach Mitternacht, kamen Junker Kai und sein Reitknecht auf dem Edelhofe an. Ehe wir aber fortfahren, ist es doch wohl am geratensten, die Ursache der späten Heimkehr dieser beiden und das vollkommene Ausbleiben aller der übrigen zu erklären.

Die Hütte des Wilderers, die er selbst in sehr einfachem Stil erbaut hatte, mit Wänden von Torfstücken und einem Dache von Heidekraut, welches unbefestigt auf

dürren, in Form von Sparren zusammengefügten Eichenzweigen ruhte, hatte, als Festung betrachtet, eine vorteilhafte Lage. Mitten in einem Moore, welches mindestens zwei Meilen im Umfang war, erhob sich eine kleine Erhöhung, die auch bei dem plötzlichst hereinbrechenden Tauwetter nicht unter Wasser gesetzt wurde, und wohin wenigstens kein Reiter außer auf einem schmalen Erdstreif gelangen konnte, der sich zwischen Torfgräben und Quellenmorästen hinschlängelte. Auf dieser hatte der schwarze Mads seine idyllische Wohnung aufgeschlagen, wo er mit Weib und vier Kindern von der Jagd lebte. Das größere Wild wurde frisch, gesalzen oder geräuchert verzehrt; das kleinere verkaufte man zugleich mit Hirschfell und Fuchsbalg unter der Hand, und für das gewonnene Geld schaffte man sich Brot und sonstige Bedürfnisse. Aber die nötige Milch erbettelten Frau und Kinder von den umwohnenden Bauern.

Als das Tagesgrauen eben begann, erreichten der Herr von Ansberg und sein Heer das Moor. Niels Jäger, als der mit den Bodenverhältnissen Vertraute, ritt nun voraus und führte glücklich die gesamte Macht zu der Stelle hin, wo die Hütte liegen sollte. Aber mit Erstaunen starrte er vor sich hin: es war keine Hütte zu entdecken, und doch war es bereits so hell, daß man sie notwendigerweise mußte erblicken können. Das einzige, was er hervorzubringen wußte — seine gewöhnliche Zuflucht in Not und Verwirrung — war ein langer und kräftiger Fluch.

Der gnädige Herr, der herbei kam um die Veranlassung zu einem so herzlichen Erguß zu erfahren, richtete an seinen Jäger einen eben so zärtlichen Morgengruß und behauptete, daß derselbe sich verirrt und ihn einen verkehrten Weg geführt habe. Aber Niels, der seiner Sache gewiß war, versicherte, ja, rief ein Dutzend der schwarzen Engel zu Zeugen, daß die Hütte da liege, allein Mads müsse sie unsichtbar gemacht haben, und das gewiß mit Hülfe seines guten Freundes — des mit dem Pferdefuß; denn es sei außer allem Zweifel, daß er die Augen der Menschen zu blenden verstehe.

Der Herr war nahe daran, sich dieser Ansicht als der vernünftigsten anzuschließen, als der Junker, welcher etwas weiter vorausgeritten war, ausrief: „Dort liegt Feuer!"

Alle strömten nun herbei, und bald entdeckte man, daß die ganze Hütte in Asche liege, aus welcher die glühenden Kohlen noch hin und wieder hervorglimmten.

Diese Entdeckung brachte Niels Jäger zu dem Resultat, daß mehrerwähnte geschwänzte Person den schwarzen Mads und seine ganze Brut geholt habe.

Der Junker war dagegen der Ansicht, daß dieser selbst seine Hütte abgesengt habe und geflüchtet sei.

Da es während dieser Debatten klarer Tag geworden war, untersuchte man die Brandstätte genauer, fand aber nichts als Asche, Feuerfunken, Kohlen und verbrannte Knochen, welche die Jäger als Hirschknochen bezeichneten. Mit Rücksicht auf die Vermutung des Junkers beschloß

man, die umliegenden Heiden zu durchsuchen, da der Flüchtling mitsamt Familie und Gepäck doch unmöglich besonders weit gekommen sein konnte. Zu dem Ende verteilte man sich in vier Haufen, um ihm in allen vier Weltgegenden nachzuspüren; der Junker mit seinem Reitburschen und einem andern Knechte wählte die östliche, vielleicht um Ansberg und der Geliebten näher zu sein; aber umsonst waren alle seine Bemühungen. Ohne Erfolg jagte er hierhin und dorthin und ermattete sich selbst, seine Leute und seine Pferde. Zuweilen meinte er etwas Bewegliches in der Ferne zu gewahren, allein bei näherer Untersuchung fand er, daß er sich geirrt und nur etwa Schafe oder eine Staffel Heidetorf gesehen habe.

Einmal war er fest überzeugt, Menschen in der Richtung zu bemerken, wo jetzt die deutsche Kirche liegt, aber nach und nach, je mehr er sich näherte, desto undeutlicher wurden die Gestalten, bis sie zuletzt ganz verschwanden. Der Reitknecht erklärte diese optische Täuschung nach einer alten Sage: daß hier in uralter Zeit eine Schlacht stattgefunden habe, und daß die Geister der Gefallenen noch zuweilen das blutige Spiel wiederholten. Ja, als Hirtenknabe habe er oft bei Sonnenaufgang ganze Regimenter aufmarschieren und die Offiziere zu Pferde an den Kolonnen derselben auf- und abjagen sehen, habe gesehen wie die feindlichen Heere mit einander rangen, wie nun das eine weiche und nun das andere. Zur Zeit seines Großvaters dagegen habe man deutlich die Kommandorufe der Anführer, das Schmettern der Trompeten, das

Klirren der Waffen und das Jammergeschrei der Verwundeten hören können.

Aber der Junker, welcher etwas von der Fata Morgana vernommen hatte und auf dem Meere selbst Zeuge ähnlicher Naturerscheinungen gewesen war, lachte seinen kühnenschen Diener aus und verfluchte in seinem Herzen den schwarzen Wilderer mitsamt seinem ganzen Geschlecht bis ins vierte Glied. — Während der Vorbereitungen zu diesem verwünschten Streifzuge hatte man — was zuweilen auch in wichtigeren Kriegen vorkommen soll — vergessen für Proviant, die notwendige Grundlage jedweden Heldenmutes, Sorge zu tragen. Der dritte Teil der Division des Junkers wurde demnach ausgesandt, um das Versäumte nachzuholen; als der Knecht aber im Laufe des Abends noch immer nicht zurück gekehrt war, beschloß der verhungerte Junker die Nase heimwärts zu wenden. Dieser Entschluß war aber leichter gefaßt als ausgeführt, denn die Pferde waren eben so erschöpft und verschmachtet wie die Reiter. Es ging deshalb außerordentlich langsam, und man war nicht imstande, sich aus der Heide herauszuarbeiten, ehe das Dunkel hereinbrach. Die Folge davon war, daß man sich verirrte und erst nach Mitternacht Ansberg erreichte.

Um mehrfaches Zurückspringen zu vermeiden, will ich hier kurz berichten, daß das Glück der drei andern Divisionen um kein Haar glänzender war; sie fanden nichts von dem, was sie suchten. Umsonst durchforschten sie jedes Torfmoor, vergebens umkreisten sie jedes Thal und

jede Bodensenkung, jeden Hügel, jede Anhöhe; umsonst holten sie in allen angrenzenden Dorfschaften und vereinzelt liegenden Gehöften Erkundigungen ein: von dem schwarzen Mads hatte niemand das geringste gesehen oder gehört. Der Tag ging darüber zu Ende, und es mußte für Nachtherberge gesorgt werden. Der Herr von Ansberg selber landete auf Rydhauge, von wo er erst nach zweitägiger, vom Glück begünstigten Birkhühnerjagd seine Heimat erreichte.

Hochgeehrte Leser und Leserinnen! Sie alle, die Sie diese wahrhaftige Geschichte zur Hand nehmen! um Ihretwillen rate ich Ihnen: lesen sie das jetzt Folgende nicht in der Einsamkeit oder bei Licht; sind aber Ihrer mehrere, dann schadet es nichts, wenn sie so nahe wie möglich zusammen rücken — denn es kommt eine Gespenstergeschichte!

Der müde Junker hatte kaum den gebieterischen Forderungen des Hungers Genüge gethan, als er ernstlich daran dachte, diejenigen des Schlafes zu befriedigen. Er befahl deshalb seinem Diener, ihm auf sein Schlafgemach hinauf zu leuchten; als dieser aber die Thür öffnen wollte, geschah es, daß er den Schlüssel zerbrach, so daß der Bart im Schlosse stecken blieb. Was war hier zu beginnen? Die Thür, das Schloß, den Schlüssel, den Schmied, den Diener und obendrein den schwarzen Mads zu verfluchen, erwies sich als nutzlos. Das Schloß abzulösen, dazu waren Brecheisen und Hammer vonnöten, und außerdem

würde der dadurch hervorgebrachte Lärm das ganze Haus wecken.

Deshalb hatte er sich denn bislang so still verhalten, ja, um nicht die Ruhe der Damen zu stören sich mit einem Stück kalten Bratens genügen lassen, welches der Diener auf geheimem Pfade herbeizuschaffen gewußt. In solchem Falle ist der erste Rat der beste; auch hier konnte der Diener aushelfen. „Die Turmkammer!" sagte dieser mit halblauter Stimme und unsicherm Blick auf den Junker.

Bei der Nennung dieses wohlbekannten, aber übel beleumundeten Zimmers überlief ihn ein kalter Schauder; aber er bemühte sich, die Furcht vor dem Diener sowohl wie vor sich selbst durch ein erkünsteltes Lächeln und die in gleichgiltigem Tone hingeworfene Frage zu verbergen: ob das Bett dort auch zurecht gemacht sei? Die Antwort lautete bejahend; denn die gnädige Frau hatte hier stets für den Notfall ein aufgemachtes Bett, obwohl dasselbe seit Menschengedenken nicht gebraucht worden war. Da sie selbst den Schlüssel zu den andern Gastzimmern in Verwahrung hatte, aber eine solche Vorsicht bei diesem für überflüssig hielt, welches nur ein Bett, ein paar Stühle und einen Tisch enthielt und außerdem durch seine geistige Schutzwache gegen Diebeshand als ausreichend beschützt erachtet wurde, so nützten jetzt keine weiteren Ausflüchte oder Einwendungen.

Der Junker ließ sich hinauf führen, und als der Diener ihn entkleidet und das Licht auf den Tisch gestellt hatte, ging derselbe und schloß die Thür hinter sich.

Es war eine dunkle Herbstnacht. Der abnehmende Mond näherte sich dem letzten Viertel. Seine gekrümmte halbe Scheibe stand tief am Himmel und schien herein durch das einzige hohe und schmale Bogenfenster der Kammer. Es wehte; Wölkchen trieben — wenn man so sagen kann — in schnellem, fast regelmäßigem Takt über den Mond. Die Schatten derselben glitten an der weißen Wand hin und verschwanden im Kamine. Das Bleifenster klirrte bei den Windstößen; es zischelte und pfiff in den Scheiben; es polterte im Schornstein; die Kaminthür klapperte.

Junker Kai war kein Feigling; sein Herz saß wohl gar der rechten Stelle ziemlich nahe. Aber die Eigenschaft, welche wir Mut nennen, ist von ganz relativer Beschaffenheit, eben so mannichfaltig und verschieden in ihren Äußerungen als in den Bedingungen, von welchen sie abhängt. Mancher Krieger, der ohne Beben Kugeln und Bajonetten entgegen geht, wird nicht ohne Herzklopfen allein und im Dunkeln in eine Kirche hinein treten; und der, welcher kühn eine Fahne aus einer feindlichen Schar heraus holt, wird sich vielleicht nicht bewegen lassen, um Mitternacht ein Meßbuch vom Altare oder einen Schädel aus dem Beinhause zu holen. Der Soldat, der wie ein Mann steht, wenn er Land unter den Füßen hat, bebt vielleicht auf dem ihm ungewohnten fürchterlichen Meere, und der Seemann, der lächelnd dem Sturm und den Wogen steht, wird zwischen Gewehren und Säbeln ganz ernst.

Unsers Junkers Mut war ebenfalls kein ganzer und vollkommener; er konnte seinen Mann stehen, sein Pferd reiten, und wenn dies auch ein Bucephalus wäre, kurz, er fürchtete sich vor keinem lebenden oder, richtiger gesagt, körperlichen Geschöpf; aber vor Geistern hatte er allen möglichen Respekt. Zeit und Umstände, besonders aber die Verrufenheit des Zimmers, setzten sein Blut in schnellere Bewegung, und uneingeladen stellten sich alle alten Gespenstergeschichten vor seiner aufgeregten Einbildungskraft ein. Phantasus und Morpheus stritten um seinen Besitz: der erstere gewann die Uebermacht. Er wagte es nicht, die Augen zu schließen, sondern starrte unverwandt die gegenüber befindliche Wand an, wo die unförmlichen Schatten allmählich Gestalt und Bedeutung zu gewinnen schienen. Unter solchen Umständen gereicht es zum Troste, den Rücken frei und alle Feinde vor sich zu haben.

Er erhob sich deshalb im Bette, schlug die Gardine am Kopfkissen zur Seite und blickte zurück. Das Bett stand in einer Ecke; bei den Füßen, doch etwas nach vorn war das Fenster, der Langseite des Bettes gegenüber die eine breite Wand, der Kamin und hinter diesem die Thür. Sein Auge glitt an dieser vorüber zur Hinterwand. Dort hing ein altes Gemälde, ein mannhafter Ritter in voller Rüstung, mit einem Gesicht so groß wie ein Kürbis, umwogt von dicken, schwarzen Locken. Bei diesem verweilte sein spähender Blick. Es zeigte sich und verschwand, je nachdem die Wolken vom Monde fortglitten oder ihn bedeckten. In dem ersten Falle schien das Antlitz sich zu

einem Lächeln zu erweitern, im letzteren zu düsterm Ernst einzuschrumpfen. Vielleicht ein ehemaliger Besitzer dieses Edelhofes, welcher jetzt unter einem fremden Eigentümer, nachdem vielleicht sein Geschlecht ausgestorben, in diesem abgelegenen Winkel Platz erhalten und sich durch nächtlichen Besuch wegen gleichgültiger und verächtlicher Behandlung an den Nachkommen rächte. Wie die Schatten an der Wand, so hetzten Mut und Furcht einander in der Seele des Junkers. Endlich nahm er den Mut zusammen, legte sich hin und überließ sich ganz der Macht des Schlummergottes.

Nach der gewaltsamsten Überanstrengung schläft man nicht am ruhigsten. Vielleicht hatte er noch keine halbe Stunde geschlummert, als er durch ein Geräusch, wie wenn ein verrostetes Thürschloß aufgemacht werde, erwachte.

Er öffnete unwillkührlich die Augen; sie fielen auf die gegenüber befindliche Thür, wo eine weiße Figur sich zeigte und fast in demselben Augenblick verschwand — die Thür fiel mit einem schwachen Knirschen zu. Über den Kopf lief ihm eine eigentümliche Kälte, welche wir mit der Redensart bezeichnen: die Haare stehen zu Berge. Doch blieb er noch seiner Furcht Meister; die Einbildungskraft hatte seine kalte Vernunft noch nicht ganz und gar bezwungen. „Es kann ja der Diener gewesen sein," dachte er, „welcher, obgleich entkleidet, hat nachsehen wollen, ob das Licht ausgemacht sei."

Einigermaßen durch diese Hypothese beruhigt, wandte

er den Blick von der Thür, sah aber jetzt vor dem Fenster die obere dunkle Hälfte einer menschlichen Gestalt. Der Umriß von Kopf und Schultern war ganz deutlich und die äußern Ränder wurden vom Lichte des Mondes beleuchtet; die Gestalt schien den Rücken zuzukehren. Der Schrecken des Junkers gewann die Überhand und hemmte sein Atemholen. Die Gestalt seufzte, streckte die eine Hand empor und schrieb auf den Scheiben. Da schwand der Mut des Junkers; es ging ihm wie Belsazar: „seine Farbe wechselte, seine Gedanken entsetzten sich, seine Lenden erschlafften und seine Knie schlotterten gegen einander.“

Was hier beginnen? An Flucht war nicht zu denken; denn wählte er die Thür, durch welche das weiße Wesen verschwunden war, dann konnte er in einen Hinterhalt fallen; das Fenster verteidigte sich selbst, und andere Ausgänge hatte er nicht bemerkt. Allerdings giebt es einen Zufluchtsort, den viele, wie man sagt, in solchen Fällen suchen sollen, indem sie unter die Decke kriechen; allein da es bekannt ist, daß etliche Gespenster so grausig gespenstisch sind, daß sie die Decke auf den Fußboden ziehen, darf ich dieses Mittel nicht unbedingt empfehlen. Entweder kannte unser Junker es gar nicht, oder auch schämte er sich, desselben sich zu bedienen. Ja, sein natürlicher Mut hob sich noch einmal so weit, daß er die Gestalt anrief mit: „Wer da?!“

Bei diesem Rufe schien sie eine rasche Wendung zu machen, antwortete aber nicht; und nach einigen Augen-

blicken sank sie ganz langsam unter das Fenster hinab, und später ließ sie sich weder sehen noch hören.

Kein verirrter Wanderer kann inniger das Licht des Tages ersehnen, als der arme Junker. Er wagte es nicht, seine Augen zu schließen aus Furcht, wenn er sie wieder öffne, etwas sehen zu müssen, was er nicht wünschte; er lauschte mit stets gespannter Aufmerksamkeit, vernahm aber doch nichts Anderes, als das Schnauben des Windes, das Klirren der Scheiben und sein eigenes Atemholen. Endlich brach der Tag heran, und sobald es hell genug geworden war, um jeden Gegenstand im Zimmer unterscheiden zu können, stand er auf und untersuchte dieses mit Genauigkeit. Umsonst: er fand keine Spur des nächtlichen Besuches; die Kaminthüren waren geschlossen; die Thür zur Kammer ebenfalls; das Fenster war auch in Ordnung, und mehr Ausgänge gab es nicht. Er wurde an sich selbst irre und beeilte sich, diese unruhige Nachtherberge mit dem aufrichtigen Vorsatze zu verlassen, sie nie wieder zu betreten.

Sobald die Herrschaft sich zum Frühstück versammelt und der Junker über den mißlungenen Zug Rapport erstattet hatte, richtete die gnädige Frau die natürliche Frage an ihn: wie er nach solchen Strapazen geschlafen habe?

„Recht gut," lautete die Antwort.

Das Fräulein lächelte: „Habt Ihr nicht in der Turmkammer gelegen? Mir schien, mein Mädchen sprach davon."

Der Junker bejahte es; da er aber vor der Braut seine Furcht verheimlichen wollte, fand er es nötig, seine nächtliche Bekanntschaft ganz zu verleugnen.

Das Fräulein schien eben so erpicht darauf zu sein, ihm ein Bekenntnis abzunötigen; sie versicherte, man sehe es seinen Augen an, daß er nicht geschlafen habe, und er sehe ungewöhnlich bleich aus.

Um dies peinliche Verhör zu beenden, erklärte er das verrufene Zimmer als völlig purifiziert und fügte hinzu, daß sie selbst da sehr gut schlafen könne, wenn sie nur den erforderlichen Mut besitze.

„Dann glaube ich auch," sagte sie lachend, „daß ich es ebenfalls einmal versuchen will."

Hiermit schien dieser Gegenstand erschöpft, und man ging zu anderen Dingen über.

Nach der Heimkehr des alten Herrn vergingen einige Tage, ehe von der Turmkammer wieder die Rede war; denn vorerst hatte man vollauf damit zu thun, die vielen verschiedenen Arten zu ersinnen, vorzubringen und zu beurteilen, wie der schwarze Mads hätte gefangen werden können, sowie die wahrscheinlichste Annahme betreffs seines gegenwärtigen Aufenthaltsortes festzustellen. Und demnächst erforderte es lange Zeit, umständlich und genau die zweitägige Birkhühnerjagd bei Rydhauge zu erzählen.

Als nun endlich auch dieses reiche Thema erschöpft war — das heißt: als jedes geschossenen und verfehlten Tieres Geschichte erzählt war, man zufriedenstellende Gründe für jeglichen Fehlschuß aufgestellt hatte, scharf-

sinnige Vergleiche zwischen Hunden und Gewehren gemacht waren u. s. w., begann das Fräulein die Unterhaltung auf das berüchtigte Zimmer zu lenken, indem sie ihrem Vater das Nachtlager des Bräutigams dort erzählte und ihn auf dessen ungewöhnlichen Ernst aufmerksam machte. Er hatte in diesem seinem zweiten Verhöre zwei Inquisitoren, von welchen namentlich die junge Dame ihm mit ihren schelmischen Neckereien so auf die Klinge rückte, daß er endlich für gut fand, seine anfängliche Verleugnung zu widerrufen und einzugestehen, daß ihn keineswegs sonderlich darnach verlange, je dort wieder zu schlafen.

„Ist das eines Kavaliers würdig," sagte das Fräulein, „sich vor einem Schatten so zu fürchten? Ich bin nur ein Frauenzimmer, und doch würde ich es wagen, ein solches Abenteuer zu bestehen."

„Das gilt meinen Fuchs!" entgegnete der Junker; „Ihr wagt es nicht!"

„Ich setze meine Belle dagegen!" rief sie.

Man glaubte, es sei ihr Scherz; als sie aber entschieden darauf bestand, daß die Wette zum Austrag gebracht werde, bemühten sich Bräutigam und Vater gleich sehr, sie zu vermögen, von einem so gewagten Unternehmen abzustehen. Sie beharrte darauf. Nun sah der Junker es demnach als geboten an, alles gerade heraus zu bekennen. Der Alte schüttelte das Haupt; Fräulein Mette lachte und behauptete, er habe geträumt, und um ihn davon zu überzeugen, meinte sie nun um so mehr dazu verpflichtet zu sein, ihr gegebenes Versprechen zu halten.

Der alte Herr, dessen Vaterstolz sich durch den Mut der Tochter geschmeichelt fühlte, spendete ihr nun Beifall; und alles, was Junker Kai erreichen konnte, war, daß eine Klingelschnur bei ihrem Bette angebracht wurde, und daß ihr Kammermädchen auf einem Feldbett in demselben Zimmer liegen durfte. Das Fräulein dagegen bedang sich aus, daß alle Menschen auf dem Hofe in ihren Betten bleiben sollten, damit es nicht später heiße, daß man das Gespenst verscheucht habe, und daß niemand nach elf Uhr Licht haben dürfe. Vater und Bräutigam mußten in dem sogenannten „vergüldeten Gastzimmer" ihr Nachtquartier aufschlagen, welches von der Turmkammer nur durch einen langen Gang getrennt war. Bei ihnen hing die Klingel, mit welcher die junge Dame im Notfalle Sturm läuten konnte. Die Mutter — nicht minder heroisch als die Tochter — gab willig ihre Zustimmung zu dem Abenteuer, und die nächste Nacht wurde zur Ausführung erkoren.

IV.

Die Entführung.

Falls ich bei jemandem die Erwartung eines neuen Spukes geweckt haben sollte, thut es mir wirklich leid, und dies um so mehr, als der erste nun auch sich eine natürliche Erklärung gefallen lassen und enden muß mit einem: „Pah! nichts anderes!" Aber dann freut es mich wiederum auch, daß ich als Ersatz für eine richtige Gespenstergeschichte mit einer so regelrechten Entführung aufwarten kann, wie sie nur jemals in Romanen gefunden wurde: einer Entführung, nicht bei Tage, sondern bei Nacht; nicht durch die Thür, nein, durchs Fenster; nicht zu Wagen, sondern zu Pferde.

Die wichtige Nacht, welche das künftige Los des Fuchses und Isabellens entscheiden sollte, brachte der Herrschaft und dem Gesinde nur wenig Schlaf: alle lagen in gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Katzengemiaue, Eulengeschrei, Hundegeheul verjagten den Schlaf, so oft er sich einstellen wollte. Die Stallknechte hörten die Pferde schnaufen, schnarchen und ausschlagen;

es kam dem Großknechte vor, als höre er Säcke den Boden entlang schleppen; der Meierin schien es, als wenn die Buttermaschine im Gange sei, und die Haushälterin hörte deutlich, daß es in der Speisekammer rumorte. In die vergüldete Kammer kam auch nicht mehr Schlaf: der Herr und der Junker lagen schweigend und warfen dann und wann verstohlene Blicke nach der kleinen silbernen Klingel hin, welche zwischen ihnen hing; allein sie war und blieb stumm. Als die Turmuhr eins schlug, begann der Junker seine Wette als halb verloren anzusehen, tröstete sich jedoch damit, daß der Verlust an seine Frau nur aus einer in die andre Hand gehe.

Kurz gesagt: die Nacht schlich vorüber und — was die Turmkammer betraf — verlief so ruhig, als wenn es in der ganzen Welt keinen Spuk gebe. Bei der ersten erkennbaren Tagesdämmerung standen die beiden nur halb entkleideten Herren auf und eilten zum Behuf des Morgengrußes hin zu der kühnen Geisterbezwingerin. Sie pochten an die Thür — kein „entrez!" — Drinnen mußte man wohl in tiefem Schlafe liegen.

Papa öffnete — man trat hinein — ha! das Bett des Fräuleins war leer und die Oberdecke zur Seite geschoben.

„Bravo!" rief der Junker; „sie ist echappiert, und die Isabelle gehört mir!"

Der alte Herr sprach kein Wort, sondern wandte sich hin zum Bette des Kammermädchens: dieses gab auch kein Lebenszeichen zu erkennen; als man aber die Decke be-

seitigen wollte, lag es wirklich rot erglühend und schweiß-dampfend da wie im heftigsten Fieber. Auf die erste dringende Frage des Herrn antwortete es nicht, sondern starrte die Anwesenden nur mit verzerrtem, wahnwitzigem Antlitz an. Endlich fand die Zofe ihre Sprache wieder und berichtete in abgebrochener und unzusammenhängender Rede, daß sie kurz nach Mitternacht ein entsetzliches Gespenst habe durch die Wand kommen sehen. Erschreckt habe sie sich unter die Decke gesteckt, welche sie seitdem auch nicht zu lüften gewagt habe; von allem, was sich weiter zugetragen, wisse sie nichts. Doch dieses stellte sich bald heraus; denn das Fenster war offen, und unterhalb desselben stand eine Leiter — Fräulein Mette war entführt! Aber von wem?

Welcher Aufruhr auf dem ganzen Gute! Welch ein Lärmen, Schreien und Jammern! Verwünschungen ohne einen Gegenstand, Fragen ohne Antwort.

„Hinter ihnen her!" war der erste Gedanke des Vaters und des Bräutigams; aber wohin?

Die gnädige Frau, von allen die besonnenste, schlug zuerst eine allgemeine Heerschau vor, und der Herr übernahm sie in eigner Person. Er rief jegliches lebende Wesen des Gutes bei Namen auf und erklärte zuletzt, daß er niemanden vermisse. Die ganze aufgestellte Besatzung befand sich in demselben Irrtum, bis Frau Kirstin fragte: „Wo ist der Schreiber?"

„Der Schreiber! Der Schreiber!" scholl es von Mund zu Munde.

Man sah sich um, man blickte sich gegenseitig an, sah sich selbst an — nein! Der Schreiber war wirklich und wahrhaftig nicht da. Der Reitvogt und einige andere stürzten nun davon und hinüber in die Schreiberstube; und der Herr rief den Stallknechten zu: „Aufgesattelt, und hin vor die Thür wie Donner und Blitz!“

Der Vogt kam bald keuchend und zum Tode erschreckt mit dem Berichte zurück, daß der Vermißte wirklich fort sein müsse; denn das Bett beweise, daß es in der verflossenen Nacht nicht benutzt worden sei; des Schreibers Sporen und Reitpeitsche waren auch nicht zu entdecken. In demselben Augenblick kam einer der Stallknechte gelaufen und erzählte, daß Isabelle fort sei. Alle standen versteinert in allseitiger schweigender Beschaulichkeit, bis Frau Kirstin die Stille unterbrach.

„Unser Fräulein Tochter“, sagte sie, „kann von einem Schreiber nicht entführt worden sein; aber er hat sich als Spion hier eingeschlichen. Es ahnt mir, daß der Räuber aus dem Westen her ist — seht zu, ob Ihr sie nicht auf dem Wege nach Vium aufzuspüren vermögt! Und nun fort; es könnte doch sein, daß Ihr sie noch einholt; denn Isabelle wird mit Zweien nicht gar weit laufen können.“

Ihre Mutmaßung war richtig. Auf dem bezeichneten Wege sah man die Spuren eines im scharfen Trabe davon eilenden Pferdes, und zu vollständigerem Beweise fand man unfern des Edelsitzes eine Schleife und etwas weiter hin einen Handschuh, beide Fräulein Mette gehörend.

Bewaffnet mit Büchsen, Pistolen und Degen eilten nun der Herr, der Junker, der Reitvogt, der Jäger und vier wohlausgerüstete Knechte fort; und hinter ihnen her rief die gnädige Frau: „Bringt sie tot oder lebendig!“

Eine Strecke Weges wollen wir den Herrn von Ansberg auf seinem zweiten Zuge begleiten. Bis nach Vium war die Spur deutlich erkennbar; hier aber würde man sie verloren haben, wenn nicht ein Bauer, bei welchem man sich erkundigte, berichtet hätte, daß er einige Stunden vor Tagesanbruch Pferdegetrappel durchs Dorf, in westlicher Richtung hinaus verhallend, gehört habe. Man folgte diesem Winke und fand die Spur wieder; sie führte in derselben Richtung weiter am Kruge von Hvam vorüber. Hier erfuhr man, daß die Hunde vor etwa zwei Stunden einen heillosen Spektakel angestellt hätten. Die Eile der Fliehenden hatte also begonnen sich zu mäßigen, was die Spur auch deutlich zu erkennen gab. Die Verfolger kamen nach Sjörup. Hier hatte ein außerhalb des Bauernhofes beschäftigter Knecht ein Pferd vorüber gehen gehört und gemeint, zwei auf demselben sitzen zu sehen. Nun aber verlor man jede Spur. Hier gab es der Wege verschiedene, alle mit tiefen und schmalen Rädergleisen — welcher war denn nun der rechte? Die Flüchtlinge waren keinem derselben gefolgt, vermutlich aus Furcht, daß das Pferd stolpern und fallen könne, sondern waren in die Heide hinaus geritten.

Man machte Halt, um zu beratschlagen. Von drei Hauptwegen lief einer nach Nordwesten, einer nach Süd-

westen und einer zwischen diesen beiden hin. Während diese, einer nach dem andern, in Erwägung gezogen wurden, kam die Rede auch auf das wichtige Ereignis der Nacht, und besonders auf den verdächtigen Schreiber. Einer der Knechte erzählte, es komme ihm vor, daß er diesen irgendwo zuvor gesehen habe, als er bei der Kavallerie diente; wo aber, dessen konnte er sich nicht entsinnen. Ein anderer hatte einige Tage zuvor einen Unbekannten sich heimlich mit ihm im Walde unterhalten sehen, und es dünkte ihn, als habe dieser einigemal „Herr Kornett" zu ihm gesagt. Jetzt ging plötzlich dem alten Herrn ein Licht auf.

„Ha!" rief er, „dann schlagen wir den mittleren Weg ein! Der führt nach Vestervig! Ich kann darauf schwören, daß der Schreiber niemand anders als der dritte Sohn des Majors ist, welcher als Kornett bei den Kürassieren stand. Ich entsinne mich, daß Frau Kirstin einmal mich vor dem gewarnt und gesagt hat, er stöbere nach Fräulein Mette. — Und Ihr?" rief er zornigen Blickes dem Reitvogt zu.

„Gnädiger Herr!" nahm dieser das Wort: „Ihr sahet ja selbst das Schreiben des Reitvogts von Vestervig. Der ist es, der uns alle zum besten gehabt hat. Vielleicht war auch der Brief gefälscht; obendrein war der Patron so still, ordentlich und arbeitsam, so höflich und demütig, daß es mir nie einfallen konnte, er sei ein adliger Herr."

„Seine Herrschaft liegt im Monde," sagte der Alte

und setzte sein Pferd in Trab; „dem, der zuerst den Deserteur entdeckt, gebe ich drei Kronen.“

Der Trupp mußte etwa anderthalb Meilen reiten, ehe er die in Aussicht genommene Furt in der Karuper Aue erreichen konnte. Während dessen will ich mit Erlaubnis des Lesers dahin vorauseilen und mich den Flüchtlingen nähern, welche jetzt soeben das andere Ufer berührten.

Die arme Isabelle, von der doppelten Bürde und dem schnellen Laufe der ersten Meile ermattet, ging langsam und schwankend den Heidehügel hinan. Der Kornett — denn der war es wirklich — schaute oft bekümmerten Blickes rückwärts und holte sich jedesmal einen Kuß bei seiner süßen Metta, welche in männlichem Reitanzug hinter ihm saß und ihn dicht umarmt hielt.

„Seht Ihr nichts?“ fragte sie ängstlich; denn sie selbst wagte es nicht, sich umzusehen.

„Noch nicht,“ erwiderte er; „aber ich fürchte — die Sonne ist bereits ziemlich weit über den Horizont herauf gestiegen; sie müssen hinter uns her sein — wenn nur unser Zelter es aushält!“

„Aber der Wagen Eures Bruders, wo bleibt der?“ fragte sie nach einer Pause.

„Der hätte beim Tagesgrauen uns hier an der Aue begegnen sollen,“ entgegnete er; „ich begreife nicht, was ihn verhinderte. Wir haben noch zwei Meilen, ehe wir aus der Heide heraus sind; und falls sie inzwischen die rechte Spur gefunden haben —“

Indem er so sprach, hatten sie den Kamm der Anhöhe erreicht, und die große westliche Heide breitete sich nun wie ein Meer vor ihnen aus; allein kein Wagen, kein lebendes Wesen war zu entdecken. Der Kornett hielt an, um das arme Pferd verschnaufen zu lassen und machte eine halbe Wendung, um bequemer die jetzt zurückgelegte östliche Alheide überblicken zu können. Auch diese war bar und öde; nichts war zu sehen außer einzelnen Torfmieten, nichts zu hören außer dem Gelächter des Birkhahnes, dem Sausen des rinnenden Flüßchens, Isabellens Schnaufen und ihren eigenen Seufzern. Eine Weile hielten sie so an, bis das Fräulein die Stille mit der Frage unterbrach: „Rührt sich nicht etwas dort in der Ferne?"

Sie sprach es mit gedämpfter Stimme, als fürchte sie, daß man es auf der entgegengesetzten Seite der Wüstenei vernehmen könne.

„Wir haben nicht Zeit, länger zu säumen," antwortete er; „ich befürchte, daß es Euer Vater ist, der weit draußen kommt."

Bei diesen Worten drehte er wieder gen Westen und gab dem Pferde die Sporen.

„Ach, mein Vater!" seufzte sie und umschlang noch inniger ihren Entführer.

„In Ungarn," sagte der, — „um diese Zeit sind es fünf Jahre — hatten wir in einem Dorfe Nachtquartier genommen. Morgens wurden wir von den Türken überrumpelt. Als ich zu Pferde stieg, brannten bereits einige

Häuser; wir mußten retirieren, und ich war der letzten einer. Etwa eine halbe Viertelmeile vom Dorfe entfernt, kam ein vielleicht zehn- bis zwölfjähriger Ungarknabe hinter mir her gelaufen, von einem Trupp Janitscharen verfolgt. Er war halb nackt. Lange konnte er seine Flucht nicht mehr fortsetzen; ich ritt zurück und nahm ihn aufs Pferd zu mir. In diesem Augenblick hatte der erste Janitschar uns erreicht. Ehe er fiel, gab er mir dieses Andenken im Gesicht. Aber meinen Ungarknaben rettete ich. Er ist bei meinem Bruder und hätte heute uns entgegen kommen sollen. Meine Teuerste! Damals, als ich diese Schmarre erhielt, war mir besser zu Mute, als jetzt." — Er sah sich wieder um und fuhr fort: „Es scheint, daß sie sich uns nähern — treibe ich das Pferd noch mehr an, dann wird es stürzen."

Sie ritten eine Strecke weiter — er mit beklommenem, sie mit ängstlich pochendem Herzen.

„Ich muß gehen," sagte er und stieg ab, „das wird ihm helfen. Seht Euch nicht zurück, liebstes Fräulein!"

„Ach, mein Gott," rief sie, „sind sie es?"

„Es sind ihrer sieben oder acht," antwortete er, „soweit ich zu unterscheiden vermag, sind sie beritten."

„Wie weit mögen sie entfernt sein?" fragte sie weiter.

„Etwas über eine halbe Meile; drei Viertelmeilen," antwortete er.

Trotz seiner Ermahnung blickte sie wieder zurück.

„Ich sehe niemand!" rief sie.

„Ich jetzt auch nicht," sagte er; „aber sie sind jetzt

wohl unten in einer Bodensenkung — da kommt einer wieder zum Vorschein, und noch einer — komm, komm, arme Belle!" rief er und zog den Zelter hinter sich her; „Du pflegst sonst krummen Hals zu machen und Deine Füße so keck zu heben; jetzt schleppst Du sie an der Erde hin und streckst Deinen Kopf gerade aus, wie ein Fisch, den man mit Gewalt ans Land zieht."

Nach einer Weile sagte das Fräulein: „Ob sie uns wohl zu sehen vermögen?"

„Sie reiten in gerader Richtung hinter uns her; sie nähern sich uns unaufhaltsam —"

„Himmel!" rief sie, „wenn sie uns einholen! Ach, ich fürchte, mein Vater wird Euch töten; aber ich werde Euch mit meinem schwachen Leibe beschützen, liebster Holger. Ich kann Euch nicht überleben!"

Unter diesen ängstlichen, abgebrochenen Gesprächen waren sie etwa eine kleine halbe Meile von dem Flüßchen in die westliche Heide hineingekommen. Die Verfolger waren jetzt dem östlichen Ufer des Baches nahe; man konnte sie bereits deutlich unterscheiden und zählen. Die Angst der Fliehenden wollte schon in Verzweiflung übergehen — kein Schimmer von Rettung. Der Kornett keuchte um die Wette mit dem Pferde; das Fräulein weinte.

Da erhob sich plötzlich unmittelbar vor ihnen ein großer, braun gekleideter Mann aus dem hohen Heidekraut, eine Büchse in der einen und eine niedrige Mütze in der andern Hand. Die Fliehenden hielten an.

„Wer da? Woher bist Du?“ rief der Kornett in seinem militärischen Tone.

„Daher,“ antwortete der Mann, „wo die Häuser draußen stehen und die Gänse barfuß gehen. Und woher seid Ihr, und wohin gedenkt Ihr? — Aber halt! haben wir beide einander nicht vor kurzem gesehen? Seid Ihr nicht die Person, die zu meinen Gunsten sprach, als Niels Jäger mich an die Seite bringen wollte?“

„Schwarzer Mads!“ rief der Kornett.

„So nennt man mich,“ antwortete der Wilderer; „aber wie fügt es sich, daß ich Euch hier finde, so früh am Morgen, mit einer solchen kleinen Jungfer! Ihr habt wohl auch gewildert! — Kann ich Euch in irgend etwas dienen, so redet nur! Sagt mir's!“

„In der Not,“ sagte der Kornett, „ist der nächste Freund der beste. Ich bin der Sohn des Majors auf Vestervig und habe mir auf Ansberg eine Braut geholt. Ihr Vater mit einem ganzen Trupp Reiter ist hinter uns her. Kannst Du uns retten oder verbergen, werde ich Dir es danken, so lange ich lebe, und Dich belohnen, so gut ich es vermag; aber schnell muß es geschehen,“ fügte er rasch hinzu, indem er sich umdrehte, „denn dort sind sie, jenseits der Aue.

Mads hielt seine Mütze schattend über den Augen wegen der Sonne. „Fürwahr!“ bestätigte er, „da haben wir ihn selbst mitsamt allen seinen Knechten. ‚Verwandte sind die schlimmsten Feinde,‘ sagte der Fuchs, als die roten Hunde hinter ihm her waren. Wollt Ihr mir

versprechen, nie zu verraten, wohin ich Euch führe, dann will ich es versuchen, Euch aus der Klemme zu bringen."

Das Fräulein versprach, und der Kornett beschwor es.

„So hört denn nun, Kinderchen," fuhr er fort, „sie reiten soeben die letzte Anhöhe jenseit der Aue hinan, ehe sie auf den Rücken gelangen, vergeht eine gute Weile, und sie können nicht sehen, was wir unternehmen. Inzwischen wollen wir ihnen einen Zaun errichten, über den sie so leicht nicht hinüber hüpfen werden."

So redend legte er seine Büchse hin, holte seine Zunderdose hervor und schlug Feuer. Dann riß er eine Hand voll trockenen Mooses zusammen, setzte die Zunderdose hinein, blies, bis er eine Flamme hervorgebracht hatte, und warf darauf das Moos ins Heidekraut, wo das Feuer augenblicklich knisternd und lodernd weiter um sich griff. Während dieser Beschäftigung, deren Zweck die Flüchtlinge nicht sogleich begriffen, fuhr der schwarze Mads fort, seinen Gedanken in abgerissenen Sätzen Luft zu machen: „Der Wind ist mit uns im Bunde — und das Heidekraut ist trocken — jetzt kann Niels Jäger seine Pfeife bald anzünden — nun dient ihm meine Zunderbüchse zum zweitenmal — der ‚Mann' wird allerdings fluchen und raisonnieren wegen seiner Birkhühner — daß ich ihm sie ohne Tunke brate — aber Not bricht Eisen — ein braver Kerl hilft sich, so gut er kann. — Seht nur! nun lodert es vortrefflich!"

Darauf erhob er sich und sagte zum Kornett: „Thut nun, wie Ihr mich thun seht! reißt einen Heidebüschel

aus, steckt ihn an, lauft dann zehn Schritt nach Norden und steckt an! reißt dann wieder einen aus, lauft und steckt an, immer nordwärts, bis wo Ihr jenen größeren Heidebusch in einer Entfernung von mehreren Büchsenschüssen gewahrt! Ich selbst thue das gleiche nach Süden hin, dann laufen wir eben so schnell hierher zurück. Das Fräulein muß indes hier bei dem Pferde bleiben. — Das wird bald gethan sein. Nun beginnen wir! Vor mir Tag, hinter mir Nacht!" *)

Mit dieser Formel begann der Wilderer nun zu operieren. Der Kornett folgte seiner Anweisung, und ehe wenige Minuten verflossen waren, stand eine Heidestrecke von der Breite einer halben Meile in vollen Flammen und beide Anzünder vereinigten sich wieder bei der bebenden Dame.

„Nun haben wir unser Frühstück verdient!" sagte Mads, „seid so gut und folget mir und nehmt vorlieb mit armseligem Unterschlupf! Aber Tod und Teufel! was beginnen wir mit dieser?" Er gab Isabellen einen Schlag mit der flachen Hand: „kannst Du heim finden?"

„O!" antwortete das Fräulein, „Isabelle folgt mir, wohin ich auch gehe."

Der Kornett, welcher die Absicht des Wilderers erriet, nahm seine Braut bei der Hand und zog sie einige Schritt an die Seite, als wolle er sie gegen das Feuer schützen,

*) „Vor mir Tag, hinter mir Nacht!" In einem alten Märchen wird von einer Prinzessin erzählt, welche mittels dieser magischen Worte sich unsichtbar machen konnte.

welches — wenngleich langsam — doch auch gegen den Wind weiter leckte. Der Wilderer nahm seine Büchse, spannte sie, trat an die Seite des Pferdes, hielt sie demselben hinters Ohr und drückte los. Das Fräulein wandte sich mit einem Angstschrei und sah eben die arme Isabelle ohne einen Laut ins Heidekraut sinken. Ein paar mitleidige Thränen flossen über die bleichen Wangen des Mädchens.

„Der Gaul ist tot wie ein Hering!" rief Mads tröstend, „er vernahm nicht einmal den Knall." Und damit nahm er das Kopfzeug ab, legte Sattel und Gepäck auf die eine Schulter, die Büchse auf die andere und setzte sich in Bewegung. Er ermunterte die Flüchtlinge, ihm, so schnell sie es vermöchten, zu folgen, mit der erfreulichen Versicherung, daß man bis zu seinem Schlosse nicht weit habe. „Und seht Euch nur nicht um!" fügte er hinzu, indem er seine Schritte verlängerte und verdoppelte, „sondern denkt an Lots Weib!"

Nicht ganz weit vermochte das junge Mädchen, trotz des männlichen Reitanzuges, im hohen Heidekraute dahin zu schreiten. Sie strauchelte häufig und verwirrte sich im Heidegestrüpp, weshalb der Kornett, ohne erst Erlaubnis zu erbitten, sie auf seine Arme hob und ungeachtet ihrer Weigerung weiter trug.

Obgleich die spezifische Schwere eines schönen Mädchens derjenigen eines häßlichen gleich sein muß, habe ich mir doch erzählen lassen, daß ersteres weit leichter zu tragen sein solle, namentlich für einen jungen und verliebten

Kavalier. Man wird folglich nicht den allergeringsten Zweifel gegen meine Wahrheitsliebe erheben, wenn ich berichte, daß der Kornett, ohne zu rasten, seine Geliebte fast eine Viertelmeile weit trug. Wohl erbot sich der schwarze Mads mehrmals, die Last mit ihm zu vertauschen; da jener aber mit Kopfschütteln es ablehnte, sehen wir wohl ein, daß der Tausch nicht nach seinem Sinne gewesen sein muß. Daß das Fräulein, fortwährend den einen Arm um seinen Hals, mit der andern Hand seinen Hut lüftete und ihn fächelte, ihm den Schweiß abtrocknete und ihm die glühende Stirne küßte, mußte ja auch sie leichter und ihn stärker machen.

„Nun sind wir zu Hause!" rief der Führer endlich, indem er Sattel und Packen am Fuße einer kleinen Heideerhöhung hinwarf.

„Wo?" rief der Kornett und entledigte sich ebenfalls seiner Bürde.

Er blickte sich um, ohne jedoch irgend etwas zu entdecken, was mit einer menschlichen Wohnung Aehnlichkeit haben könnte. Ein Verdacht stieg plötzlich in seiner Seele auf, verschwand aber fast in demselben Augenblick: wenn der Mann ein blutgieriger Räuber wäre, hätte er ja längst das Verbrechen vollführen können, ohne Widerstand befürchten zu müssen, so lange nämlich er selbst, der Junker, im eigentlichsten Sinne die Hände voll hatte.

„Hier," entgegnete jener, indem er eine sehr große und breite Torfsode emporhob und zur Seite legte. „Vor einigen Tagen wohnte ich auf der Erde: dort durfte ich

nicht bleiben; allein es ist eine arme Maus, die nur ein einziges Loch hat."

Während er dies sagte, legte er vier bis fünf große, aber für einen starken Mann immerhin handliche Steine zur Seite, und nun zeigte sich eine Oeffnung, geräumig genug, um da hineinschlüpfen zu können.

„Das sieht ja danach aus, als wenn man hier Füchse hinausgeworfen hätte," sagte der Kornett.

„So soll es auch aussehen," entgegnete Mads; „aber ehe wir hineinkriechen, wollen wir erst Umschau halten, nicht der Ansbergleute wegen, denn die können noch nicht um den Heidebrand herumgekommen sein; es dürften aber möglicherweise andere in der Nähe sein."

Man spähte nach allen Seiten: gen Süden, Westen und Norden war kein lebendes Wesen zu entdecken, und die ganze östliche Gegend lag in so dichte Rauchwolken eingehüllt, daß die Strahlen der Morgensonne sie nicht zu durchdringen vermochten.

„Seien Sie so gut, sich zu bücken," sagte Mads, indem er auf allen Vieren hineinkroch, „und folgen Sie mir nur nach! Die Thür ist niedrig, allein die Stube gewährt uns Raum; Ihre Siebensachen werde ich gleich holen."

Mit einiger Beschwerde folgten sie der Aufforderung des Wegweisers und befanden sich bald in der unterirdischen Wohnung: sie enthielt eine geräumige Stube, deren Wände aus schweren Feldsteinen aufgeführt waren und deren Decke aus dicht nebeneinander gelegten Balken

bestand. Von dieser herab hing eine Lampe, die mit ihrem matten Scheine die hier befindlichen Gegenstände erhellte, als da waren: an der einen Seite zwei Betten, ein größeres und ein kleineres, an der andern eine Bank, ein Tisch, ein Paar Stühle, eine Truhe und einige Wandschränke. In dem kleinen Bette lagen drei nackte Kinderchen, die bei der Ankunft der Fremden sich wie Wild-Entlein unter die Decke duckten. Auf der Kante des größeren Bettes saß Lisbeth, Madses Frau, und strickte an einem Strumpfe, den sie vor Erstaunen mit beiden Händen in den Schoß sinken ließ. Am Ende des Tisches stand ein kleiner rothaariger Mann, vom Kinn bis an die Kniee in Felle gekleidet, den der Wirt seinen Gästen als seinen guten Freund Michel Fuchsschwanz vorstellte.

„Wir gruben einst hier," fügte er lächelnd hinzu, „nach seinem Halbbruder, und so entdeckten wir diesen Schlupfwinkel. Michel meint, es sei in alten Tagen eine Räuberstube gewesen; vielleicht war es aber auch ein Hünengrab, denn es standen hier einige schwarze Töpfe, welche Asche und Knochen enthielten." Bei dem Worte „Räuberstube" durchfuhr ein Schauder die junge Dame.

Der Bräutigam bemerkte es und sagte in französischer Sprache: „Fürchten Sie sich nicht, meine Teure; allein ich bedaure, daß die erste Wohnung, in welche ich Sie hineinführe, Ihnen Furcht und Abscheu einflößen muß."

„Ich will Ihnen alle meine Herrlichkeiten zeigen," fügte der Wilderer hinzu, indem er eine Thür im Hinter-

grunde öffnete. „Hier ist meine Küche, wo wir nur nachts Feuer anmachen dürfen; hier ist auch meine Speisekammer,“ fuhr er fort, auf einen Salztrog und einige Hirschkeulen zeigend, welche im Rauch über dem Herde hingen; „Brot und Fleisch habe ich, und eine Thräne Metes kaufte ich in Viborg für das letzte Hirschfell.“ Mit diesen Worten setzte er ein Fäßchen und eine hölzerne Schüssel mit den erwähnten Eßwaren auf den Tisch. „Esset und trinket nach Belieben von dem, was das Haus zu bieten vermag! und wenn Ihr späterhin fort wollt, sollt Ihr einen sichern Wegweiser erhalten.“

Der Kornett drückte dem ehrlichen Troglodyten die Hand und sagte: „In diesem Augenblick habe ich nichts anderes Euch zu bieten, als meinen herzlichen Dank —“

„— Ich begehre keinen,“ unterbrach Mads ihn; „aber versprecht mir nur, daß Ihr nie mich oder meine Höhle verraten wollt!“

Mit den heiligsten Versicherungen wurde dieses Versprechen gegeben, und die Verliebten genossen jetzt das Frühstück, welches der Hunger und die Freude über ihre Rettung doppelt wohlschmeckend machten.

Nach dem Vorschlage des Wirtes faßten sie den Entschluß, den Abend zu erwarten, ehe sie aufs neue die unterbrochene Reise antraten. Indessen erbot sich Michel dazu, auf Rekognoszierung auszugehen, sowohl um die Verfolger zu beobachten, als auch um Kunde von dem aus Vestervig erwarteten Wagen einzuholen.

Das erste Mal kam er nicht weiter als bis zur Oeff-

nung der Höhle und berichtete von dort, daß jene nun den Heidebrand umritten hätten und in zwei Abteilungen westwärts ritten. Einige Stunden darauf wagte er sich eine Strecke in die Heide hinaus und kehrte mit der Nachricht zurück, daß sie jetzt nach Nordwesten ritten, und daß die Heide nun aller Wahrscheinlichkeit nach vor ihnen sicher sein werde, da sie nicht vermuten könnten, daß die Flüchtlinge sich noch in derselben befänden und sie gewiß durch irrige Mitteilungen auf eine falsche Fährte gebracht wären. — Etwas nach Mittag gingen sowohl Michel als der Wirt aus; der erstere, um in einem der westlich gelegenen Dörfer einen Wagen zu bestellen.

Der letzte der beiden Genannten kam nach Verlauf einer halben Stunde zurück und erzählte, daß er draußen in der Heide einem jungen Patron begegnet sei, welcher ihm verdächtig vorkomme. Seiner Mundart nach scheine er ein Deutscher zu sein. Derselbe wollte den Weg nach dem Kruge von Hvam erfragen und erkundigte sich danach, ob nicht im Laufe des Tages Reisende sichtbar geworden seien. Der Kornett forschte genau nach dem Aussehen und der Kleidung des Menschen, und die Beschreibung ließ ihn nicht länger daran zweifeln, daß es sein Ungar sei. Sie gingen nun beide hinaus und waren so glücklich, den jungen Menschen etwa eine Viertelmeile von der Höhle einzuholen.

Wir wollen uns nicht länger bei dem Bericht des Ungarn über die Gründe seines Ausbleibens mit dem Wagen aufhalten, welche, kurz gesagt, darin bestanden,

daß er und der Kutscher die Karuper Aue mit der einige Meilen westlicher fließenden verwechselt hatten, bei welcher der Wagen sich also jetzt noch befand. Ebenso kurz gefaßt möge bemerkt werden, daß er etwas vor Mittagszeit von den nachsetzenden Reitern angehalten und ausgefragt worden war, und daß er nicht nur schlau sich aus diesem Verhör herausgewunden, sondern auch sie auf einen Weg gebracht hatte, der, wie er wohl vermutete, sie nicht auf die Spur der Flüchtlinge führte, über deren Schicksal er übrigens in der peinlichsten Ungewißheit geschwebt hatte.

Schließlich fühle ich mich auch nicht zu größerer Ausführlichkeit in der weiteren Entwickelung der Katastrophe bemüssigt, will aber, wie andere Romanschreiber, schnell zu Ende zu kommen suchen: der Kornett und seine Braut kamen am andern Morgen glücklich nach Vestervig, wurden Mann und Frau und erhielten fürs erste von dem Besitzer, dem ältesten Bruder, ein kleines Allodialgut in Thye zum Bewohnen.

Dem Junker Kai wurde fürs erste eine lange Nase zu teil und fürs zweite — nach Jahresfrist — ein noch reicheres Fräulein auf Fühnen. Der Herr von Ansberg und seine Dame zogen gänzlich die Hand ab von der Tochter und waren unversöhnlich trotz aller demütigen und reuevollen Zuschriften von dieser und ihrem Manne.

V.

Die Pferdewiese.

Nahe dem westlichen Ende des Ansberger Waldes befindet sich ein offener Platz, eine ziemlich große, ganz von alten, hochehrwürdigen Buchen umstandene Wiese, im Munde des Volkes die Pferdewiese genannt. Am ersten Nachmittage des Pfingstfestes versammelt sich hier die Mehrzahl der Bewohner der umliegenden Kirchspiele. Viele Häuser stehen an diesem Tage leer, und manche werden nur von Blinden oder Bettlägerigen bewacht; denn Lahme und Krüppel — wenn ihnen nur der Sinn des Auges nicht abgeht — müssen doch einmal des Jahres an dem neu belaubten Walde sich ergötzen, und wie vorzeiten die Taube Noahs ein Zeichen der Freude und des Friedens, hier einen lichtgrünen Buchenzweig mit nach Hause in die finstere Wohnung bringen, welche oft eine Arche Noahs im Kleinen ist.

Welche Freude! Welches Gewühl! Die Pferdewiese ist dann mit einem ungeheuren Bienenkorbe zu vergleichen: beständige Unruhe, unaufhörliches Gedränge, vorwärts und

zurück, aus und ein, alle nur damit beschäftigt, den Honig der Freude einzusaugen und die belebende Sommerluft zu trinken. Wie sie eilen, wie sie von Blume zu Blume flattern! grüßen, sich berühren, sich trennen, vertraulich, leicht und eilig. Wie mancher Bursche hat die Königin seines Herzens hier gefunden oder findet sie hier! wie wohlgemut folgt der verliebte Jüngling der Spur seiner Lenkerin! Selbst weit außerhalb dieses mächtigen Bienenkorbes hört man ein unaufhörliches Summen und Brummen, — das ist der Schwarm, welcher ausfliegt.

Je näher Du kommst, desto lauter tönt der muntere Lärm. Das dumpfe, einförmige Getöse löst sich auf in Rufe, Gesang, Gelächter, Blättergeknall und Klang von Violinen und Flöten: die unteren Volksklassen im besten Sonntagsstaat, die Honorationen in schmucker Sommerkleidung, die Kavaliere in Schwarz, Damen in Weiß.

Ist hier Tanz? Ja, hier ist Waldball, Tanz auf der elastischen Rasendiele. Siehst Du nicht dort an der Buche jenen Dorfmusikanten hoch über dem ihn umringenden Menschenschwarm emporragen? Siehst Du nicht, wie hastig sein Bogen sich zwischen den blumengeschmückten Hüten bewegt? Und dort: eine ordentliche Quadrille, ein wirklicher Schott'scher!

„Bin ich im Tiergarten, in Kopenhagens Charlottenlund?" so fragst Du; „sieh, wie viele Wagen! schöne Equipagen! Kutscher in Livree, Pferde mit plättiertem Geschirr! Zelte mit Restaurationen, kalter Küche und

Backwerk! Kaffeekessel auf dem Feuer! Familien im Grase um den mitgebrachten Speisekorb gelagert!"

Du bist auf der Pferdewiese. Es ist der Abendgesang des Pfingstfestes in der Lysgaard Harde, der Huldigungstag der schönen, ewig jungen Natur, der Courtag des Waldes, der Triumph des Sommers. So wird er jetzt gefeiert, bis die Sonne sich senkt und der Wald wieder den vertriebenen Vögeln und anderen Tieren überlassen wird; aber ehedem versammelten sich hier nur die unteren Volksklassen aus zwei oder drei der nächsten Gemeinden. Doch ist dies unschuldige Freudenfest zweifellos eine uralte Sitte und so alt wie der Wald selbst.

Zehn Jahre nach der im vorigen Kapitel — für so weit abgeschlossenen — Begebenheit war, wie gewöhnlich, Sommerfest auf der Pferdewiese.

Ein Mann, von dessen Enkel ich in meiner Jugend die Geschichte hörte, hat in betreff deren erzählt wie folgt: „Es war das erste Jahr meines Dienstes als Reitvogt auf Kjärsholm. Ich hatte meine Braut in Vium; sie war mit Pastors etwas verwandt. Am ersten Pfingsttage hatten wir auf der Pferdewiese ein Stelldichein, wo wir auch so zeitig zusammentrafen, daß wir beiden die ersten waren. Wir wanderten nun wohl eine oder zwei Stunden im Walde umher, bis Gelärm und der Klang einer Fidel uns verkündeten, daß Leute versammelt wären. Wir gingen hin, um zuzuschauen, setzten uns und betrachteten die Tanzenden. Nach Verlauf, einiger Zeit bemerkten wir, daß auf dem Fußpfade, welcher nach Ansberg führte, sich zwei vor-

nehme Herren, eine junge Dame und zwei kleine Knaben näherten.

Da ich in der Gegend ganz unbekannt war, fragte ich meine Braut, wer sie wären.

„Pst!“ antwortete sie, „das ist die Herrschaft. Der große, gedrungene Mann ist der alte Herr, welcher vor fünf Jahren Witwer wurde. Der junge Herr mit der Schmarre über der Wange ist sein Schwiegersohn, das Frauenzimmer seine Tochter und die beiden kleinen Junker sind ihre Kinder. Vor zehn Jahren entführte der junge Herr sie nachts. So lange die alte gnädige Frau lebte, war an keine Versöhnung zu denken; aber als sie gestorben war, ließ der alte Herr sich doch bewegen und nahm sie zu sich. Wenn er nun davongeht, erben sie Haus und Hof.“

Sie blieben eine Weile stehen und vergnügten sich an dem Treiben der Bauern, und darauf spendierten sie ihnen Getränke. Auf einem umgestürzten Baumstamme, nicht weit von meiner Braut und mir, saßen zwei alternde Männer mit einem Bierkruge neben sich nnd rauchten ihre Pfeifchen. Die Herrschaft ging auf sie zu, worauf sie sich erhoben und die Pfeifen aus dem Munde nahmen.

„Behaltet Platz!“ hörte ich den jungen Herrn sagen: „Jetzt vertragt Ihr Euch besser als dazumal, wo Du an der Karuper Aue für Nielses Pfeife Feuer schlugst.“

„Ja, gnädiger Herr,“ antwortete der älteste der Angeredeten mit einem Lächeln: „Es ist kein Tier so klein,

es ficht fürs Leben sein — übel ging's, aber gut war's." Die Herrschaft lachte.

„Sieh zu," sagte der alte Herr, indem sie fortgingen, „daß Du nicht zwischen die Zacken des Hirsches gerätst, auf dem Du da reitest."

Da lachten sie wieder recht herzlich, und ich hörte dann und wann das Gelächter des Herrn von Ansberg, welches hohl klang, wie das der Rohrdommel fern drinnen im Walde.

„Was hatte das zu bedeuten?" fragte ich meine Braut, „und wer sind diese beiden alten Männer?" — „Der eine," antwortete sie, „ist der Jäger. Der andere, der in den braunen Kleidern, ist der Holzvogt Mads, der hier in der Nähe wohnt und den der junge Herr mitgebracht hat. Die Andeutung in bezug auf den Hirsch will ich Dir erklären." Indem sie dies that und zugleich mir die ganze Geschichte von der heimlichen Verlobung der jungen Herrschaft erzählte, fielen meine Blicke auf ein Paar, welches ganz allein einen Rundtanz unternahm, während die ganze übrige Menge stand, und ihnen gaffend zuschaute.

„Wer ist das?" fragte ich; „sie sehen mir etwas absonderlich aus, namentlich der schlanke Junggesell in dem langen gelben Lederbeinkleid, der blauen Jacke mit den vielen Knöpfen und mit der seltsamen Mütze auf dem Kopfe."

„Das ist kein Junggesell," antwortete sie, „sondern ein verheirateter Mann, und seine Frau ist die, mit welcher er tanzt."

„Das ist ein merkwürdiger Tanz!“ rief ich aus, „er stampft so heftig auf die Erde und wirft mit den Beinen so verwegen um sich, wie ein kalkutischer Hahn; das ist keine richtige Polka.“

„Man sagt, es sei ein Ung'rischer,“ entgegnete sie, „denn er soll dahinten aus der Gegend bei der Türkei herstammen und mit dem Herrn aus dem Kriege herein gekommen sein. Er ist Schreiber, und er ist Gärtner, er ist alles in allem auf dem Edelhofe. Seine Frau hat viele Jahre als Kammermädchen bei der gnädigen Frau gedient, und man will behaupten, daß sie es war, welche ihr forthalf, als sie den Eltern entfloh.“

Und nun ist die Geschichte ganz zu Ende. Mehrere Menschenalter liegen zwischen dieser und uns. Geschlechter sind ins Grab gesunken, seit die erwähnten Personen zur Ruhe eingingen. Sowohl der alte, als der junge Herr sind in dortiger Gegend längst vergessen, und vom schwarzen Mads weiß jetzt niemand mehr zu erzählen. Das Gut hat oft den Besitzer gewechselt, ist verkauft und zerteilt worden.

Nur von der Räuberstube hat sich eine dunkle, verwirrte Sage erhalten. In der großen Heide, eine halbe Meile westlich von der Karuper Aue liegen einige Heidehügel, welche diesen unheimlichen Namen noch heute tragen und stets tragen werden; aber niemand denkt daran, daß dort einst eine Freistatt zärtlicher und treuer Liebe gewesen ist, ein Himmel unter der Erde.

Der Pastor von Thorning.

Von

Steen Steensen Blicher.

Drei Meilen südlich von Viborg, in der Gegend, wo Svend Grathe einst Leben und Reich verlor, liegt der Bauernhof Revl. Alt und zerfetzt sind seine niedrigen Baulichkeiten und scheinen mit Moos gedeckt zu sein. Das dürftige Aussehen wird von keinerlei Art Garten belebt; denn diesen Namen kann man nicht wohl einem kleinen kümmerlichen Kohlhofe beilegen, dessen Torfumwallungen mit dünnen, verkrüppelten Fliederbüschen verbrämt sind, über welchen sich ein alter Vogelbeerbaum gekrümmt, von seiner Jugend an durch die scharfen Westwinde zerpeitscht und verbogen, emporstreckt. Weit und breit ist er von vielen mit Heidekraut bewachsenen Hügeln umgeben, zwischen welche graugelbe Moore sich winden, die fast alle durch mannigfache Biegungen in einander laufend, bald sich erweitern und gleichsam die wellenförmigen Hügel zurückdrängen, bald von diesen zu schmalen Engen zusammen gepreßt werden. Unbekannte, die hier einen Weg finden wollten, würden sich bald in diesem Labyrinth von Mooren verirren.

Erst bei der Annäherung des Herbstes erhält diese dunkle, einförmige Gegend ein lebhafteres Aussehen: in den Mooren erhebt die erica tetralix ihre blaßroten

Blüten, und die Hügel bekommen von dem erst nun ausschlagenden Heidekraut einen violetten Schimmer. Nicht freundlicher ist hier die lebende Natur: der Goldregenpfeifer sitzt einsam auf seiner Erderhöhung und wiederholt halbe Tage seine langgezogenen, schwermütigen Flötentöne. — Die Heidelerche zwitschert schwach und traurig auf dem Porschbusch — dem einzigen Baume der Wüste. — Ein einzelnes Birkhuhn, aufgejagt von einem umherschleichenden Fuchse, wirbelt sich eine kurze Strecke aufwärts, fällt aber gleich wieder herunter und verschwindet in dem dichten Heidekraut. An menschliche Bewohner wird man nur erinnert, wenn ein Hirtenknabe, umgeben von einigen verkümmerten Schafen, auf seiner Zweischillingsflöte zischelt.

Nicht immer waren diese Hügel so öde und kahl. — In alten Tagen standen sie mit Tannen und Birken dicht bewachsen und die Moore waren Seeen, besäet mit zahlreichen Schwärmen von Schwimmvögeln aller Art. Zu jener Zeit erhob sich, ungefähr wo Revl jetzt liegt, auf einer Landzunge im See eine stolze Herrenburg. Ein üppiger Obstgarten und vor diesem zwei Reihen hoher Tannen umgaben und verbargen die Burg gänzlich von der Landseite; nur wenn man über den letzten hohen Hügel zog, glitten die weißen Schornsteine über die Spitzen der Tannen hervor. Nach der Seeseite, gegen Süden, stand die Burg frei, und vom gegenüberliegenden Ufer sah es aus, als wenn sie aus dem Wasser emporsteige. Ihre Bauart war die aller andern Schlösser jener Zeit: unbemaltes Eichenfachwerk mit dunkelroten Ziegelsteinfeldern;

zwei Stockwerke, das eine über dem andern ausladend, mit vorspringenden behauenen Balkenköpfen; viele lange und schmale Fenster mit winzig kleinen Scheiben und Bleisprossen. An allen vier Ecken waren runde, vorgebaute Türme mit Gucklöchern, und mitten vor dem Gebäude ein größerer, dessen Plattform über den Schornsteinen hinwegragte und mit acht Steinfiguren verziert war. Zwei ähnliche Figuren verteidigten mit erhobenem Holzsäbel das hohe, gewölbte Turmthor. Hinten bei dem Burggarten, zwischen diesem und den Wirtschaftsgebäuden, lief ein tiefer und breiter Graben, teilweise mit Schilfrohr bewachsen, und über diesen führte eine Zugbrücke. Auf jeder Seite derselben standen viereckige Steinpfeiler, und auf diesen sah man liegende Löwen. Außerhalb der Wirtschaftsgebäude und des Gartens war ein gleicher Graben mit Brücke als äußerste Befestigung der Burg.

Vor vielen Jahren wohnte hier der ehrenfeste und mannhafte Ritter Henrik Sandberg, verheiratet mit der hochgeborenen und tugendsamen Jungfrau Mette Daae. Ihr Ehestand war gesegnet mit einer einzigen Tochter, namens Else, und diese wohlversorgt zu sehen, war der größte Wunsch der Eltern.

Die Mütter pflegen in diesem Falle nicht nur zu wünschen, sondern auch zu handeln. Frau Mette war nicht unthätiger als andere Mütter, sondern hatte so gute, wie auch ehrbare Unterhandlungen mit dem tapfern und guten Manne, Herrn Mogens Munk zu Aunsberg eingeleitet, daß man zur Verlobung des Sohnes desselben,

Junker Jenses mit Jungfrau Else bereits den Tag festgesetzt hatte. Dieser war endlich angebrochen und bis auf weniges gut verlaufen. Das verlobte Paar stand vor dem Prediger, gleich wie dieser mit mächtiger Halskrause geschmückt; und die Eltern, Verwandten und Bekannten scharten sich in einem Halbkreise hinter ihm. Der Junker blickte steif und dreist über des Predigers Schulter hin und die Jungfrau verschämt und bescheiden wieder auf seine Füße. Er begann zu reden, seine Stimme war männlich und volltönend; unwillkürlich verglich die Jungfrau sie mit dem dicken, schnarrenden und nach der Sitte jener Zeit lispelnden Organ ihres Verlobten.

Verstohlen und schnell erhob sie ihre Augen zu dem Munde, von welchem diese wohlklingenden Töne ausgingen, und ein anderer Vergleich begann sich einzustellen zwischen dem jugendlich schönen Antlitz des wohlehrwürdigen Mannes und dem nichtssagenden Milchgesicht des Junkers. Ueber der hohen weißen und glatten Stirn des Predigers scheitelte sich das dunkelbraune Haar und fiel in natürlichen Locken auf die Halskrause herab. Schwarze Brauen wölbten sich über braunen, feurigen Augen. Zwischen der schmalen Unterlippe und der keck emporstehenden Oberlippe blickten Perlenreihen schneeweißer Zähne, und darunter bewegte sich im Eifer der Rede ein zierlicher Spitzbart. Eben so schnell senkten sich des Mädchens lange Wimpern über die dunkelblauen, matt glänzenden Sterne des errötenden Angesichtes. Herr Sören war gezwungen, die liebliche Braut anzusehen; aber je

öfter er hinsah, desto verwirrter wurde er, und dieses vermehrte wiederum deren Verwirrung. Kurz gesagt: eben als der Prediger angefangen hatte, ein wenig zu faseln, um Zeit zu gewinnen, den verlorenen Faden der Rede wieder aufzunehmen, erbleichte die Jungfrau und begann zu wanken.

„Sie wird ohnmächtig!" rief er, und dabei sank sie wirklich der herbei eilenden Mutter in die Arme.

Ob diese Ohnmacht von der Angst über des Predigers Verlegenheit herrührte oder durch das mit ihm empfundene Mitleid hervorgerufen war, ob sie erheuchelt wurde, um ihn zu retten oder um sich selbst von der Verbindung mit dem Junker zu befreien, darüber waren die Ansichten geteilt; vielleicht wirkte dies alles zusammen. Wie dem auch sei, so wurde aus der Verlobung jetzt nichts, und da Jungfrau Else niemals sich wohl genug fühlte, auch später nicht. Hiervon war nun Junker Jens durchaus nicht erbaut, und das um so weniger, als er eine dunkle Ahnung davon hatte, aus welcher Ursache das Ziel seiner Wünsche immer wieder hinaus geschoben wurde.

Einige Zeit später ereignete es sich, daß er und der Prediger von Thorning in Viborg an öffentlicher Stelle zusammentrafen, wo auch andre Adelige und Offiziere zugegen waren. Vom Wein und dem heimlichen Ärger erhitzt, begann der Junker auf den Prediger und den absonderlichen Einschlag seiner Rede zu sticheln. Lange Zeit wehrte dieser mit Kälte und ziemlicher Sanftmut

ab; dies machte aber den Gegner nur um so dreister und gröber.

„Herr Junker!" sagte jener endlich aufgebracht, „Ihr verlaßt Euch auf den Rock, den ich trage, und der, wie Ihr wohl wißt, mich hindert, Euch Anstand zu lehren."

„Ihr verlaßt Euch selbst auf Euren Rock," entgegnete der Junker, „weil der Euch das Recht giebt, ein Feigling zu sein."

„Dafür giebt es Rat!" rief der Prediger, indem er seinen Rock auszog: „da liegt der Prediger und hier steht der Mann; habt Ihr noch Lust, so kommt her, Junker Jens! Ist hier unter den guten Freunden keiner, der mir seinen Degen leihen will?"

Ein Offizier gab ihm den seinen und erbot sich, Sekundant zu sein; ein anderer trat auf des Junkers Seite, und alle vier eilten nun hinaus auf die südlich von der Stadt gelegene Heide.

Herr Sören war in seinen Studententagen Meister des Degens gewesen und hatte wiederholt auf deutschen Universitäten übermütige Burschen Mores gelehrt; er war dem Junker entschieden überlegen. Dieser wurde je länger desto aufgeregter über des Gegners Kälte und sicheres Parieren. Er that einen vergeblichen Ausfall nach dem andern; sein Degen glitt beständig aus, vorbei an dem gewandten Feinde, in dessen Gewalt er sich stets befand, der ihn aber edelmütig schonte. — Da vereinte er seine ganze Kunst und Kraft in drei schnell nach einander folgenden Doppelfinten, was zur Folge hatte, daß er selbst

seine Brust in den Degen des Gegners rannte. Sein Fall machte dem Zweikampf ein Ende.

Die Wunde kam den Sekundanten so bedenklich vor, daß sie dem Prediger rieten, sich auf sein Pferd zu werfen und zu entfliehen. Dies that er, erreichte innerhalb des Verlaufs einer Stunde sein Heim, sammelte in Eile sein Geld und die notwendigsten Kleider und schwang sich auf ein anderes, ebenso schnelles Pferd.

Von Furcht, Angst und Ungewißheit erfüllt, wandte er sich gen Süden. Sein Weg führte ihn an Revl vorüber. Die Sonne war im Untergehen, und die hohen Tannen breiteten bereits Dämmerung über Hof und Garten. Im Schatten wandelte langsam und gesenkten Hauptes die schöne Maid. Die gefalteten Hände hielten einen Strauß bunter Feldblumen, und wer sie so sah, erriet leicht, daß sie an einen geliebten Freund dachte und ferner, daß der Reiter, der ihr entgegentrabte, dieser Freund war, denn sobald sie seiner gewahr wurde, entglitten die Blumen ihren Händen, und sie bog tiefer in die Allee ein.

„Lebet wohl, edle Jungfrau!“ sagte er, ohne sein Pferd anzuhalten, „vergebet, so wird Euch vergeben!“

Mit der rechten Hand drückte er seinen Hut tiefer in die Stirn und jagte in sausendem Galopp davon.

Verwundert, verwirrt und fast betäubt starrte sie ihm nach, und die Dunkelheit trat ein, bevor sie ins Schloß zurück kam. Fast ebenso schnell langte die

Schreckenspost an, daß der Prediger ihren Verlobten erstochen habe.

Daß die Jungfrau ein unverhohlenes Entsetzen und dann eine ebenso ungeheuchelte Trauer zeigte, war sehr natürlich, allein der wahre Grund dieser Gemütsbewegung war ein Geheimnis für alle, außer für das bekümmerte Mädchen selber. Da indessen die Eltern dachten, daß die Trauer dem Junker gelte, mußten sie nicht nur diese billigen, sondern auch ihre hartnäckige Weigerung, irgend eine andere Verbindung einzugehen.

So vergingen Jahre, in deren Verlaufe Frau Mette das Zeitliche segnete, gerade, als sie zum zweiten Male im Begriff stand, der Tochter Hand zu vergeben. Hierdurch erhielt diese ihre Freiheit, denn der Vater that niemals irgend einem Menschen einen Zwang an, wenn er nur selbst ungestört fischen und jagen konnte. Aber leider wurde beides ihm verwehrt; die Kriegstrompete rief ihn von ländlicher Ruhe und Freude zum Kampf gegen Schwedens Krieger. Er mußte seine liebe Tochter als Befehlshaberin auf dem Schlosse zurück lassen, nachdem er ihr vergeblich vorgeschlagen hatte, sich zu dem alten Oheim, Herrn Tyge auf Kjärsholm, zu begeben. Um die Wahrheit zu sagen, ahnte niemand die unglückliche Wendung des Krieges, denn nie zuvor hatte die alte Herrenburg der Sandberger einen bewaffneten Schweden gesehen.

Zwei Monate nach der Abreise des Ritters kamen dessen Diener mit seinem Degen und seiner Standarte

heimgeritten; beide waren mit schwarzem Flor umwunden und verkündeten den ehrenvollen Tod des braven dänischen Mannes im unglücklichen Kampfe mit den siegreichen Feinden Dänemarks. Diese waren über die Grenzen des Landes hereingedrungen und zogen täglich näher und näher. Endlich flatterte die erste feindliche Fahne auf der Gratheheide, und ein Reiterhaufen in blinkenden Kürassen zog in Revl ein. Der Anführer war ein Mann bei Jahren und von rohem und wildem Äußern, der auf den ersten Blick alle Insassen des Hofes erschreckte, nur nicht dessen jungfräuliche Herrscherin. Mit ruhiger Würde ging sie dem Kürassier entgegen, bot ihm alles, was das Haus an Speisen und Getränken vermochte, für ihn und seine Leute an und erbat sich eine Sauvegarde.

„Die sollt Ihr haben, mein wackeres Mädchen," antwortete er, „wenn Ihr gut einschenken wollt; laßt uns zuerst den Weinkeller besehen."

Wie gesagt, so gethan; er besuchte die Weinfässer so viel, sowohl an dem ersten, wie an den folgenden Tagen, daß er nach Verlauf eines Monats mit Hilfe seiner Reiter das letzte leerte. Und hiermit war auch seine Höflichkeit und gute Laune verschwunden. Die Sauvegarde mußte täglich bar bezahlt werden, zum Glück dauerte es aber nicht lange, bis er mitsamt der feuchten Sauvegarde den Hof verließ, nachdem er vorher recht ernstlich die Kasse der Jungfrau Else heimgesucht hatte.

Kaum war er hinaus, als eine Reiterschwadron ein=

zog, angeführt von einem jungen hübschen und höflichen Adeligen. Die Jungfrau ging ihm wie dem Vorgänger entgegen und brachte dieselbe Bitte vor.

„Kaum nötig, meine reizende Dame," sagte er, „ich sehe ja, daß der Hof bereits eine himmlische Sauvegarde hat."

Sie beklagte errötend, daß der Fortgezogene im Weinkeller reinen Tisch gemacht habe.

„Schadet nichts!" antwortete der galante Krieger, „anstatt Wein bitte ich nur um einige Tropfen Nektar."

Aus dieser Einleitung sieht man, wie die arme Else mit ihm dran war; doch hielt sie ihn durch ihr kaltes Benehmen und ihre ernstliche Abwehr in den Schranken des Anstandes. Vielleicht hätte dieser gefährliche Feind dennoch schließlich gesiegt, wenn er nicht gerade zur rechten Zeit Marschordre erhalten hätte.

Darauf kam ein Pole, welcher sich nicht viel aus Wein und Küssen machte, aber sich als ein um so größerer Freund vom Klange edlen Metalles erwies. Er verstand kein Dänisch, und vom Deutschen nur die drei Worte: Geld, Gold, Silber; aber die brachte er auch so oft und so nachdrücklich an, daß Jungfrau Else nach Verlauf einiger Tage den Boden in ihrem Geldkasten sah. Außerdem hatte er die Gewohnheit, nach jeder Mahlzeit Löffel, Messer, Gabeln und Becher an sich zu nehmen.

Eines Tages traf die Nachricht ein, daß die Brandenburger in der Nähe wären, und nun begann eine förmliche Plünderung. Was an Gold, Silber und Brokat-

kleidern gefunden wurde, packten die Polen in eine eisenbeschlagene Kiste und setzten diese auf einen Wagen, welcher hinter den Fortreitenden hergefahren werden sollte. Kaum war derselbe auf den Hügel östlich vom Hofe und dem See gekommen, als die Brandenburger den westlichen Hügel herunter jagten. Die Bedeckung, welche sah, daß sie bald eingeholt sein und die Kiste so in die Hände der Gegner fallen würde, hob sie vom Wagen und rollte sie den steilen Abhang hinab. Klingend wälzte sie sich um ihre Achse und gerade hinaus in den See, welcher hier sehr tief war. Da liegt sie noch heutigen Tages, doch nicht länger verborgen von Wasser, sondern von Torferde und Heide. Unablässig flackert ein Lichtlein darüber, und oft ist darnach gegraben worden, aber vergeblich, niemand vermag die rechte Stelle zu finden, denn wenn man sich nähert, verschwindet das Licht, welches sich nur in bedeutender Entfernung zeigt.

Mutlos und fast betäubt von so vielen Plünderungen und Anfechtungen trat Jungfrau Else dem brandenburgischen Offizier entgegen mit den Worten:

„Lieber Herr! Ihr kommt hier in ein leeres Haus. Speise, Trank, Geld und Geldeswert ist alles eine Beute Eurer Vorgänger geworden. Nur einen Notschilling und einige Kleinodien meiner seligen Eltern habe ich verborgen aber ich werde Euch gleich zeigen, wo sie sind, auf daß Ihr nach Eurem Belieben damit verfahren könnt."

Diese Worte sowohl, wie die Schönheit derjenigen, welche sie vorbrachte, machte einen so heftigen Eindruck

auf den barschen Krieger, daß er lange nicht zu antworten vermochte.

„Fürchtet nichts, edle Jungfrau!“ sagte er endlich mit schwacher und fast zitternder Stimme. „Ich komme ja als Freund,“ fügte er mit einem sehr zärtlichen langen Blicke hinzu, welcher so seltsam auf sie wirkte, daß sie erbleichend und verwirrt ihn plötzlich verließ.

Erst nach Verlauf dreier Tage erhielt er wieder Erlaubnis, sie zu sehen, eine Erlaubnis, welche dann jeden Tag erneuert und auf die Zeit vom Morgen bis an den Abend ausgedehnt wurde. Um mit der Geschichte zum Schlusse zu kommen, können wir berichten: nach drei Wochen waren sie Mann und Frau, und nach sechs Wochen, als der Frieden geschlossen worden, zogen sie nach Deutschland, von wo man niemals später ein Wort von ihnen gehört hat.

Einige Zeit nach ihrer Abreise fand man auf einer Fensterscheibe im Zimmer des Offiziers diese Worte eingeritzt: „Sören Madsen Lihme, ehemals Prediger in Thorning, jetzt Rittmeister in kurbrandenburgischen Diensten.“

Die Jugendquelle.

Von

Frederik Paludan-Müller.

I.

Es war die Zeit der großen Entdeckungen. Der Weg, welchen Kolumbus zuerst bezeichnet hatte, und auf welchem zum Erstaunen aller Weisen damaliger Zeit und zum Entzücken für alle Thoren eine neue Welt gleichsam aus dem Schoße des Meeres empor gezogen worden war: dieser Weg war seitdem von vielen tapferen und mutigen Männern beschritten worden, und jeden Tag hörte man von neuen Entdeckungen von Landschaften und Inseln, von nie zuvor gesehenen Tieren und Pflanzen, von ungeheuren Wäldern, von wolkenhohen Bergen, von Flüssen, wie das Meer schwellend, von neuen Sternen und Sternbildern, die hier in ungekanntem Glanze strahlten; denn selbst die Natur schien in dieser neuen Welt eine andere geworden zu sein. Fügt man dazu die vielen Gerüchte und Berichte von wunderbaren Völkern, von einem Amazonenreiche, vom entdeckten Eldorado, die durch fahrende Glücksritter nach Europa gebracht wurden, dann begreift man, wie hier alle Gedanken mit Bildern einer unermeßlichen Herrlichkeit erfüllt wurden, alle Gespräche in der alten Welt sich um den Zustand in der neuen drehten und alle Wünsche und Hoffnungen den Lauf mit der Sonne nahmen,

von Osten nach Westen, zu den Küsten des fernen Gold- und Wunderlandes hin.

Um diese Zeit lebte in Spanien ein edelgeborener Ritter, Namens Diege de Herrera. Er war schon bei Jahren, aber noch kräftig, sein Blut noch eben so warm, sein Geist eben so feurig wie damals, als er in seiner Jugend unter Königin Isabella, von deren Hand er auf dem Wahlplatze den Ritterschlag empfangen hatte, gegen die Mauren kämpfte. Noch vor dem Tode dieser großen Königin hatte er als Krieger sowohl wie als Hofmann seinen Abschied genommen und lebte schon mehrere Jahre zurückgezogen und ansässig in der kleinen Seestadt San Luçar mit samt seiner Gattin, Donna Ines, zwei jungen Töchtern, Elvira und Isabella, und einem fast zwanzigjährigen Sohne Fernando. Es erging im Übrigen Don Diego in seiner Zurückgezogenheit wie einer in den Schatten gestellten Pflanze, welche sich nach Sonnenschein sehnt: sein Blick war nach Außen gerichtet; seine täglichen Spaziergänge galten dem Hafen, dem Versammlungsorte der Kaufleute und Müßiggänger der Stadt, wo Schiffe luden und löschten, nach der neuen Welt absegelten und von dort zurückkehrten, Schätze und Reisende heim bringend, welche die Ohren des Volkes mit ihren wunderbaren Erzählungen erfüllten. Niemand lauschte diesen Erzählungen begieriger als Don Diego. Je mehr derselben er vernahm, desto armseliger erschien ihm die Heimat und das einförmige Leben im Vaterlande, und in um so größerem Glanze zeigte sich die Herrlichkeit der neuen Welt. Mehr

und mehr begehrte seine Seele Anteil an dem fernen Glücke; der Gedanke an dasselbe ließ ihm zuletzt Tag und Nacht keine Ruhe, und als sein Entschluß erst gereift war, führte er ihn rasch aus. Er verkaufte Haus und Hof, sagte Verwandten und Freunden Lebewohl und bestieg mit Weib und Kindern die Brigantine, welche vor vollen Segeln ihn und sein ganzes Eigentum übers Meer der neuen Welt entgegen führte. Nun erst atmete er frei! Mit lächelndem Munde wanderte er auf dem Verdeck auf und nieder und ließ den Wind mit seinen weißen Locken spielen, während sein Blick wie verzückt der Sonne folgte, wenn sie abends in den goldnen Wolken des Westens unterging. War das Meer blank und still, dann konnte er stundenlang über dem Reling des Schiffes gebeugt stehen, in die tiefen und klaren Wasser des atlantischen Meeres hinabstarrend. Alsdann sah er in Bildern seine eigenen Erwartungen, welche aus der Tiefe Nahrung holten, an sich vorüber strömen. Längst entschwundene Jugendträume nahten ihm wieder, und alte Erinnerungen zeigten sich im Wellenspiegel als strahlende Hoffnungen. Schnell entglitten dem alten Träumer auf diese Weise die Tage. Als er eines Morgens vom Vordersteven des Schiffes den Blick übers Meer sandte, lag das Ziel seiner Reise, die Insel San Domingo, im Schimmer der Morgenröte vor ihm.

Der erste Mann an Land und die neue Welt begrüßend, schwenkte Don Diego triumphierend den Hut, worauf er seine Gattin samt den beiden holden Töchtern

von Bord führte und begleitet von ihnen und dem Sohne sich in die Stadt hinauf begab. Diese, gleiches Namens wie die Insel und noch im ersten Aufblühen begriffen, lag auf einem ansteigenden Hügel, wo die Kathedrale, von weißen Häusern mit dazwischen liegenden Gärten umkränzt, sie schon von fern bewillkommnete. In der Stadt angelangt, mietete Don Diego eine Wohnung für sich und seine Familie und suchte darauf mehrere ihm von Spanien her bekannte Landsleute auf, welche beim Wiedersehen stutzten, ihn aber übrigens aufs beste aufnahmen, und von denen er sogleich den Zustand der Kolonie und die dortigen Verhältnisse erfuhr. Wollte er sein Glück machen — und zu dem Ende war er vermutlich gekommen — dann war keine Zeit zu verlieren! Schon seit mehreren Tagen lag die Flotte, mit welcher eine neue Entdeckungsreise unternommen werden sollte, zur Abreise fertig. Die Fahrt galt einem vom Gerücht gepriesenen nördlichen Goldlande, und auf dem Wege dahin wollte man die Insel Bimini aufsuchen, von welcher unglaubliche Dinge erzählt wurden. Jeder, der an dem Zuge teilzunehmen wünschte, mußte ohne Aufenthalt sich bei den Schiffen einstellen, welche nur auf günstigen Wind warteten. — Keine freudigere Nachricht hätte Don Diego mitgeteilt werden können. Er eilte in seine Wohnung zurück, küßte Donna Ines Hand und Mund zum Abschiede, umarmte seine Töchter, empfahl sie und das Haus dem Schutze Fernandos und begab sich darauf eiligst an den Hafen, wo er im letzten Augenblick anlangte und auf dem

Admiralschiffe Argo Unterkommen fand. Der Wind war soeben umgesprungen, und wie pries er sein Glück! Kaum in der neuen Welt gelandet, und schon wie ein zweiter Jason auf der Fahrt, um das goldene Vließ zu gewinnen! — Vor einer frischen Brise hißte die Flotte die Segel, und an der Spitze des Geschwaders lief das Schiff, auf welchem er selbst sich mitsamt dem berühmten Führer des Zuges, dem Entdecker Floridas, dem Admiral Ponce de Leon befand, seinem alten Freunde und einem Reisegenossen des großen Kolumbus.

Die Fahrt ging glücklich von statten. Ponce de Leon, dessen erstes Ziel die Insel Bimini war, steuerte in nördlicher Richtung. Die Insel wurde lange vergebens gesucht. Denn erst, als man San Salvador erreichte, wo Kolumbus einst gelandet war, erfuhr man die Lage der Insel und daß man den nordwestlichen Kurs einschlagen müsse. Der Wind war günstig, und eilends spalteten die Schiffskiele die schäumenden Wogen. Alle waren voll gespannter Erwartung, und auf der ganzen Flotte ging der Name Bimini von Mund zu Munde. Was von dieser Insel erzählt wurde, klang ja wunderbar, aber in einer Zeit, wo man täglich so viele und so große Wunder erlebte und erwartete, war der Glaube mächtiger als der Zweifel. Auf dieser Insel — so meldete die Sage — sollte sich eine Quelle so kräftigen Wassers befinden, daß man sie wohl eine Lebensquelle nennen konnte, da das Leben in ihrem Wasser nicht nur gestärkt, sondern auch erneut ward. Tauchte man eine Blume hinein, und

mochte sie noch so verblaßt und verwelkt sein: sogleich kehrten Duft, Frische und Farbe zurück. Senkte sich ein vom Pfeil getroffener Vogel in die Flut derselben, sogleich war die Wunde geheilt und dem gelähmten Flügel Schwung- und Flugkraft wiedergegeben. Badete sich ein altes abgelebtes Tier in den Wogen derselben, bald sah man es wieder in erneuter Gestalt aus ihnen hervorsteigen, kräftig und schön wie in seiner besten Jugendzeit. So ging die Rede, welche mit neuen Gerüchten die alte Sage bestätigte. Don Diego stutzte. War das Erzählte denn wirklich möglich? Ließ die geschwundene Lebenskraft sich wieder zurück zaubern? Ließen vertrocknete, kalte, erschlaffte Adern sich aufs neue mit flammendem Jugendfeuer füllen? Ließen Jahre, Falten und Ohnmacht sich in dem Bade dieser Zauberquelle wie in Lethes Fluten fortspülen? — Schon bei dem Gedanken schwoll das Herz des alten Ritters, und ein nie geahntes Glück schwebte ihm als Ziel seiner Reise vor.

Bald kam Bimini in Sicht, und die Flotte warf Anker. Die Besatzungen der Schiffe bekamen Erlaubnis zum Landgang, und Boot auf Boot glitt über die Wellen hin der Küste zu. An der Spitze des ersten stand zur Seite des Admirals der alte Ritter, vor dessen Augen nun die Insel sich klar mit Thälern und Höhen ausdehnte, vollständig mit Wald bedeckt, den nackten Strand ausgenommen, wo sich weder von Bäumen, Häusern oder Menschen eine Spur zeigte. Als man von der Küste aus sich ins Land hineinbegab, sanken allmählig die großen

Erwartungen. Alles war öde, und die tiefen Wälder, wo Gestrüpp und Dornen den Erdboden bedeckten, gaben keine Aussicht auf goldene Schätze und andere Herrlichkeit, wohl aber auf beschwerliche Arbeit und ernsten Kampf mit der Natur. Es waren nur die keckſten der Mannschaft, welche Lust und Mut dazu verspürten, die Insel zu durchwandern, um die Quelle der Jugend zu suchen, deren Dasein ihnen, je tiefer sie in die unwegsamen Wälder hineindrangen und je mühseliger das Vorwärtskommen wurde, mehr und mehr zweifelhaft vorkam. Bereits vor Sonnenuntergang kehrten sie sämtlich zu den Booten zurück, völlig ermattet von dem vergeblichen Suchen. Nur einer von der Mannschaft — Diego de Herrera — kehrte nicht wieder. Schon um die Mitte des Tages war er von seinen Begleitern getrennt worden, da seine brennende Ungeduld ihm nicht zu ruhen und zu rasten gestattet hatte, während er mit dem Beile sich durch das verschlungene Gestrüpp und das spitze Gedorn einen Weg bahnte. Ohne von der Mühe erschöpft zu werden und ohne die Hoffnung aufzugeben, schritt er unaufhaltsam vorwärts. Der Tag war fast geschwunden, als er sich einem freieren Teile des Waldes näherte, wo das Gestrüpp aufhörte und etwas, das einem Pfade ähnlich war, sich zwischen den Bäumen zeigte. Er warf sich bei einem Baumstumpf nieder, trocknete den Schweiß von der Stirn, öffnete seinen Ranzen, und nachdem er sich durch Brot und Wein gestärkt hatte, setzte er seine Wanderung fort. Das Himmelsgewölbe wurde nun dann

und wann sichtbar, und ein frischer Lufthauch kam ihm kühlend entgegen. Die Vögel sangen um ihn her; er fühlte die Hoffnung steigen und den Mut wachsen. Mit größerer Kraft setzte er den Fuß auf die Erde und eilte auf dem Pfade weiter, bis dieser plötzlich aufhörte und er, wo der Wald sich öffnete, vor einer großen, mit Gras bedeckten Ebene stand, in deren Mitte eine Anhöhe war, rings von einem scharfen, nackten Felsenkamme eingefaßt, der in den lebhaftesten Tinten der Abendröte strahlte. Wie aus tiefen Träumen geweckt, hemmte Don Diego seine Schritte. Er vernahm deutlich das Plätschern eines Wasserstrahls. In rhythmischem Falle, fast wie ein Zauberlied, ließ der Laut sich aus der Ferne hören. Horchend blickte er verzückt sich im Abendglanze um, der gleich einem lodernden Rosenkranze den grasgrünen Hügel umgab. Er zweifelte nun nicht mehr. Freudig eilte er über die Ebene hin und stand bald am Fuße der Anhöhe, aus deren Seite der Wasserstrahl kristallhell hervor sprudelte und darauf sich in einen großen zirkelrunden Teich ergoß.

Mit pochendem Herzen trat der alte Ritter hier an den Rand des Teiches, welcher an seiner Seite vollkommen spiegelklar und still war, während das Wasser drüben am Fuße der Anhöhe von leichten Kräuselungen bewegt wurde. Er beugte sich über das Wasser hinaus, und ein Lächeln flog über seine Lippen und ein Seufzer entrang seiner Brust. Schnell warf er seine Kleider von sich und stieg hinab in die klaren Fluten, welche ihm bis an die Mitte des Körpers reichten. Indem er mit dem Fuße den

Sandgrund des Teiches berührte, durchzuckte ihn ein starker Schauder. Er tauchte dreimal unter, beim letzten Male so tief, daß das Wasser seinen Scheitel überspülte, und jedesmal empfand er eine wunderbare Kraft und Erquickung im Herzen und in allen Gliedern. Als er wieder aus dem Bade stieg, fühlte er sich wie neugeboren, den Fuß so leicht, als solle er über die Erde hin tanzen, und indem er seinen eigenen Körper betrachtete, sah er verwundert alle Spuren und Merkmale der Zeit verwischt. Die Streifen der Streckmuskeln an den Beinen waren verschwunden, die Glieder rundeten sich, die Brust wölbte sich wie bei einem Jünglinge, und indem er eine seiner Locken ergriff, fand er die weißen Haare zu kastanienbraunen verwandelt. Halb unwillkürlich that er einen hohen Sprung, strich alsdann das Wasser von sich und legte Stück auf Stück die soeben ausgezogenen Kleider wieder an. Hiermit war er jedoch noch nicht zu Ende gekommen, als er sich von einer starken Schlaflust befangen fühlte. Auf den Füßen taumelnd, warf er wie berauscht den Blick noch einmal umher in der strahlenden Abendröte, legte sich darauf ins Gras und schlief augenblicklich ein.

Als Don Diego die Augen wieder aufschlug, war es helllichter Tag. Er blickte umher und erkannte die Stelle wieder, und der Ton des plätschernden Wasserstrahls rief sogleich die Erinnerungen des Abends in seine Seele zurück. Er sprang schnell von seinem Lager empor und trat hin vor den Teich, wo nun seine eigene jugendliche Gestalt, deren er sich wohl entsann, gleich einem zwanzig-

jährigen Jünglinge mit funkelnden Blicken, dunkeln Brauen, frischer Farbe und krausen Locken sich ihm zeigte und ihm labend aus dem Wasserspiegel entgegen kam. Es war also doch kein Traum! Seine Vergangenheit war wirklich zurückgekehrt, und die Jugendkraft, welche ihn durchströmte, hatte ihre äußere entsprechende Form erhalten. Nur mit Mühe riß er sich los von seinem eigenen Bilde; er mußte sich wundern und zugleich die wunderthuende Kraft preisen. Madonna anrufend und ihr dankend, warf er sich auf die Kniee und versprach, das neue, ihm geschenkte Leben nicht minder zu Gottes und der Kirche Ehre als zum eigenen Glück und dem seiner Familie anzuwenden. Nach diesem Gelübde und nachdem er zum Abschiede aus der Quelle getrunken, trat er die Rückwanderung durch den Wald an, wo er jedoch bald wieder vom Beile Gebrauch machen mußte, da die frühere Spur nicht aufzufinden war. Erst nach großer Anstrengung und Mühe erreichte er gegen Abend die Küste, fand aber hier zu seinem Schrecken weder Menschen noch Schiffe vor. Die Flotte war verschwunden, und die Nacht, welche jetzt plötzlich hereinbrach, eröffnete ihm nur die Aussicht auf eine entsetzensvolle Einsamkeit. In finstern Gedanken durchwachte er die Nacht, aber Aurorens erstes Lächeln war auch Fortunens. Indem er bei Sonnenaufgang den Blick aufs Meer hinaussandte, gewahrte er eine Brigg, welche die spanische Flagge führte nnd im Vorübersegeln sich der Küste näherte. Schnell befestigte er seinen federgeschmückten Hut auf einer Stange und machte damit

dem Schiffe Zeichen. Diese wurden bemerkt: die Brigg machte Kehrt und warf Anker, und kurz darauf wurde ein Boot ausgesetzt, welches geradeswegs auf die Insel zusteuerte und nach einigem Parlamentieren den Ritter aufnahm und an Bord brachte, worauf das Fahrzeug seine Reise fortsetzte. Es war ganz richtig, wie er vermutet hatte, eines von den Schiffen der Flotte; allein die Mannschaft desselben war ihm ebenso unbekannt, wie dessen alternder Kapitän, der gravitätisch und mit Anstand sich ihm näherte und sagte: „Junger Mann, seid willkommen an Bord! Nennt mir Euren Namen, Euren Stand, und erzählet mir, wie Ihr in diese große Not kamet." — Don Diego, der bei der Anrede: „Junger Mann!" sich umgesehen hatte, nahm sich zusammen und antwortete, daß er, der neulich von Spanien gekommen, zur Besatzung des Admiralschiffes Argo gehöre und durch einen Zufall auf der Insel zurückgelassen sei. Wenn die Hülfe ausgeblieben, wäre er in seiner Einsamkeit und ohne Lebensmittel wahrscheinlich bald umgekommen. Darauf nannte er seinen Namen und seine Ritterschaft, wozu der Kapitän große Augen machte und ausrief: „Edler Ritter! Wer in Eurem jungen Alter auf der Leiter des Ruhmes so hoch gestiegen ist, muß Verdienste aufzuweisen haben, die uns allen als Vorbild dienen können. Lasset mich Euch meinen Offizieren vorstellen!" Hier winkte er einigen jungen Männern, denen Don Diego freundschaftlich die Hand reichte. Die Bekanntschaft war bald gemacht, und der Ritter erfuhr im Laufe des Gespräches, daß die Flotte

seit ihrer Abreise von Bimini vom Glück begünstigt gewesen sei und vor einigen Tagen gegen Norden ein großes und reiches Land entdeckt habe, welches den Entdeckern außerordentliche Beute in Aussicht stelle. Der Kapitän war jetzt auf der Rückreise nach San Domingo, um neuen Proviant für die Schiffe zu holen, welche längere Zeit an den Küsten des Landes kreuzen sollten. Mit steigender Verwunderung vernahm Don Diego diesen Bericht, welcher seine Zeitrechnung völlig verwirrte. Auf seine Frage, wie lange die Flotte von Bimini fortgewesen sei, antwortete der Kapitän: „Zwölf Tage!“ Eben vor zwölf Tagen bei Tagesanbruch hätten die Schiffe die Insel verlassen, an deren Schätze und Zauberquelle niemand mehr glaubte, nachdem man drei Tage lang mit verschiedenen Mannschaften vergebens das Land durchsucht und überall öde und waldbedeckt gefunden hatte. Hierauf antwortete der Ritter nichts, merkte aber nun deutlich, daß sein Schlaf an der Quelle tief und langdauernd gewesen und daß während dieses langen Schlafes die Sonne auf- und untergegangen sein müsse. Er dankte dem Kapitän für seine Mitteilung, wandte sich um und überließ sich aufs neue seinen Träumereien, welche nie üppiger gekeimt oder kühneren Flug genommen hatten. Verjüngt an Kraft und alt an Erfahrung, was alles würde er jetzt in der Welt ausrichten können! Welche glänzende Bahnen zu Thaten, Ruhm und Reichtum lagen nun vor ihm offen und durch ihn auch seiner innig geliebten Familie! Und wie lange würde er dieses glückselige Erden-

dasein genießen können! Er mußte nun ja ein ganzes Menschenleben vor sich haben, in welchem er alle früheren Verirrungen meiden und alle seine aufgegebenen Jugendpläne ausführen könnte. — Aus diesen angenehmen Träumereien wurde er plötzlich durch die Anrede eines der jungen Offiziere geweckt, der ihn zu einer Mahlzeit in der Kajüte einlud, bei welcher der Kapitän allerdings nicht zugegen sein werde, die aber um desto lustiger zu werden versprach. Don Diego nahm die Einladung an und befand sich bald am Tische, umgeben von lauter jungen Menschen, unter welchen ein paar wahre Tollköpfe waren. Der Wein ging rasch umher, die Becher wurden geleert, und das Gespräch drehte sich, außer um die Mittel, sein Glück zu machen, meist um Liebschaften und schöne Frauenzimmer. Eine Liebesgeschichte wurde nach der andern aufgetischt; jeder holte altes und neues zur gemeinschaftlichen Unterhaltung hervor, und endlich wurde auch Don Diego, der seither stummer Zuhörer gewesen war, dazu aufgefordert, auch *sein* Herz zu offenbaren und *seine* Sünden zu beichten. „Ach, meine Herren!“ entgegnete der Ritter, „was kann in diesem Kapitel ein Mann meines Alters zu beichten haben? Wenn man, wie ich, viele Jahre vermählt gewesen ist und schon erwachsene Kinder hat, dann fallen die Liebesgeschichten nur sparsam!“ Diese Worte wurden von der ganzen Gesellschaft mit schallendem Gelächter begrüßt und einer von den Tollköpfen rief aus: „Hat niemand ein Niespulver, um unsern geehrten Gast zur Besinnung zu bringen? Nein, Herr

Ritter, solchen Glauben dürft Ihr von Laien nicht verlangen! Ihr, der Ihr kaum vierundzwanzig Jahre zählen könnt, Ihr solltet schon erwachsene Kinder haben?! Die Möglichkeit Eurer Ehe darf ich nicht in Abrede stellen, aber seid Ihr wirklich, wie Ihr behauptet, viele Jahre verheiratet gewesen, dann habt Ihr selber kaum Euch die Hosen zu knöpfen vermocht, als Ihr an den Traualtar tratet." Ein neues Gelächter erfolgte, und der Tollkopf fuhr fort: „Unser geehrter Gast will nicht heraus mit der Sprache; aber seine verlegene Miene redet lauter als Worte. Ich schlage ein Hoch vor auf seine unbekannte Schöne, diese Amanda, Miranda oder Galanta, möge sie ihn nun zum Spielzeug oder wozu sonst sich eingefangen haben!" Alle schwenkten die Pokale, und der Ritter, welcher inmitten solcher Ausgelassenheit nicht den Ernsten spielen konnte, dankte für das Hoch, fügte aber, indem er den Becher auf den Tisch stellte, doch hinzu: „Es würde niedrig von mir sein, Frau und Kinder zu verleugnen. Bald, meine Herren, hoffe ich, Sie mit meiner Familie bekannt zu machen und Sie von der Wahrheit meiner Worte zu überzeugen. Auf eine glückliche Reise und auf ein glückliches Wiedersehen mit denjenigen, die wir lieben!" — Alle stießen mit an und man erhob sich vom Tische; aber von dieser Zeit an war es vorbei mit der Einsamkeit des Ritters. Trotz seines zurückhaltenden und etwas gemessenen Wesens hatte er in hohem Grade die Zuneigung der jungen Offiziere gewonnen und während der ganzen Reise leisteten sie ihm

unablässig Gesellschaft. Er mußte an ihren Waffenübungen und Mahlzeiten teilnehmen und sich in ihre Geheimnisse einweihen lassen. Besonders war einer der erwähnten Tollköpfe, Namens Leandro Gomez, unerschöpflich in vertraulichen Mitteilungen. Er hatte zwei Geliebte, von deren Reizen er unaufhörlich Don Diego unterhielt, den er bei beiden einzuführen versprach, damit er über deren Liebenswürdigkeit urteilen und ihm behülflich sein könne, selbst zu entscheiden, welcher von ihnen der Preis gebühre. Der Ritter weigerte sich, ein solches Richteramt zu übernehmen und fühlte sich, im ganzen genommen, etwas gedrückt durch das fortwährende Zusammenleben mit der frohen Jugend, deren Gedanken zuguterletzt sich um Glück im Spiel und in der Liebe drehte. Ihre Sprache war ihm jetzt fremd geworden, ihre Interessen konnte er nicht teilen, ihre Lebensweise kam ihm thöricht und leichtsinnig vor, und ihre Rede trieb ihm oft das Blut in die Wangen. So oft es sich machen ließ, entzog er sich deshalb der munteren Gesellschaft und wandte sich an den alten, etwas pedantischen Schiffsführer, welcher täglich einige Stunden damit tötete, daß er auf dem Verdeck auf- und niederspazierte. Hier mußte er jedoch ganz Ohr sein, da der gravitätische Kapitän leicht verletzt wurde und jede seiner Bemerkungen und jeden Einwand mit den Worten zurückwies: „Ja, ja, mein junger Mann, darüber werden wir uns schon einigen, wenn Ihr ein paar Dutzend Jahre älter geworden seid!“ Hiermit mußte dann der Ritter sich begnügen. Er kehrte nun

wieder zu der jungen Gesellschaft zurück, deren Umgang er doch, wie gesagt, schon überdrüssig war, als man nach einer langweiligen Fahrt San Domingo in Sicht bekam.

Indem das Schiff in den Hafen einlief und an der Schiffsbrücke anlegte, wo eine Menge Menschen versammelt waren, sah Don Diego, der soeben von seinen Reisegefährten Abschied genommen hatte, zwei junge Damen, welche Arm in Arm am Ufer spazieren gingen. Auf den ersten Blick erkannte er seine Töchter wieder. Er fühlte das Vaterherz schwellen, sprang hurtig an Land und eilte ihnen mit dem Ausruf: „Elvira! Isabella!" entgegen. Die beiden jungen Mädchen hemmten ihre Schritte und betrachteten ihn stutzend. „Meine Kinder!" fuhr er fort, „hier habt Ihr mich wieder!" Er streckte die Arme aus, umschlang sie und zog sie an sein Herz; doch errötend, ächzend und in seiner Umarmung sich windend, rissen die Mädchen unter dem Gelächter der Umstehenden sich los, während die Offiziere des Schiffes riefen: „Bravo, Don Diego, bravo!" — In demselben Augenblicke eilte ein junger Mann mit gezücktem Degen herbei und stellte sich beschirmend vor die jungen Damen. „Fernando!" rief der Ritter, „mein Sohn, was hat das zu bedeuten? Steck' den Degen ein und rede Deinen Schwestern zu!" „Zurück, Schurke!" tönte die Antwort; „wag es wieder, diese jungen Damen zu berühren, und Du bist des Todes!" — „Meine Kinder," seufzte der Ritter: „habt Ihr denn keine Augen und Ohren? Kennt Ihr denn Euren Vater nicht mehr?" „Wahnsinniger!" rief Fernando, „fort mit

Dir, damit nicht Deine Tollheit mich anstecke, so daß ich das Blut eines Wahnsinnigen vergieße!“ — „Ein Wahnsinniger!“ wiederholte Don Diego, indem er den Sohn unverwandt anstarrte. „Aber Du hast recht! Folge mir zu Donna Ines! Hier erregen wir nur Ärgernis und beschämen einander!“ — Mit diesen Worten wandte Don Diego sich schnell von der gaffenden Menge und ging auf die Stadt zu, eine Strecke Weges von Knaben und Erwachsenen begleitet, die ihn von allen Seiten anglotzten. Endlich von diesem beschwerlichen Geleite befreit, sagte er zu sich selbst: „Wie seltsam, daß ich immer das stattgefundene Wunder vergesse! Wie kann ich erwarten, daß andere mich für den Alten halten sollen, wenn ich ihren Blicken jung erscheine? Was jetzt geschehen ist, soll für die Zukunft mir zur Lehre dienen. Bei meiner Gattin will ich mein eigener Herold sein.“ — Mit diesem Entschluß eilte er in die Stadt zu seiner Wohnung, wo er sich bei der Dame des Hauses melden ließ. Er wurde sogleich von Donna Ines empfangen, einer ehrwürdigen und trotz ihrer grauen Haare noch schönen, älteren Dame, welche ihn fest ansah und dann Platz zu nehmen und sein Anliegen vorzubringen bat. „Ich habe Euch von Eurem Gatten einen Gruß auszurichten,“ begann der Ritter; „er ersuchte mich, Euch seine baldige Rückkehr anzukündigen.“ — Die Botschaft schien die Dame in hohem Grade zu erfreuen; sie erkundigte sich nach dem Wohlergehen Don Diegos, darnach, wo er zuletzt sei gesehen worden, und war überhaupt unermüdlich in Fragen nach seiner Person und Reise. Von

dieser gab Don Diego nun einen ausführlichen Bericht, ganz in Übereinstimmung mit dem, was der Leser bereits erfahren hat. Voll Aufmerksamkeit und den Erzähler im Auge behaltend, lauschte Donna Ines seiner Rede. Je weiter der Ritter in seinem Berichte kam, desto gespannter wurden ihre Züge, und als er endlich der Quelle Biminis und des stattgefundenen Wunders erwähnte, veränderte sie plötzlich die Farbe und rief aus: „In Wahrheit, Ihr erzählt unglaubliche Dinge! Eure Worte machen mein Herz erbeben. Es ist, als würde ich selber in den Zauberkreis hineingezogen, den Ihr mir eröffnet. Eure Stimme erscheint mir so bekannt, Eure Gestalt, die ich hier zum ersten Male sehe, ruft mir so lebhaft meine eigene Jugend und das Bild meines Gatten in seinen besten Jahren vor die Seele! Eben so sah er aus, wie Ihr da sitzet! Die Ähnlichkeit ist vollkommen: Haar, Gesichtszüge, Mienen, Bild, Farbe — ja, selbst seine Hände hatten ganz dieselbe Form wie die Euren. Reicht mir einmal Eure Hand — wie wunderbar! Ihr fasset kaum die Sympathie, die Ihr erweckt. Wie nennt Ihr Euch? Sagt mir Euren Namen!" — „Diego," antwortete der Ritter mit gedämpfter Stimme. „Diego!" wiederholte sie und starrte ihn verwundert an. „Und Euer Familienname?" — „De Herrera," antwortete er, indem er ihr zu Füßen fiel und ausrief: „Ja, meine Ines, ich bin es wirklich selbst, es ist wirklich Diego de Herrera, der Bräutigam Eurer Jugend, welcher hier vor Euch kniet. Nur die Last der Jahre ist es, nur ihr verdunkelter Schleier, der

fortgenommen ist. Der, den Ihr vor Euch seht, ist der wahre, der blühende, der glückliche Diego, und es ist sein veraltetes, zerfallenes Bild, welches auf dem Grunde der Jugendquelle zurückgeblieben ist." — „Dann wehe mir!" flüsterte Donna Ines, indem Thränen ihr die Wangen herunter rollten: „Eure Worte, und noch mehr Euer Aussehen fällt das Urteil der Scheidung!" „Wie?" rief der Ritter aus, indem er aufsprang und feurig ihre Hand an seine Lippen preßte: „Scheidung — nie! Jetzt erst geht uns das Glück auf in den Strahlen unserer Jugend! Jetzt wird die Fackel Hymens aufs neue angezündet!" — „So urteile denn selbst," seufzte Donna Ines, indem sie ihn hin vor den Spiegel führte: „Können meine grauen Haare sich mit Euren kastanienbraunen vereinigen? Können diese bleichen, eingefallenen Wangen, kann diese von der Zeit gezeichnete Stirn, diese gebeugte Gestalt kann dies alles mit Eurem frischen, jugendlichen Antlitz, Eurem funkelnden Blick, Eurer schlanken Figur harmonieren? Nie!" — Einen Augenblick stand der Ritter verwirrt vor dem Spiegelbilde, rief aber dann aus: „Die Jugendquelle ist nicht versiegt, sie ist noch vorhanden! Welche Mühe es auch koste, auch Euch den Weg zu ihrem verjüngenden Bade zu bahnen: wir wollen uns dieselbe nicht ersparen!" — „Erspart Euch doch die Mühe," flüsterte Donna Ines mit einem wehmütigen Lächeln: „ihr Bad ist nicht für mich. Nie ergab mein Herz sich Zauberkünsten; nie würde ich meine fliehende Jugend zurückrufen. Dann würde ich ja von meinen Kindern

getrennt werden, wie hier von Euch, und ihnen als eine Fremde erscheinen." — „Still!" rief Don Diego aus, indem er plötzlich zusammen fuhr: „ich vernehme ihre Stimmen! Setzt sie in Kenntnis von allem! Ich gehe fort; Ihr könnt einem friedlichen Wiedersehen den Weg bahnen." Mit diesen Worten verließ der Ritter das Zimmer, und die Kinder, welche sichtlich bewegt, kurz darauf in die Stube traten, teilten ihrer Mutter mit, was am Hafen sich mit dem jungen Manne zugetragen, der sich für ihren Vater ausgegeben habe. Donna Ines bat sie, nicht so ohne Weiteres dem Fremden zu grollen. Sie kennten ja alle von Hörensagen die Lebensquelle, welche sich auf der Insel Bimini vorfinden solle, und welche die zuletzt abgesegelte Flotte habe aufsuchen wollen. Was, wenn nun Don Diego wirklich die Quelle gefunden und seine Jugend in deren verjüngendem Bade wiedergewonnen habe? Was, wenn der fremde junge Mann wirklich ihr alter Vater sei? — Fernando und nicht weniger Elvira und Isabella starrten hier fragend und wie in höchster Verwunderung auf Donna Ines, welche bewegt, aber doch ruhig fortfuhr: „Ihr glaubt, daß ich nicht ganz bei Sinnen sei. Beschaut mit eigenen Augen den, in welchem ich den Bräutigam meiner Jugend wiedererkannte. Hört mit eigenen Ohren, was er Euch von seinem und unserm langen Zusammenleben erzählen wird, dessen geheimste Vorfälle er kennt." — Hier öffnete sie eine Seitenthür und bat Don Diego, zu ihnen herein zu treten. Indem er sich zeigte, wichen die Mädchen — welche

sogleich in ihm den Fremden wiedererkannten — erschrocken zurück, während Fernando an das Schwert griff. Donna Ines führte den Ritter an der Hand zu den Kindern hin, indem sie sagte: „Seht hier Euren Vater! Sein Leben ist mit dem unsern verknüpft. Er saß an Eurer Wiege und hat Euch auf seinen Armen getragen. Fragt ihn, und er wird Euch auf alles antworten!“ — Die jungen Mädchen standen befangen, und nur zögernd ergriff Fernando des Ritters dargereichte Hand. Die Wiedererkennung fiel den Kindern weit schwerer als früher Ines. Sie hatten ja nie zuvor diese jugendliche Gestalt gesehen, und nur die Stimme und die Rede erinnerte sie an ihren Vater. Nach langem Hin- und Herreden schienen sie endlich zu einer Art Erkenntnis zu kommen, aber nur mit einer gewissen Beschämtheit und Befangenheit ließen sie sich von den väterlichen Armen umschließen und empfingen seine Küsse. Diese Befangenheit hörte selbst nach mehrtägigem Beisammensein nicht auf, ja, sie schien sogar gegenseitig zu werden, so daß der Ritter nur mit einer gewissen Ängstlichkeit sich seinen jungen Töchtern näherte oder sich mit dem Sohne in eine Unterredung einließ. Mehr und mehr mußte er den Worten seiner Gattin beipflichten, daß eine Entfremdung, eine Scheidung zwischen ihnen allen eingetreten sei. In Gegenwart der Dienstboten, bei den Mahlzeiten und bei anderen häuslichen Zusammenkünften zeigte Donna Ines sich oft verschleiert und stets ernst, und der bloße Eintritt des Ritters ins Zimmer trieb die Röte der Schamhaftigkeit in die Wangen

seiner Töchter. Fernando war gemessen und wortkarg, die Tage vergingen in Schweigsamkeit, und ein gemeinsames Unternehmen — wie ein Spaziergang oder ein Ritt — wobei man sich der Welt gemeinschaftlich zeigen könnte, gehörte zu den Unmöglichkeiten. Diese gegenseitige Scheu und Verstimmung wurde zuletzt ihnen allen so peinlich, daß der Ritter sich zu einer freiwilligen Trennung von seiner Familie entschloß, bis er bei der Rückkehr Ponce de Leons Gelegenheit fände, die Insel auf einer neuen Entdeckungsreise zu verlassen.

In Übereinstimmung hiermit richtete Don Diego sich nun in seinen Gemächern ein, so daß er nicht nötig hatte, mittags oder zu andern bestimmten Zeiten mit seiner Familie zusammen zu kommen. Ein alter Diener besorgte seine Bedürfnisse und unterhielt den Verkehr zwischen ihm und Donna Ines, wodurch, trotz der Trennung, doch eine Art von Verbindung hergestellt wurde. Der Ritter fühlte indessen schmerzlich seinen Zustand, welcher soweit davon entfernt war, seinem goldenen Glückseligkeitstraume zu entsprechen. Am Abende nach dem ersten in Einsamkeit zugebrachten Tage, verließ er seine Wohnung in trübseliger Stimmung, um auf einem stillen Spaziergange sein niedergeschlagenes Gemüt zu ermuntern und, wo möglich, bei dem freien Laufe der Gedanken einen Ausweg zu finden. Es war zum ersten Male, daß er nach seiner Heimkehr sich öffentlich zeigte. Indem er die Straße hinab schritt, begegnete er seiner jungen Reisegesellschaft vom Schiffe, welche sogleich ihn jubelnd um-

ringte und forderte, daß er, wie versprochen, sie mit seiner Familie bekannt mache, mit seiner schönen Frau, mit seinen schönen Töchtern, die wohl noch mit der Zulpe im Munde in der Wiege lägen, und vor allem mit den schönen jungen Damen, die er am Hafen in seine Arme geschlossen habe. Nur mit Mühe befreite sich Don Diego von den jungen Wildfängen, die — zu seinem Glück — noch denselben Abend mit dem Proviantschiffe abfahren sollten, und er setzte nun seinen Spaziergang an dem Dominikanerkloster vorüber fort bis an den Strand, wo der bereits aufgegangene Mond mit seinen Silberstrahlen auf den Wellen spielte. Hier wandelte er nun eine Weile in dem hellen, klaren Mondenscheine auf und nieder und überließ sich ganz seinen Gedanken. Es begegneten ihm mehrere Spaziergänger, und unter diesen ein älterer, schwarz gekleideter Dominikanermörch, welcher einigemal an ihm vorüber ging und ihn scharf ansah, aber endlich stehen blieb, und ihn mit folgenden Worten begrüßte: „Ein wundervoller und angenehmer Abend, mein junger Herr! Verzeiht, daß ich Euch in Euren Betrachtungen störe, aber Ihr kommt mir so bekannt vor, obgleich ich mich in diesem Augenblick nicht entsinnen kann, Euch früher gesehen zu haben." — „Es muß sicher ein Irrtum sein," entgegnete der Ritter; „ich bin erst kürzlich von San Luçar in Spanien hierher gekommen und habe hier am Orte nur wenige Bekannte." — „Von San Luçar!?" wiederholte der Mönch, ohne auf den Einwand zu achten; „dann seid Ihr gewiß in Sevilla bekannt."

— „So ziemlich," lautete die Antwort. — „O, mein junger Mann," fuhr der Geistliche fort, „dann laß ich Euch nicht entschlüpfen, ehe Ihr mir Mitteilungen macht über einige dort wohnhafte vornehme Verwandte, von denen ich zehn Jahre lang nichts vernommen habe." Er erwähnte einige Namen, welche Don Diego gut kannte, und die Unterredung war nun eingefädelt und wurde lange fortgesetzt, wie es schien zu gegenseitiger Zufriedenheit, während beide an der Küste auf und nieder spazierten. Konnte der Ritter dem Bruder Lorenzo, dessen Familienname Tormado war, über Spanien Mitteilungen machen, so erzählte zu vollkommenem Entgelt der Mönch ihm von den Verhältnissen hier in der neuen Welt, welche er genau zu kennen schien, und von allen in der letzten Zeit unternommenen Entdeckungsreisen. Er schilderte ihm den Zug Nugnez de Balboas über die Landenge von Panama, an welchem er selber beteiligt gewesen, war und beschrieb denselben auf so lebhafte und unterhaltende Weise, daß die Schilderung Don Diego ganz hinriß. Er erwähnte die von Cuba aus ins Werk gesetzte Expedition unter Cortez, welche das Gerücht gegenwärtig beschäftigte und alle Gemüter in Aufregung versetzte. Verschiedene neue Aufklärungen betreffs dieses Unternehmens, welche er in den letzten Tagen von einem Freunde auf Cuba erhalten, versprach er dem Ritter mitzuteilen, wenn dieser am nächsten Abend beim Schlage der Vesperglocke sich an derselben Stelle wieder einfinden wolle, denn jetzt sei die Zeit so weit vorgerückt, daß er ihm jetzt gute Nacht sagen

müsse. Damit schieden die neuen Bekannten von einander; aber Don Diego unterließ nicht, am Tage darauf zum Stelldichein am Strande sich einzufinden. Auch Bruder Lorenzo fand sich ein und brachte die versprochenen Briefe mit, welche Mitteilungen über Cortez und den Zug nach Mexiko enthielten, die den Ritter höchlichst interessierten. Er fühlte sich vor Lust entflammt, diesem ruhmvollen Zuge sich anzuschließen, welcher den Teilnehmern so viele Ehre verhieß, und Bruder Lorenzo billigte vollkommen seinen Entschluß. Beide vertieften sich in den Plan zur Ausführung dieses Vorsatzes, während sie langsam am Strande auf und nieder wandelten, oft ihre Schritte hemmten und über das mondbeschienene Meer hinausschauten. Der Abend war so schön, Tormado so beredt, und die Vertraulichkeit that, nach den bitteren Erfahrungen der letzten Zeit, Don Diego so wohl, daß er nur mit Bedauern sich wieder vom Mönche trennte, der nun beim Abschiede ihn zum Besuch in den Klostergarten einlud, wo er ihm einige seltene Blumen von wunderbarlicher Pracht und Farbenschöne zeigen wollte. Schon am nächsten Tage benutzte der Ritter diese Einladung, und der zuvorkommende Lorenzo führte ihn allerwegen umher im Gebäude und im Garten, ja, schien seine Freundlichkeit zu verdoppeln, je mehr Don Diego ihm sein Herz erschloß. Von beiden Seiten wuchs die Annäherung während der lebhaften Unterhaltung, und ihre Wanderung im Garten war noch nicht beendet, als Lorenzo plötzlich stehen blieb und ausrief: „Wahrlich, ich hätte nicht er-

wartet, in meinen alten Tagen eine so liebe Bekanntschaft zu machen! Ihr seid ganz ein Mann nach meinem Herzen; gerade das Gegenstück zu jenen Glücksrittern, von welchen wir hier umschwärmt werden. Die Gier nach Gold ist bei Euch einem preislichen Streben nach Ruhm und Ehre untergeordnet. Wohl seid Ihr ein junger, ja, nach Eurem Aussehen zu urteilen, ein sehr junger Mann; aber Eure Erfahrung ist groß, Eure Rede und Euer ganzes Auftreten ist ganz eines gesetzten Mannes würdig, und mit vollkommenem Vertrauen folge ich dem Drange meines Herzens, indem ich Euch Bruderschaft und Freundschaft anbiete." „Ich bin mit Freuden einverstanden," antwortete der Ritter, indem er die dargebotene Hand ergriff, „ich werde der Freundschaft nicht untreu werden, und auch nicht soll die Jugend, welche Ihr erwähnt, uns von einander trennen." „Eins," unterbrach ihn der Mönch, „eins würde es verhindern und schnell die Kluft der Jahre ausfüllen: Euer volles Vertrauen, dieses große Pfand und Privilegium der Freundschaft." — „Ja," erwiederte der Ritter, „weshalb sollte ich nicht Euer Vertrauen mit Offenherzigkeit belohnen und Euch in das Geheimnis meines Lebens einweihen? Ihr seid ein geistlicher Mann; vor Euch eine Beichte wird mein Herz entlasten, welches oft von Zweifeln und Kümmernissen bewegt wird." — Und er zog Bruder Lorenzo zu sich herab auf eine Bank unter einem schattigen Baume und begann seine Beichte. In kurzen und klaren Zügen schilderte er unter tiefem Schweigen des Mönches die

Geschichte seiner Jugend- und Manneszeit, sein Leben in Spanien als Krieger, Hofmann und Familienvater, seine Abreise nach der neuen Welt und endlich den Zug nach Bimini, wo er in der Jugendquelle die Gestalt des Greises mit der des Jünglings vertauschte. Als er schwieg, erhob Lorenzo langsam das Haupt und sagte: „Das sind wunderbare Dinge, die Ihr da berichtet. Jetzt begreife ich, weshalb ich beim Umgange mit Euch trotz alles Unterschiedes im Alter mich zu Euch wie zu meinesgleichen hingezogen fühlte. Zu dem Danke für Euer Vertrauen füge ich die Bitte, daß Ihr schriftlich mir mitteilen wollt, was Ihr mir mündlich erzählt habt, damit ich in meiner Einsamkeit darüber grübeln, die zerstreuten Züge zu einem vollkommenen Bilde des Freundes sammeln und in seinem Schicksal die Weisheit der göttlichen Führung erkennen könne." Don Diego versprach seinen Wunsch zu erfüllen, und bereits am Tage darauf sandte er Bruder Lorenzo eine ausführliche Epistel, einen Umriß seines eben erzählten Lebens und erwartete nun des Freundes Antwort und verheißenen Besuch, um mit ihm im Verein den Inhalt des Briefes näher zu erörtern. Die Antwort blieb indessen aus, und ebenso ließ sich auch Bruder Lorenzo nicht in seiner Wohnung sehen. Endlich, drei Tage später, als der Ritter allein zu Tische saß, meldete sein alter Diener zwei geistliche Sendboten vom Prior des Dominikanerklosters. Sie brachten eine Vorladung, lautend auf Diego de Herrera, welcher derselben zufolge ungesäumt vor dem Richterstuhle der Inquisition zu erscheinen hatte. Den Sendboten war

eine militärische Eskorte beigegeben, so daß der Ritter der Aufforderung sogleich entsprechen mußte. Es war ihm kaum so viel Zeit gelassen, mit einigen Worten seinen alten Diener zu beruhigen und demselben aufzutragen, Donna Ines die Sache mitzuteilen, doch weder als wichtig noch als gefährlich. Der alte Diener richtete den Auftrag aus; da er aber nur schlecht seine eigene Ängstlichkeit zu bergen vermochte, setzte er Donna Ines und das ganze Haus in die größte Unruhe und Bewegung.

Indes war Don Diego in das Inquisitionsgefängnis gebracht worden, wo er kurz darauf einem vorläufigen Verhör unterworfen wurde. Bei diesem erfuhr er, daß er der Zauberei angeklagt sei, und daß sein Brief an Bruder Lorenzo zu gleicher Zeit den Grund zu seiner Vorladung und den Hauptbeweis gegen ihn lieferte. Ein vorauseilendes Gerücht, welches kurz nach seiner Heimkehr von Bimini von seinem eigenen Gesinde ausgegangen war, hatte wohl zu dem Verdacht Anlaß gegeben, und bewirkt, daß Bruder Lorenzo ihm in den Lauf gesandt war, um ihn auszuspionieren; aber ohne sein eigenes schriftliches Eingeständnis würde eine Anklage nicht erhoben worden sein, und er selbst hätte nichts zu befürchten gehabt. Jetzt dagegen war der Ausgang der Sache unzweifelhaft, wofern er nicht nur vollständig den Gegenbeweis der stattgefundenen Zauberei, sondern auch den der Wahrheit seiner eigenen Worte zu liefern vermochte. Mit diesen traurigen Aussichten verließ Don Diego den Gerichtssaal und wurde wieder in seine dunkle Gefängniszelle

zurückgeführt, wo er Zeit hatte, nicht nur seine eigene Unbesonnenheit, sondern auch die Falschheit und Treulosigkeit der Menschen recht zu bedenken. Es währte mehrere Tage, ehe er wieder einem Verhör unterworfen wurde, und im ganzen war seit seiner Einsperrung wohl ein Monat verflossen, als er eines Abends, wie er eben traurig und niedergebeugt in seiner Zelle saß, draußen Fußtritte hörte und unter mehreren Stimmen eine bekannte vernahm, die seinen Namen nannte und Einlaß begehrte. Die Stimme schien ihm seinem alten Freunde, dem Admiral Ponce de Leon, anzugehören, welcher also von seinem Zuge zurückgekehrt sein mußte, und der wirklich auch gleich darauf in das Gefängnis trat, worauf der Gefangenwärter wieder die Thür zuschlug und bald mit Licht wieder zurück zu kehren versprach. „Seid Ihr hier, Don Diego?" flüsterte der Eintretende, indem er in der Finsternis vorwärts tastete; „ich bin's, Euer Freund, Ponce de Leon, der hier kommt um Euch zu besuchen und, wo möglich, zu retten." — „So seid mir willkommen!" antwortete der Ritter aus seinem finstern Winkel; „Ihr seid auf Eurer Reise vom Glück begünstigt gewesen. Das ist mehr, als was ich von mir behaupten kann, der ich wohl das Ziel erreichte, aber des Preises verlustig ging." — „Ja, es ist ein trauriger Zustand, in dem ich Euch antreffe," erwiderte der Freund, — „das Schicksal sowohl als das Gerücht haben Euch übel mitgespielt, seitdem wir von Euch fortsegelten und aus Versehen Euch auf der Insel Bimini zurück ließen. Wenn man der verlogenen

Fama glauben wollte, hättet Ihr ja auf der Insel dort Zauberei getrieben und wäret in verhexter Gestalt hierher zurückgekommen.“ In diesem Augenblick trat der Schließer mit Licht herein und setzte dasselbe auf den Tisch vor den Gefangenen. „Wo ist Don Diego?“ fragte der Admiral, indem er sich im Gefängnis umsah. — „Hier, Herr! gerade vor Euch,“ antwortete der Schließer, welcher sich nun wieder entfernte, während Ponce de Leon in schweigender Verwunderung den Ritter anstarrte und dann ausrief: „Wem soll ich trauen: meinen Augen oder meinen Ohren? — Hier ist ja kein anderer — redet, junger Mann! Seid Ihr wirklich mein alter Freund, Diego de Herrera?“ — „Er selbst,“ gab der Ritter zur Antwort, „er selbst, der weißhaarige Diego, von dem Ihr auf dem Wege zur Zauberquelle getrennt wurdet, wo er seine Jugend wiederfand, aber sein Glück einbüßte.“ — „Ja, es ist seine Stimme!“ rief der Admiral aufs neue aus; „es ist wirklich seine Stimme. Und wenn ich an unser erstes Zusammentreffen in Sevilla denke, vor vierzig Jahren, dann ist auch dieses Antlitz mir nicht fremd.“ Nun ergriff er die Haud seines Freundes und fügte bewegt hinzu: „Habt Ihr Euch der Zauberei schuldig gemacht, Diego, dann haben wir alle Teil an der Schuld. Wir alle suchten die Zauberquelle, und daß Ihr das Ziel erreichtet, vergrößert Eure Schuld nicht. Doch erhebt Euch! Ihr seid ein dem Tode verfallener Mann! Sollt Ihr gerettet werden, dann haben wir keine Zeit zu verlieren! Schnell! Werft diese Mönchskutte um Euch! der Gefangenwärter steht in meinem

Solde, und das Schiff, welches Euch von hinnen führen wird, liegt schon segelfertig. Alles ist geordnet: hier habt Ihr Eure Empfehlungsbriefe für Cuba oder wohin sonst Ihr kommt, und ich selbst werde Eure Familie von Eurer Abreise in Kenntnis setzen und Eurer Gattin und Euren Kindern Euren Gruß überbringen. Kommt! Wie soll ich Euch nennen: Geist oder Mensch? — Wie seltsam, wenn ich so das Licht Euch vor's Gesicht halte! Trotz Eures blühenden Aussehens und unserer langen Bekanntschaft könnte mir vor Euch bange werden. Ihr seid wirklich ein Gespenst, welches nicht mehr unter alte Freunde und zu seiner früheren Umgebung paßt. Kommt, folgt mir, aber lautlos!" — Jetzt gab der Admiral dem draußen stehenden Gefangenwärter ein Zeichen und blies das Licht aus. Die Thür öffnete sich leise, und durch mehrere dunkle und krumme Gänge wurde der Ritter aus dem Gefängnisgebäude und zum Schiffe hinabgeführt, wo Ponce de Leon mit geheimem Grauen seine letzten Umarmungen und Händedrücke empfing und einen Augenblick später mit erleichtertem Herzen das Schiff vor frischer Brise den Hafen und die Insel verlassen sah.

II.

Die Morgensonne brach hervor und das Schiff befand sich mitten auf dem offenen Meere. In seiner jugendlichen Gestalt, das Federbarett auf den braunen Locken

und in seinen Mantel gehüllt, wandelte Don Diego auf und nieder auf dem Verdeck des Schiffes. Mehrmals warf er den Blick zurück in der Richtung nach San Domingo, und als weder die Stadt noch die Insel mehr in Sicht war, rief er aus: „Jetzt könnte ich mit Cäsar sagen: ‚Das Los ist gefallen!‘ Mein ganzes Leben liegt hinter mir. Dem ehemaligen Diego mit Weib und Kindern, mit Verwandten und Freunden habe ich Lebewohl gesagt, und nun gehe ich als Jüngling wieder in die Welt hinaus, um das fliehende Glück zu erhaschen. Hat auch das geliebte Heim sich vor mir verschlossen; passe ich auch nicht mehr in die Gesellschaft meiner Freunde und seitherigen Genossen, weder der alten noch der jungen: noch habe ich doch mich selbst, noch die winkende Hoffnung, den kecken Mut, die gewonnene Einsicht, meinen kräftigen Arm und dazu meine verlorene, meine wiedergefundene Jugend. Vorwärts! Diego, vorwärts! Die lange Zeit, die vor dir liegt, will ausgefüllt sein: sie redet von großen Unternehmungen, von glänzenden Thaten, von Lohn der Ehre, von Siegeskränzen und der Krone der Glückseligkeit!“ — Unter derartigen Ergießungen und Betrachtungen schwand die Zeit schnell hin, und vom Winde begünstigt erreichte unser Held bald die Insel Cuba, von wo er nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen die Reise weiter gen Süden nach Neu-Spanien und Vera Cruz fortsetzte, der kürzlich auf dem Festlande angelegten Pflanzstadt, von wo er darauf, begleitet von einer Abteilung Rekruten, sich über Land zu dem Heere begab, mit welchem

Cortez eben damals die Hauptstadt Mexiko belagerte. Schon die Reise durch das weit ausgedehnte fruchtbare Land, reich an großen und blühenden Städten, erfüllte ihn mit Bewunderung, aber noch höher stieg sein Mut, als er über die Berge kam und nach einem Marsche von wenigen Tagen inmitten der Ebene in einem spiegelklaren Binnensee die Hauptstadt mit ihren langen Dämmen, ihren zahllosen weißen Häusern, Tempeln und Türmen erblickte. Er begab sich sogleich in das Lager am Ende des Hauptdammes, wo Cortez sein Zelt hatte, und wo alles in Bewegung war, da die Spanier, von den eingeborenen Hülfstruppen unterstützt, grade einen Angriff auf die Stadt vorbereiteten, der zugleich von der See- und von der Landseite unternommen werden sollte. — Als Landsmann und freiwilliger Mitstreiter bei Cortez angemeldet, wurde Don Diego von dem großen Heerführer mit vieler Zuvorkommenheit empfangen. Cortez erkundigte sich nach seinen Wünschen, seiner Verwandtschaft und seinen früheren Dienstverhältnissen hier in der neuen Welt, und als er vernahm, daß der neue Ankömmling ein Bekannter Ponce de Leons sei, rief er aus: „Das ist Empfehlung genug! Habt Ihr unter diesem Manne gedient, dann werdet Ihr auch hier der Fahne nicht untreu werden. Ihr sollt einen Platz angewiesen erhalten, wo Ehre zu gewinnen ist. Wäret Ihr älter, dann würde ich Euch ohne weiteres ein eigenes Kommando übergeben. Jetzt muß ich Euch als jüngsten Offizier unter Gonzalo de Castro stellen, der ein tüchtiger Soldat, aber hart wie ein Feuerstein ist. Hütet

Euch davor den Stahl zu spielen, dann wird es Funken setzen! Hier ist Eure Bestallung! Ihr müßt Euch sogleich zum Dienst melden, da wir bald in der Lage sein werden, von Eurem Degen Gebrauch zu machen." — Don Diego, obgleich in seinen Erwartungen getäuscht, hütete sich wohl zu seiner eigenen Empfehlung sich auf seine Ritterschaft und sein ehemaliges Kriegerleben in Spanien zu berufen. Hier, wo er allen unbekannt war, sollte auch seine Vergangenheit geheim bleiben und der Vergessenheit anheim gegeben sein, damit nicht, wie seither, sein neues Leben durch das alte in Verwirrung gebracht werde. — Nachdem er sich von Cortez verabschiedet hatte, begab er sich ungesäumt zur Zelthütte Don Gonzalos. Der Mann war nicht zugegen, allein statt seiner wurde der Ritter von dessen Tochter Dorothea empfangen, einem jungen, überaus reizenden Mädchen, welches teils durch Umstände gezwungen, teils aus Gefallen an Abenteuern seinem Vater hierher ins Lager gefolgt war, halb als Page und halb als Leiterin seines Zelt- und Hauswesens. Sie war angethan mit einem knapp den Körper umschließenden Kriegerwams, in dessen Leibgurt ein Dolch stak, und über dessen niedergeschlagenen Kragen die schwarzen krausen Locken frei herab rollten: eine Tracht, die in all ihrer Einfachheit die schlanke Figur, den gewölbten Busen und die franke Haltung zur Geltung brachte. Ihre Wangen waren von einem schwachen bräunlichen Rot überflogen und über den großen strahlenden Augen wölbten sich frei und keck die dunkeln, feinen Brauen. Das ganze Antlitz

hatte einen Ausdruck von Güte, Keckheit und jugendlichem Frohsinn, und indem sie dem Ritter die Thür öffnete und beim Anblick des jungen unbekannten Kriegers erst stutzte, darauf aber nach ihrem Dolche griff, glich sie zugleich einer bezaubernden Fee und einer drohenden Amazone. Die stolze Gestalt verwandelte sich jedoch bald zu einer freundlichen. Sie ersuchte den Ritter, in die Hütte zu treten und die Heimkehr ihres Vaters zu erwarten. Don Diego folgte der Einladung, und beide befanden sich bald in einer lebhaften Unterhaltung. Dorothea erzählte von Cortez und seinen Kriegern, von den Mexikanern und der Kampfesart der eingeborenen Truppen, sowie von ihrem eigenen Leben hier im Lager unter all diesen Kriegern und Marketenderinnen, von welch letzteren manche ihr grollten, als ob sie sich Eingriffe in deren Gerechtsame erlaube. — „Aber," — lachte sie — „mich kümmert das nicht, eben so wenig wie der Zorn der Musikanten, welche sich darüber erbosen, daß ich abends vor meinem Vater und seinen Freunden die Mandoline spiele. Liebt Ihr Musik?" fragte sie den Ritter, indem sie ihn anblickte; „jetzt sollt Ihr einen mexikanischen Kriegsgesang hören, damit Ihr mit diesen wilden und seltsamen Tönen vertraut seid, wenn Ihr sie im Kampfe vernehmt." — Voll Leben und Begeisterung stimmte Dorothea nun den Kriegsgesang an, welchen sie mit dem entsprechenden, drohenden Mienenspiele begleitete, um so den angenommenen Gegner mehr zu erschrecken. Der Ritter bewunderte den Vortrag und den Gesang, der eben beendigt war, als Gonzalo,

ein hoher, finsterer Mann mit scharfen Zügen und ergrautem Haar, in Begleitung einiger Offiziere ins Zelt trat.

Don Diego erhob sich und grüßte, nannte seinen Namen und seinen Auftrag, worauf Gonzalo, nachdem er die Bestallung in Empfang genommen, ihn als Zeltkameraden willkommen hieß. Er wandte sich nun zu seiner Tochter und sagte: „Bei der heiligen Jungfrau! Ich glaube fürwahr, daß Du bereits unsern Landsmann mit Deinem Gesang und Geklimper unterhalten hast! Benutze die Zeit besser! Die Mandoline fort! Sorg' für den Tisch!" Dorothea entfernte sich, und ihr Vater fuhr fort, indem er sich zu dem Ritter wandte: „Es wundert Euch gewiß. ein junges Mädchen hier im Zelte und zumal in soldatischer Tracht zu finden. Dies letztere ist ihre eigene Erfindung; aber als auskommandierter Offizier war ich genötigt mein einziges Kind mit in das Feld zu nehmen, da sie auf Cuba weder Mutter noch Verwandte am Leben hat. Und nun, meine Herren, an die Geschäfte! Unser neuer Kriegskamerad ist grade zur rechten Zeit gekommen!" Er hieß jetzt den Ritter und die andern Offiziere Platz nehmen, worauf er ihnen den jüngst im Kriegsrat entworfenen Plan zum Angriff auf die Stadt, welcher für den nächsten Tag festgesetzt war, mitteilte. Die Truppen, welche er selbst befehligte, hatten einen Damm einzunehmen und zu verteidigen, von dessen Festhalten der Ausfall des Angriffs zum Teil abhängen würde. Als Befehlshaber weihte er seine Untergebenen ein in die getroffenen Verfügungen und in die Art und Weise, wie er sie ausge-

führt haben wollte. Die andern Offiziere verbeugten sich und gaben ihren ungeteilten Beifall zu erkennen; aber Don Diego, dessen lange Kriegserfahrung ihm zu statten kam, äußerte Zweifel an der Richtigkeit einiger Bestimmungen und verfocht seine abweichende Ansicht mit Eifer und Kraft. Die Offiziere räusperten sich verlegen, während die Stirne Gonzolas finstrer und finstrer wurde. Endlich, als der Ritter schwieg, rief er aus: „Junger Mann! Ihr seid der Jüngste unter uns und doch wollt Ihr der Klügste sein! Ihr wollt am besten die Verhältnisse beurteilen können und doch seid Ihr erst gestern hier hier im Lager angekommen! Lerntet Ihr vielleicht all diese Weisheit unter den nackten Indianern Hispaniolas? Hier in Neu-Spanien halten wir gute Manneszucht: hier ist es dem Ei nicht gestattet, klüger sein zu wollen, als das Huhn. Dies zu vorläufiger Kenntnisnahme! Was aber den morgigen Kampf betrifft, so kennt Ihr meinen Willen — wonach sich zu achten!" — Mit diesen Worten erhob sich Don Gonzalo von seinem Sitze, und unser Held, der sich dessen erinnerte, was Cortez gesagt hatte, verhielt sich ruhig. Die andern Offiziere versuchten wohl ein Gespräch in Fluß zu bringen, dies gelang aber erst, als die schöne Dorothea sich wieder einfand, den Tisch deckte und die Gerichte auftrug. Während der Mahlzeit glättete sich die Stirn Gonzalos allmählich, und kaum war das Tuch vom Tische genommen, so forderte er seine Tochter auf, zu spielen und zu singen, um den neuen Gast zu unterhalten und sie alle zu dem bevor-

stehenden Kampfe zu ermuntern. Dorothea folgte der Aufforderung, setzte sich in die Mitte des Kreises und sang mit Leben und Wärme mehrere im Maurenkriege entstandene Romanzen, welche allesamt lebhafte Begeisterung für Glauben und Vaterland ausdrückten. Diego lauschte entzückt. Einzelne dieser Gesänge waren ihm aus der Zeit seiner eigenen Teilnahme am Kriege wohlbekannt, und so oft die schöne Sängerin eine Romanze beendet hatte, fragte er nach einer neuen, ob sie sich dieser und jener entsinne, die er ihr dann vorsummte, und fast immer fand es sich, daß sie dieselbe kannte. Es war offenbar, daß sie sich geschmeichelt fühlte und erfreut war über das Interesse, welches der neue Tischgenosse ihr bezeigte. Oft während des Gesanges sandte sie Diego einen flammenden Blick; geschah es aber, daß ihr Auge dem seinigen begegnete, dann errötete sie und griff kräftiger in die Saiten. Ihr Vater war nicht der am wenigsten Begeisterte unter ihren Zuhörern. Er war stolz auf diese Tochter, auf ihre Schönheit und auf ihr Talent, und das Wohlbehagen, mit welchem er ihren Tönen lauschte, prägte sich nicht nur in seiner zufriedenen Miene aus, sondern äußerte sich oftmals auch in einem lebhaften: „Brava! Brava!“ wobei er sich triumphierend im Kreise umsah. Auf diese Weise verfloß der Abend friedlich und angenehm. Don Gonzalo führte selbst den Ritter zu seiner Lagerstatt im Seitenzelt und wünschte ihm, wohl zu schlafen. Es wurde wirklich eine gute Nacht für unsern Helden — die beste, die ihm seit langer Zeit be-

schert gewesen. Sein Schlaf war erquickend, und holde Träume aus seiner Jugendzeit — vielleicht Nachwirkung der lieblichen Gesänge des verflossenen Abends — umgaukelten ihn kosend. Gestärkt erhob er sich in früher Morgenstunde und legte seine Waffen an. Also heute sollte er wieder diese Waffen erproben! Mit diesem Degen, den er zuletzt im Maurenkriege in Gegenwart seiner großen Königin geschwungen hatte! Wie lange war das her! und doch fühlte er seinen Arm eben so kräftig, seinen Mut eben so kühn wie damals. Sein Kummer war einzig und allein, daß er hier als jüngster Offizier Dienste thun sollte, er, der nach Alter und Einsicht hätte Anführer sein müssen. Auf dem Sammelplatze war er indessen der erste Mann und rückte an der Spitze seiner wenigen Krieger kampfbegierig gegen den Damm, bis er etwa auf der Mitte desselben von einer größeren Truppenabteilung eingeholt wurde, welche von Don Gonzalo und den übrigen Offizieren geführt war. An dieser Stelle hatte der Feind vor wenigen Tagen bei einem Angriffe den Erdwall durchschnitten, so daß das Wasser durchgebrochen war. Die Öffnung war nicht ausgefüllt worden, und nur eine aus Balken gebildete schmale Brücke war über den Abgrund geworfen. Don Gonzalo führte die Truppen sowohl als das Geschütz über die Brücke und gab seine Befehle in betreff des Sturmes, welcher gleich stattfinden sollte, wenn der Feind sich zeigte, der nicht nur zurückgeworfen, sondern auch bis in die Stadt und an den großen Tempel verfolgt werden sollte, wo die Spanier und die eingeborenen

Hilfstruppen, die auf verschiedenen Wegen über die Dämme hervorgebrochen waren, dann sich zu einem Hauptangriff auf den verschanzten Tempel vereinigen sollten, von welchem herab die mexikanische Reichsfahne wehte. Bei dem Übergang über die Brücke war Don Diego mit seinem kleinen Trupp die Nachhut geworden, und er konnte sich nicht enthalten, noch einmal seinem Befehlshaber hinsichtlich dieses gefährdeten Punktes Vorstellungen zu machen, der bereits Tages zuvor der Hauptgegenstand ihres Streites gewesen war. Wenigstens die eine Kanone müßte mit hinreichender Mannschaft bei der Öffnung zurück bleiben, um im Falle eines Unglücks den Rückzug zu decken. Müßten die Truppen fliehen, dann würden sie, nach Don Diegos Ansicht, hier verloren sein. „Aber hier ist keine Rede von Flucht oder Rückzug," unterbrach ihn Gonzalo de Castro, indem er seine dicken Brauen zusammenzog und den Ritter zornglühend ansah: „hier gilt es Sieg oder Tod, doch keine Sicherheit für Feiglinge! Vorwärts! Hört Ihr den Schlachtruf?" Mit diesen Worten drang Don Gonzalo an der Spitze seiner Leute vor. Die Kolonne setzte sich in Bewegung, und am anderen Ende des Erdwalles sah man deutlich große Massen von Mexikanern, welche unter wildem Geschrei beim Tone ihrer großen Trommel hervor brachen. Don Diego schwang seinen Degen, um mit seinem kleinen Haufen der Haupttruppe zu folgen, welche unter lautem Kampfgeschrei über den Damm vorwärts drang: da — wie er eben den Fuß hob — bemächtigte sich mit unwiderstehlicher Kraft seiner

aufs neue die Überzeugung, daß die Spanier verloren seien, wenn er nicht seine Stellung behaupte. Der Degen in seiner Hand sank, sein Fuß war wie an die Erde genagelt, und das einzige Wort, welches er hervorzubringen vermochte, war: „Halt!“ — Seine Leute blickten ihn erstaunt an. „Halt!“ wiederholte er mit schwacher Stimme: „hier ist unser Platz!“ — In diesem Augenblick fand der Zusammenstoß mit dem Feinde statt. Man vernahm Gewehrschüsse und eine Kanonensalve, die doch von den Kriegsrufen der Mexikaner fast übertäubt wurden. Der Kampf gestaltete sich immer erbitterter. Die Massen wälzten sich vor und zurück, hin und her, aber zuletzt mußten die wenigen spanischen Krieger vor den zahlreichen Feinden weichen. Mit pochendem Herzen war Don Diego in der Entfernung Zeuge des Kampfes bis zur Auflösung der Schlachtordnung und der endlichen Flucht der Spanier. Er that alles, um seinen Landsleuten den Weg über die Brücke zu sichern, aber ohne Geschütz sah er die Unmöglichkeit ein, die Verfolger zu hemmen. Er und seine Krieger stellten sich mit gefällten Lanzen vor die Öffnung des Dammes; aber so wild war die Flucht und so gewaltsam drängten die Verfolger hinterher, daß er und seine Leute in rasender Eile zurückgeworfen und ins Wasser gestoßen wurden, wo einige umkamen und er und andere schwimmend das jenseitige Ufer erreichten. Nur einem Teile der Spanier und unter diesen auch Gonzalo gelang es, über die Brücke zu kommen, welche die Feinde ganz unzweifelhaft eingenommen hätten, wenn nicht Cortez

mit frischen Truppen zum Ersatz herangerückt wäre. Seine Klugheit und Festigkeit hemmte das reißende Vordringen der Gegner. Unter wildem Geschrei und lautem Triumphgebrüll kehrten die Mexikaner um, die Beute und die zu Schlachtopfern für ihre Götzen bestimmten Gefangenen fortschleppend. Jetzt erst konnten die Spanier die Größe ihres Verlustes überblicken. Mehr als fünfzig der Ihren waren teils gefällt, teils gefangen, drei Kanonen hatten sie eingebüßt, und zur Entschuldigung des Ausfalles wußte Don Gonzalo nur die Unbotmäßigkeit seines neuen Offiziers anzuführen, dessen Fortbleiben vom Kampfe im entscheidenden Augenblick nach seiner Behauptung an dem Unglück schuld sei. Don Diego seinerseits hob die Notwendigkeit, die Brücke zu decken und den Rückzug zu sichern, hervor, worin Cortez ihm beipflichten mußte; als er aber dann sich auf seine lange Kriegserfahrung berief, unterbrach ihn der Feldherr kurz: „Jawohl, von Eurer langen Kriegserfahrung zeugen Eure jungfräulichen Wangen und Euer bartloses Kinn. Aber Ihr habt den Befehl Eures Vorgesetzten mißachtet; ein großes Unglück ist geschehen und der Kriegsrat muß über Euch beide zu Gericht sitzen. Gebt meinem Begleiter Euren Degen und seid mein Gefangener auf Ehrenwort!"

So war denn der Ritter aufs neue seiner Freiheit beraubt, wobei ihm zugleich die Gelegenheit genommen war, an den fast täglichen Kämpfen teilzunehmen, durch welche nun Mexikos Schicksal entschieden wurde. In seiner Gefangenschaft war ihm nun Zeit gelassen, recht

zu sinnen und zu grübeln über das neue Unglück, von welchem er hier verfolgt wurde. Eine Hauptursache desselben war seine anscheinende Jugend, welche ihm stets hinderlich sein würde einen Befehlshaberposten von Bedeutung zu erhalten, der wiederum die Bedingung selbständiger Thaten war. Was jedoch am meisten seine Gedanken beschäftigte, war eine neue Erfahrung bezüglich seines eigenen Innern. In dem Augenblick, da er auf dem Damme den Befehl seines Vorgesetzten zum Vorrücken erhalten hatte und bereits den Fuß erhob, um der Anordnung zu gehorsamen, hatte er in sich selbst die wunderbarste, seltsamste Empfindung gespürt, durch welche die Bewegung plötzlich gelähmt worden war. Es war nicht bloß seine Überzeugung von der Notwendigkeit, die Brücke zu decken, die ihn damals zurück hielt und seinen Fuß an die Erde nagelte; nein, es war eine innere Spaltung in ihm selbst, die sich mit unwiderstehlicher Gewalt geltend machte. Er hatte in dem Augenblick sich plötzlich als zwei einander entgegengesetzte Personen gefühlt: die eine leicht und flüchtig, die andere schwerfällig überlegsam; die eine feurig glühend, die andere kalt berechnend; die eine haschend und greifend, die andere loslassend und weichend — und die Folge war Unbeweglichkeit des Willens und vollständiges Aufgeben alles Handelns gewesen. — Woher rührte dieser wundersame Seelenzustand, den er früher nicht gekannt, und der, wofern er andauerte, jede Thatkraft vernichten würde? Er selbst vermochte nicht dieses Rätsel zu lösen. Niedergeschlagen und unglücklich warf er sich zur Erde und ver-

fluchte sein Geschick. Da vernahm er plötzlich in der Nähe im Seitengezelt tröstende Töne und liebliche Musik. Es war die schöne Dorothea, welche sich hier hören ließ. Mit lebhaftem Schmerz hatte sie das Vorgefallene in Erfahrung gebracht und ließ nun ihre Teilnahme sowohl ihrem Vater als dem Widerpart desselben zu gute kommen. Sie empfand tiefes Mitleid mit dem jungen Manne, der erst vor so kurzer Zeit ins Lager gekommen und schon so sehr in Mißgunst geraten war. Und nicht nur an diesem Abende machte sie ihrem beklommenen Herzen Luft und sandte zugleich ihrem neuen Freunde den Trost der Töne: täglich erneute sie das Opfer ihres Mitleids, wiederholte jeden Tag zu bestimmten Zeiten ihr Spiel und ihren Gesang, so daß die Töne bald lebende Sendboten zwischen ihnen wurden, die mit Fragen und Antworten hin und wieder flogen. Der Ritter war nämlich seinerseits auch nicht unthätig. Von seinem Wärter hatte er eine alte Laute geliehen, deren Saiten er seinen Dank und seine Stimmung anvertraute, indem er dabei die halb vergessene Troubadourkunst seiner Jugend auffrischte. — Auf diese Weise vergingen mehrere Wochen, und noch war Diego nicht vor das Kriegsgericht geladen, um sich zu verteidigen und sein Urteil zu vernehmen. Cortez und seine Krieger waren gar zu sehr von ihrem großen Ziele, der Eroberung der Hauptstadt, in Anspruch genommen, um sich mit einer so geringfügigen Sache zu beschäftigen. Endlich hatte man nach blutigen Kämpfen das Ziel erreicht. Mexiko war gefallen, der König geflohen und in

Gefangenschaft geraten und die Herrschaft der Spanier fest begründet. Jetzt erst ließ Cortez den Ritter vor sich rufen, doch nicht zur Verteidigung und Verurteilung, sondern um ihn davon in Kenntnis zu setzen, daß die Angelegenheit nicht weiter verfolgt werden solle. Sein Gegner, Gonzalo de Castro, hatte in den letzten Kämpfen und insonderheit bei der Eroberung der Hauptstadt so große Tüchtigkeit und Tapferkeit an den Tag gelegt, daß der frühere Fehler als ausgeglichen erachtet werden mußte. Was den Ritter selbst betraf, so beabsichtigte der Feldherr nicht an ihm ein Exempel zu statuieren. Sein Ungehorsam konnte vielleicht mit den Verhältnissen entschuldigt werden, und es waren der Offiziere zu wenige im Heere, als daß irgend jemand ohne die zwingendste Notwendigkeit verabschiedet werden durfte. Mexiko war wohl erobert, aber viele der Provinzen befanden sich noch in den Händen der Feinde. Es war beschlossen, nach verschiedenen Richtungen Heeresabteilungen auszusenden, um den Widerstand zu brechen und die eingeborenen Stämme zur Unterwerfung zu bringen, und zum Teilnehmer und zweiten Befehlshaber einer solchen Expedition war Don Diego bestimmt. Da aber die Expedition unter der Anführung seines alten Vorgesetzten, Don Gonzalo, stattfinden sollte, mußte Cortez ihn zur Beobachtung der strengsten Disziplin und zur Bezeugung derjenigen Ehrerbietung, welche die Jugend dem Alter zu erweisen hat, ermahnen. Mit diesem Geheiß gab Cortez ihm seinen Degen und seine Freiheit zurück, und nicht ohne Bitterkeit entfernte sich Don Diego,

der von der Teilnahme an den großen Thaten ausgeschlossen worden war und nun zu einem Unternehmen verwendet werden sollte, bei welchem sich vielleicht Gold, aber keine Ehre gewinnen ließ, und wo er obendrein sich ganz einem fremden Willen, dem eines Gegners, unterwerfen sollte. Indessen beschloß er sich den Umständen zu fügen, nm nicht jeglicher Aussicht für die Zukunft verlustig zu gehen. Er meldete sich noch an demselben Tage bei seinem Vorgesetzten, von welchem er mit größerer Höflichkeit empfangen wurde, als er erwartet hatte. Es war augenscheinlich, daß Don Gonzalo von Cortez nicht unbeeinflußt war, und daß er sich bemühte, den alten Zwist in Vergessenheit zu bringen. Er bezwang seinen Groll vollständig, weihte den Ritter in seine Pläne hinsichtlich des bevorstehenden Unternehmens ein und that ihm kund, daß der Aufbruch am nächsten Morgen stattfinden werde. Zum Abschiede reichte er ihm die Hand und sagte: „Ihr werdet sehen, mein junger Freund, wir haben eine vergnügte Campagne vor uns. Durch das Schwert werden wir das Gold der Heiden gewinnen; durch Bruder Francisco retten wir ihre Seelen, und im Zelte wird meine Tochter Dorothea für unsere Verpflegung und Unterhaltung Sorge tragen."

Es ist nicht die Absicht des Erzählers, den Leser Schritt um Schritt unserem Helden auf dessen Streifzügen durch die nördlichen Provinzen Mexikos folgen zu lassen. Wer nähere Mitteilungen wünscht, kann sie in den spanischen Kriegsannalen jener Zeit finden. Wir wollen

nur bemerken, daß der Zug in keiner Weise sich von den vielen ähnlichen Expeditionen unterschied, welche damals und später stattfanden. Man durchstreifte das Land, nahm den Einwohnern ihre Schätze und ließ die Häuptlinge (Caziken) dem spanischen Könige huldigen, während zugleich die fanatischen Mönche, welche die Truppen begleiteten, ihr Überredungstalent uud ihre Künste anwendeten, um die verlorenen Seelen zu retten. Es lief selten ab ohne Blutvergießen und Scheiterhaufen, auf denen die trotzigen Caziken und verstockten Heiden ihre Strafe erlitten. Nur mit Widerwillen und Ingrimm war Don Diego Zeuge dieser Scenen, wogegen sein Befehlshaber in Glaubenssachen ganz den Bruder Francisco walten ließ und sich selbst nur das militärische Richteramt vorbehielt und das Recht, die Eingeborenen auszupressen und auszusaugen. Es wurde unermeßliche Beute gemacht, welche, nachdem der Anteil der Krone vorweg genommen war, unter die Offiziere und Mannschaften verteilt wurde. Bei dieser Verteilung bewies der Oberbefehlshaber eine seltene Rechtschaffenheit, die sein Stolz war, und Don Diegos Anteil mehrte sich bald in solchem Maße, daß sein Reichtum anfing ihm lästig zu werden und ihn zu beschweren. Übrigens bewirkte das Zusammenleben und der tägliche Umgang keine Veränderung in dem Verhältnis der beiden Kommandierenden zu einander. Der Ritter blieb kalt, höflich und wortkarg wie ehedem, und Don Gonzalos Herablassung hatte wieder dem alten hochmütigen Wesen Platz gemacht, welches sich in kurzem, scharfen Befehlshaber-

tone äußerte. Das einzige, worin beide übereinstimmten, war ihr beiderseitiges Wohlgefallen an der Person, den Unterredungen und Gesängen der schönen Dorothea. Sie war der gute Geist des Zeltes und wußte stets den Frieden zurück zu rufen, wenn ein scharfes, bitteres Wort oder ein zufälliger Umstand denselben verjagt hatte.

Einst waren die Truppen, nachdem sie einen Fluß und einen niedrigen Bergrücken überschritten hatten, in eine hügelige, reich bevölkerte Landschaft eingedrungen, wo die einzelnen Häuptlinge den Spaniern langen und hartnäckigen Widerstand leisteten, der jedoch, wie gewöhnlich, mit der Gefangennahme der Caziken endete. Bei dieser Gelegenheit beschlossen Bruder Francisco und Don Gonzalo ein großes und für die Nachbarvölker abschreckendes Beispiel zu statuieren. Ein hoher Scheiterhaufen wurde errichtet und mehr als hundert der vornehmsten Indianer mußten ihn besteigen um im Feuer geläutert zu werden und durch den Tod ihren Trotz zu büßen. Mit tiefer innerer Erbitterung hatte Don Diego an den Vorbereitungen zu diesem Totenfeste teilgenommen, welches ihm noch abscheulicher vorkam, als die Autodafeen, deren Zeuge er in seiner Jugend gewesen, und deren Erinnerung oftmals, sowohl im wachen als im träumenden Zustande, ihn mit Entsetzen erfüllt hatte. Auf Geheiß des Oberbefehlshabers hatte er selbst hier die Opfer müssen ergreifen und auf den Scheiterhaufen führen lassen, um da an die Pfähle gefesselt zu werden, und in lebhaftem inneren Aufruhre begab er sich nun in das Zelt zurück,

um zu melden, daß alles dem Befehle gemäß ausgeführt sei. „Nein!“ rief er bei sich selbst aus, „so habe ich nicht mein neues Leben einzuweihen gedacht zu Gottes Ruhm und zur Ehre der Kirche! Es waren nicht Henkerthaten, die ich zu vollbringen begehrte, nicht die Seufzer und Verwünschungen der Gemarterten, die ich über mich heraufbeschwören wollte!“ — Voll Wärme stellte er seinem Vorgesetzten die Ungerechtigkeit und Gottlosigkeit des Urteils vor, bestürmte ihn erst mit Bitten, und als diese nicht fruchteten, mit heftigen Vorwürfen, um den Erlaß der Strafen jener Unglücklichen zu bewirken, und erklärte zuletzt, als er mit Strenge abgewiesen wurde, daß er an der Vollziehung des Urteils nicht weiter teilnehmen wolle. — „Was?“ lautete die Antwort; „Ihr weigert mir wieder den Gehorsam? Bedenkt Euch wohl, junger Mann! Erinnert Euch, daß noch das erste Urteil über Eurem Haupte schwebt, und daß Ihr in meiner Gewalt seid!“ Bei diesen Worten nahm das Antlitz Don Gonzalos einen finstern und unheilverkündenden Ausdruck an. Er befahl dem Ritter, ihm augenblicklich zu folgen, und beide begaben sich nun zur Richtstatt, wo die Spanier mit scharf geladenen Gewehren vor dem noch nicht angezündeten Scheiterhaufen standen und die Mönche schon ihre Gesänge anstimmten, um die Seelen der Verdammten zu der bevorstehenden Feuerprobe vorzubereiten. Don Gonzalo riß eine brennende Fackel aus der Hand des Profosses und reichte sie dem Ritter, der sie wie halb in Gedanken empfing, während er gebeugten Hauptes vor sich nieder

blickte. — „Da!" rief der Befehlshaber mit lauter Stimme, indem sein Auge im Kreise der Anwesenden umherschweifte, „da, Don Diego, übergebe ich Euch die Fackel, um den Scheiterhaufen anzuzünden und als Diener der Gerechtigkeit die Ehre Gottes und des Königs zu fördern! Vorwärts, Mann, und thut Eure Pflicht!" — Don Diego erhob die Stirn und starrte ihn schweigend an. „Thut nach Eurer Pflicht!" wiederholte der Befehlshaber, „zündet den Scheiterhaufen an oder seid des Todes gewiß!" — Aller Augen waren auf den Ritter gerichtet, welcher schwankend und unsicher wie halb geistesabwesend dastand. Endlich that er einen tiefen Seufzer, ließ die Fackel zur Erde fallen und barg Augen und Stirn in den Händen. In dieser Haltung blieb er unbeweglich, bis er auf Don Gonzalos Befehl hinweg geführt wurde, worauf der Scheiterhaufen von der Hand des Profosses angezündet und die Exekution unter Beobachtung der gewöhnlichen religiösen und militärischen Ceremonien vollzogen wurde.

Was ging während der eben erzählten Scene im Herzen Don Diegos vor? — Diese Frage beschäftigte ihn gerade selbst, als er kurze Zeit darauf sich einsam und gebunden in der dunkeln Hütte befand und in der Stille des Gefängnisses den abgemessenen Schritten der Schildwache vor seiner Thür lauschte. Mit starker innerer Bewegung richtete er die Gedanken auf sich und den Seelenzustand, in welchem er sich damals befunden hatte. An Cortez denkend, der den auf glühende Kohlen gelegten Mexikanerkönig befreite, hatte er damals die Absicht ge-

habt, die brennende Fackel seinem Befehlshaber vor die Füße zu schleudern und im Namen des Königs die Soldaten aufzufordern, den Scheiterhaufen zu zerstören und die gebundenen Opfer zu lösen und zu befreien — allein die Ausführung dieses Beschlusses war ihm unmöglich gewesen. Eben als seine Hand die Fackel erhob, hatte er wieder in sich jene Doppelheit an Willen und Wesen empfunden, jenes Gefühl zweier streitenden, einander entgegengesetzten Naturen, in deren innerem Zwiespalt sein Ich unterging, und seine Kraft zum Handeln wurde aufgehoben. Eben so wenig wie während jenes Kampfes auf dem Damme, hatte er seinen Vorsatz auszuführen vermocht. Die Fackel war seiner Hand entfallen, das Wort auf seinen Lippen verstummt, und in seiner innerlichsten Persönlichkeit gelähmt, hatte er nur vermocht sich seinem Geschick hinzugeben. Mit heimlichem Grauen dachte Don Diego an diesen seltsamen Seelenzustand, diese innere Disharmonie, die sich nun wieder geoffenbart hatte und ihn vor sich selber zum Fremden machte. War es vielleicht das Bad in der Jugendquelle, welches diesen Zwiespalt in seinem Wesen, diesen Streit in Gefühl und Willen und dadurch jene Ohnmacht zu handeln bewirkt hatte? — Er durfte nicht mehr daran denken; es konnte einen Mann ja von Sinnen bringen, so sich seelisch gelähmt zu wissen. Mit Anstrengung gab er seinen Gedanken eine andere Richtung. Die Folgen seiner Unbotmäßigkeit, der haßerfüllten und rachgierigen Gemütsstimmung seines Vorgesetzten traten vor seine Seele. Es waren nicht lichte

Bilder und Aussichten in die Zukunft, die sich hier zeigten, und doch waren diese Gedanken ihm weitaus nicht so peinlich, wie die jüngst verjagten. Er fühlte sein Herz erleichtert, legte sich auf seine harte Pritsche und fiel bald darauf in einen tiefen Schlaf. Aus diesem erwachte er erst um Mitternacht, als eine Gestalt mit einer Lampe in der Hand vor ihm stand. Indem er die Augen aufschlug, erkannte er Dorothea wieder, welche in Reisekleidern war und mit hastiger und bewegter Stimme ihn so anredete: „Steht auf, Don Diego! schnell! Nehmet dieses Messer und zerschneidet Eure Fesseln und folget mir! Es gilt Euer Leben. Verbliebet Ihr hier, so würde der kommende Morgen Euch nicht lebend sehen, ich weiß es von einem, der über Eure Tage gebietet. Habt Ihr Vertrauen zu mir, dann folgt mir unverweilt! An meiner Seite soll kein Haar Eures Hauptes gekrümmt werden!" — „Ja, wohl habe ich Vertrauen zu Euch," entgegnete der Ritter, indem er sich erhob, worauf er mit dem Messer seine Bande zerschnitt und ihr aus der Hütte in den klaren Mondenschein folgte, wo die Schildwache verschwunden war und ein Eingeborener mit zwei gesattelten Pferden ihrer harrte. „Hier ist unser Begleiter," sagte Dorothea auf den Indianer zeigend; „er kennt Weg und Steg und wird uns sicher durch das Land führen." — „Was, Dorothea!" rief der Ritter aus: „Ihr begleitet mich? Ihr wollt Euren Vater verlassen?" — „Mein Vater hat über Euch das Todesurteil gesprochen," antwortete sie ernst; „er achtete weder meines Flehens noch meiner Thränen,

und ich habe zwischen ihm und Euch gewählt. Ihr wollt mich doch wohl nicht im Stich lassen?" — „Nie!" antwortete der Ritter. „Nun wohl," fuhr sie fort, „dann setzt Euren Fuß in den Steigbügel und schwingt Euch in den Sattel! Euer Ranzel ist gepackt und Eure Schätze trägt Euer Roß." Mit diesen Worten stieg Dorothea zu Pferde und Don Diego folgte ihrem Beispiel. Rasch ging es von hinnen, während der Indianer an der Seite des Pferdes lief, welches Dorotheas schlanke Reitergestalt trug und von ihm an einer dünnen Schnur gelenkt wurde, und ohne Schwierigkeit hielt er indes mit dem Tiere Schritt. So währte die Flucht mehrere Stunden, bis sie beim Grauen des Morgens einen Palmenwald erreichten, wo sie kurze Rast hielten. Sowohl Dorothea als der Ritter waren stumm und schienen in ihre eigene Gedanken versunken. Ihr Begleiter lugte mit spähenden Blicken über die Ebene und verließ seinen Posten nicht, ehe sie wieder in den Sattel gekommen waren, worauf die Reise fortgesetzt wurde, bis das Dunkel herein brach. Eine Indianerhütte diente ihnen für die Nacht als Unterschlupf; aber schon bei Sonnenaufgang stiegen sie wieder zu Pferde und durchritten nun ein weitgedehntes hügeliges und waldbedecktes Land, wo sie beständig in östlicher Richtung zogen. Der Indianer schien als Führer wie ein Jagdhund schnobernd den Weg ausfindig zu machen und unternahm nur selten einen Abstecher nach der einen oder anderen entfernten Hütte, um sich Auskunft über den Weg zu verschaffen. Auf diese Weise wurde die Reise mehrere

Tage fortgesetzt. Nachts liehen sie Hütten der Eingeborenen, und tags in der Mittagshitze gab ein schattiger Baum ihnen Schutz. Sie hatten nun das Hochland im Rücken und näherten sich der Küste. Hier schlug ihr kundiger Führer einen ganz entgegengesetzten Weg ein, so daß sie von nun an fast ununterbrochen das Meer in Sicht behielten. Nachdem sie einige Tage geritten und verschiedene Abenteuer bestanden, mit welchen wir uns hier jedoch nicht beschäftigen wollen, erreichten sie endlich die Kolonie Vera Cruz, wo sie im Hafen mehrere spanische Schiffe vorfanden und der treue Begleiter und Führer von ihnen Abschied nahm.

In wunderbar abenteuerlicher Stimmung saß Don Diego am Tage nach der Ankunft in Vera Cruz in der Veranda der spanischen Herberge und blickte hinaus über den Garten, das Meer und die Schiffe. Sein langes und trautes Zusammenleben mit Dorothea, mit der er auf der Reise Sonne und Wind, Gutes und Böses geteilt, hatte seinen Gedanken eine ungewöhnliche Wärme gegeben, und seine Einbildungskraft zauberte unablässig Bilder des schönen und kecken Mädchens hervor, welches um seinetwillen alles aufgegeben und jeder Mühseligkeit und Gefahr getrotzt hatte. Wie er so halb träumend, in Erinnerungen vertieft saß, gewahrte er in der Ferne eine weibliche Gestalt, welche, einen Sonnenschirm vor das Antlitz haltend, den Gartenweg heraufgegangen kam. Von der schlanken Figur und dem schwebenden Gang schloß er auf ein junges Mädchen, und je näher die Gestalt

kam, um so mehr schien sie ihm bekannt zu sein. Das junge Mädchen stieg die Terrasse vor der Veranda herauf, und indem sie an dem Ritter vorüberging, bog sie den Sonnenschirm zur Seite und grüßte ihn, worauf sie einige Schritte von ihm entfernt sich auf eine Bank niederließ, doch so, daß sie die Seite ihm zugekehrt hatte und halb von einem kleinen Busche verdeckt war. Don Diego saß stumm in seiner Verwunderung. Es war ja Dorothea, doch nicht länger im Soldatenkleid, sondern in weiblicher Tracht, das Haar aufgebunden und von einem silbernen Pfeil gehalten, von welchem ein langer weißer Schleier den Nacken hinunter wallte. Man war versucht zu glauben, daß Venus ihr den Gürtel geliehen habe, der ihre Gewandung zusammenhielt, so liebreizend traten die geschmeidigen, jugendlichen Formen hervor. Indem sie an dem Ritter vorüberschritt, flog ein Rosenschimmer über ihre Wangen, und schnell schlug sie den kaum erhobenen Blick nieder. Nun saß sie halb verborgen hinter dem Zweige, als der Ritter oben von der Veranda hinunter rief: „Dorothea, seid Ihr es wirklich? Bergt doch nicht Euer holdes Antlitz, sondern steigt herauf und nehmt neben Eurem Freunde Platz! Oder wartet! Ich komme zu Euch hinab!“ — „Bleibt, wo Ihr seid!“ lautete die Antwort; „mit Absicht setze ich mich hier, wo Ihr mich wohl hören aber nicht betrachten könnt. Ich habe das Kleid des Kriegers abgelegt und diejenigen Gewänder angethan, die meinem Geschlechte ziemen; denn nicht mehr Euer kecker Zeltkamerad, sondern

ein junges Mädchen ist es, welches zu Euch redet. Hört mich, Don Diego; doch mit Nachsicht. Ich habe ein Geständnis Euch abzulegen." — „Redet," antwortete der Ritter, und Dorothea begann: „Als Ihr, Don Diego, zum ersten Mal in das Zelt meines Vaters tratet und ich Euch entgegen kam, müßt Ihr sicherlich meine Überraschung bemerkt haben. Kurz vorher hatte ich mir von einer alten Mexikanerin prophezeien lassen, daß ich an eben dem Tage in einem Unbekannten meinen besten Freund und ärgsten Feind treffen werde. Mein Freund sollte ein junger schöner Mann sein, der nach ihrer Beschreibung ganz Euch ähnlich sehen mußte; und mein Feind ein alter Mann, der dem jungen nahe verwandt sei und ihm folge. Als Ihr nun vor mir standet und ich gleich aus Euren Zügen nach der Beschreibung den Freund erkannte und bei dessen Anblick stutzte, befiel mich, indem ich Euch in die Augen blickte, ein seltsamer Schreck. Entsinnt Ihr Euch, daß ich zum Dolche griff? Es kam mir vor, als sähe ich meinen Feind, den alten Mann, tief drinnen in Euren Augen. Das Gesicht dauerte allerdings nur einen Augenblick, aber die Wirkung des doppelten Eindrucks hat fort und fort während unsers Zusammenlebens sich erhalten, unter allen Widerwärtigkeiten und Sorgen, die über Euch gekommen sind, und all dem Mitleid und der Teilnahme, die Ihr erweckt habt. Ihr wurdet wirklich, Diego, mein bester Freund: mein Gedanke weilte stets bei Euch, Euer Bild stand allezeit vor mir, mochte ich wachen oder träumen, und meine höchste Sehnsucht war,

daß die Liebe, welche ich zu Euch hegte, Eure Gegenliebe erwecken möge. Oft schien es mir, daß mein Wunsch erfüllt sei; fügte es dann aber der Zufall, daß ich Euch gegenüber zu sitzen kam nnd Euch gerade in die Augen sah, dann schien es mir wieder, daß ich jenen alten Mann sähe, welcher aus Eurem Blick heraus mich mit Kälte und Gleichgiltigkeit betrachte, ja, zuzeiten mich völlig verstoße. So wechselten unablässig Furcht und Hoffnung, und mein Herz war während unsers langen Zeltlebens ein Raub nagender Zweifel. Ist es nicht ein demütigendes Geständnis, welches ich Euch ablege? Allein eben deshalb habe ich weibliche Kleider angelegt, um diese demütige Sprache zu führen. Seit unserer Flucht, auf unsrer ganzen Reise habt Ihr Euch gegen mich so gütig bezeigt, so voll Fürsorge, so getreu beschirmend, daß ich des Dolches und der Maske des Soldaten fürderhin nicht bedarf, sondern mich getrost als Weib zeigen kann. Ja, Don Diego! Es ist Eure demütige Dienerin, es ist ein schwaches Mädchen, Eures stolzen Feindes hilflose Tochter, die sich hier an Euch wendet. Um Euretwegen, um in Euch den besten Freund zu gewinnen, stehe ich verlassen und einsam in der Welt. Strecket denn nun Euren Arm zu meinem Schutze aus! Gebt mir ein Zeichen Eurer Liebe, ein Pfand Eurer Treue! Ich habe auf Erden keine Heimat, wenn Ihr mich verstoßt, keinen Freund, wenn Ihr mir untreu werdet.“ — Bei diesen Worten war Dorothea in lebhafter Bewegung vorgetreten und kniete nun als demütig Flehende mit vorgestreckten Händen auf

der untersten Stufe der Treppe, welche zur Veranda hinauf führte. Don Diego erhob sich schnell und streckte bereits die Hände der Knieenden entgegen, um sie aufzuheben und sie an sein Herz zu drücken. Da drängte sich plötzlich das Bild der Donna Jnes und seines Vorlebens zwischen ihn und das junge Mädchen. Er empfand wieder jenen Zwiespalt in seinem Jnnern, jenen Gegensatz in Gedanke und Gefühl, in Wesen und Willen, durch welche er nun wiederholt seine Thatkraft gelähmt und seinen Entschluß vernichtet gefühlt hatte. Seine Arme sanken schlaff herab, und als wenn er versteinert sei, stand er unbeweglich, stumm und starr, den Blick auf das junge Mädchen geheftet. Endlich seufzte er tief und wandte sich ab, indem er flüsterte: „Jhr werdet von mir hören, Dorothea!“ Langsam entfernte er sich, aber Dorothea schlug die Hände über dem Haupte zusammen und rief aus: „Wehe mir! Er stand wiederum vor mir, der alte Mann — mein ärgster Feind!“ —

Als Don Diego sich allein befand, überließ er sich ungezügelt seinen trübseligen, ja, verzweifelten Gedanken. Es fiel ihm wie Schuppen von den Augen, sein Zustand wurde ihm plötzlich klar. Der Jüngling und der Greis lebten zu gleicher Zeit in seinem Jnnern, und aus ihren entgegengesetzten Antrieben, Neigungen, Gedanken und Stimmungen ließ sein Seelenzustand sich erklären. Bei gleichgiltigen, nichtssagenden Gedanken, so lange er sich ruhig und unthätig verhielt, bemerkte er nichts von dem Gegensatze; so oft er sich aber zu einem wirklichen Entschlusse

zusammen raffte, trat der Zwiespalt hervor: der Widerstreit in Willen und Gefühl, welcher eine plötzliche Vernichtung aller Thatkraft, eine geistige und körperliche Ohnmacht bewirkte. Was war das Leben ihm nun noch mehr? Wo war eine Aussicht auf Thaten und Ruhm? Was nützten ihm Jugend und Schönheit, Gesundheit und Kraft, wenn der Kern seines Wesens verdorben, seine Thatkraft gebrochen, sein Glück in ein Nichts aufgelöst war? — Aber um seinetwillen sollte kein anderer leiden! Er setzte sich sogleich hin und schrieb einen Brief an Dorothea, in welchem er von ihr Abschied nahm, ihr seine Schätze vermachte und ihr auftrug, unverweilt sich mit einem zur Abreise fertig liegenden Schiffe nach San Domingo zu begeben. Da werde sie seine nächsten Verwandten und Freunde treffen und bei ihnen Trost im Kummer, Hilfe in der Not, und, wie er mit Zuversicht hoffe, noch eine glückliche Zukunft finden. — Beigefügt war ein Schreiben an eine Dame Namens Donna Ines de Herrera, bei welcher sie Zuflucht suchen solle, und welche sie von dem Grunde seines seltsamen Benehmens unterrichten und mit seinen früheren Geschicken bekannt machen werde.

Der Brief an Donna Ines lautete folgendermaßen: „Wenn Ihr, meine innig geliebte Gemahlin, diese Zeilen empfangt, bin ich weit entfernt von Neu-Spanien, an einem abgelegenen und einsamen Orte, wo ich für die Thorheiten meines Lebens Buße zu thun beabsichtige, und wo, wie ich hoffe, der Himmel in Gnaden mir meine

Sünden vergeben und deren Folgen verwischen wird. Ich bin aus meinem Traum erwacht; mit Entsetzen blicke ich um mich und betrachte mich selbst mit Grauen. Trotz der Jugend, Kraft und Gesundheit bin ich alt, ohnmächtig und krank, und nur indem ich harre, darf ich Genesung erwarten. Erst wenn die Zeit aufs neue mein Blut abgekühlt, mein Haar gebleicht, meine Stirn gerunzelt und mich des erborgten Jugendschmuckes entkleidet hat: erst dann wird die Kluft in meinem Wesen ausgefüllt sein, mein gespaltetes Gemüt und mein zerrissener Wille geheilt. — Lebt wohl, meine Ines! Wenn wir uns wiederfinden, wird es in einer andern Welt, wird es in verjüngter und erneuter Gestalt sein. Ihr habt hier auf Erden mit mir Geduld gehabt, und nun will ich selbst mir diese Tugend in der langen Lehrzeit, die mir bevorsteht, aneignen.“ —

Mit einer gewissen Selbstbefriedigung sah Don Diego, nachdem er seine Briefe abgegeben, abends das Schiff mit der schönen Dorothea nach San Domingo absegeln. Er selbst ging am nächsten Morgen an Bord eines andern Schiffes, dessen Ziel der Busen von Darien und die Landenge Panama war. Die Schilderung, welche der falsche, aber geistreiche Tormado einst ihm von diesen Gegenden und von dem Zuge der Spanier über den Bergrücken von Panama zum stillen Ocean entworfen hatte, diese Schilderung erfüllte und bewegte noch immer seine Seele. Er entsann sich der Erzählung von dem Einsiedler, welcher dort zurückgelassen sei, und selbst ein

einsames, erwartungsvolles Leben zu führen, dünkte ihn der einzige ihm übrig bleibende Ausweg. Dieser Gedanke nahm ihn auf der kurzen Seereise ganz gefangen. Nach einer schnellen und glücklichen Fahrt landete er in dem kleinen Hafen Santa Maria und trat wenige Tage später, von einigen Eingeborenen begleitet, den Zug ins Gebirge an, denselben Weg, den einst Balboa und dessen Soldaten genommen Wie diese, so hatte auch er auf seiner Wanderung mit unzähligem Gewürm und Schlangen zu kämpfen, und als er endlich aus dem feuchten Sumpfgebiet ins Hochland und das Gebirge stieg und dessen reine Luft atmete, fühlte er seine Brust von denselben Erwartungen und der gleichen Begeisterung erfüllt wie die, welche nach Tormados Bericht den Helden Balboa ergriffen, als er seine Krieger am Fuße des Berges zurück bleiben ließ und allein den Gipfel erklomm, um als erster von allen den erwarteten Anblick zu genießen: den geahnten, aber noch nie gesehenen südlichen Ocean. Bald stand nun auch Diego auf der Felsenzinne, an demselben Punkte, wo einst der Held gekniet und Gott gedankt hatte, daß Er ihn so große Dinge habe erleben und schauen lassen. — Und in Wahrheit! Der Blick war großartig und majestätisch: ringsum und nach oben die freieste Aussicht in den blauen Äther; gen Süden und Norden eine Kette schneebedeckter Berggipfel, und unten in der Tiefe das sonnenbeglänzte Weltmeer, dessen Wogen sich in sanftem Takte bewegten. Bewunderung und Trauer ergriffen gleichzeitig das Herz des Ritters. Bewunderung

der Größe und Hoheit des unvergleichlichen Gemäldes, und Trauer bei dem Gedanken an seine eigene gescheiterte Hoffnung und sein verlorenes Leben. Es waren Thaten wie die, welche Balboa, Cortez und Kolumbus ausgeführt hatten, von welchen er einst träumte; allein der Traum hatte sich in nichts aufgelöst. Das Schicksal hatte seinen Richterspruch gefällt: nicht viele Schritte entfernt lag das Ziel seiner Lebenswanderung, die Einsiedlerhütte, in welche er jetzt eintrat, nachdem er seine Führer abgelohnt und verabschiedet hatte.

In der Hütte traf er noch denselben Mönch, der von Tormado erwähnt worden war, einen alten Franciskaner, welcher den Ritter mit großer Freundlichkeit durch eine dürftige Mahlzeit erquickte und sich nach der Veranlassung seiner Gebirgswanderung erkundigte. Der Ritter teilte ihm seine Absicht mit, eine Hütte wie die seine auf dieser Bergeshöhe zu erbauen und darin ein ähnliches Einsiedlerleben zu führen. Der Mönch stutzte und sagte: „Nein, mein junger Freund! ein solches thatenloses und einsames Leben ziemt sich nicht für Eure Jahre! Was wollt Ihr damit erreichen?“ — „Was Ihr selbst erreicht habt,“ gab dieser zur Antwort: „weißes Haar, Falten in der Stirn, einen gebeugten Nacken und zitternde Glieder, diese Vorboten des Todes und herrlichen Spenden der Zeit.“ Der Franciskaner betrachtete ihn verwundert, und der Ritter fuhr fort: „Ihr seht mich so unverwandt an. Vielleicht klingen meine Worte seltsam in Euren Ohren; sie scheinen Euch vielleicht von einem Aberwitzigen herzu-

rühren. Aber Ihr irrt Euch; es ist ein Unglücklicher, der mit Euch redet; ein Mann, der vor der Verzweiflung die Flucht ergreift.“ Hier machte Don Diego eine kurze Pause und begann darauf eine von vielen Seufzern unterbrochene Erzählung von seinem verflossenen Leben, welcher der Franciskaner voll Teilnahme lauschte. Als der Ritter tief bewegt seinen Bericht geendet hatte, ergriff der Mönch seine Hand und rief aus: „Seid ein Mann und verzweifelt nicht! Ich ersehe aus Eurer Geschichte, daß Ihr zu denjenigen gehört, welche die Vorsehung als warnendes Beispiel in die Welt sendet. Ich billige jetzt völlig Euren Beschluß, hier unter frommen Betrachtungen die Zeit an Euch vorüberziehen zu lassen, bis sie Eure Jugend verzehrt und Euch das Alter zurück geführt hat. Dann wird auch der entflohene Friede Eures Herzens zurück kehren. Kommt, wir wollen einen Platz für Eure Hütte aufsuchen.“ — Mit diesen Worten führte der Einsiedler seinen Gast ins Freie hinaus, und nach einigem Suchen fanden sie in geringer Entfernung von der Hütte einen einsamen Punkt, welcher ihnen zweckentsprechend zu sein schien. Schon am nächsten Tage legte hier Diego Hand ans Werk und den Grund zu seinem künftigen Hause, welches in Wahrheit auf einem Felsen erbaut genannt werden konnte. Innerhalb eines Monats war die Hütte fertig, waren ein paar Haustiere beschafft, ein kleiner Garten angelegt und besäet und alles für ein langes und einsames Leben eingerichtet. Drinnen auf dem Tische in der kleinen Stube sah man ein Kruzifix und einige Bücher

und außerhalb der Thür unter dem Baume eine Bank, von welcher die weiteste Aussicht über Berg und Thal, Himmel und Meer geboten war. Hier wählte der neue Einsiedler zum ersten Mal seinen Ruheplatz, als die Abendsonne mit allem Glanze des tropischen Himmels in den Ocean hinab glitt; hier saß er täglich mit dem Bilde der göttlichen Allmacht vor sich und mit der wachsenden Weisheit des Herrn in seinem Herzen.

Denn nicht fruchtlos verrann die Zeit für Diego während seines nun begonnenen Einsiedlerlebens. Nach und nach legte sich der starke Wellengang seines Herzens, und wie er so von der Bergeszinne über die Welt hinausschaute, lernte er nach und nach in erhabener Ruhe auf sein Leben zurück zu blicken. Sowohl in stillen Betrachtungen als in Unterredungen mit dem alten Nachbar-Eremiten that sich mehr und mehr seine Erkenntnis der Absichten Gottes mit der wechselvollen Welt und den festbegründeten Bedingungen für das Dasein der Geschöpfe kund. Nicht bloß erkannte er nun das Gute wie das Schöne in den Formen der Zeit, in Jugend und Alter, in Wachstum und Entwicklung, in Blühen und Welken, sondern in seinem eigenen Innern fand er wieder in Hoffnung und Erinnerung dieselben Lebensformen, die Gesetze derselben Weisheit. So wurde sein Geist durch die wandlungsreichen Phänomene der Zeit ins Unveränderliche und Ewige geführt, dem er sich mit ganzer Seele ergab, und mit dessen Betrachtung er während der langen Lehrzeit Stunden und Tage ausfüllte.

Allein wie maß und zählte er diese Tage in seinem einförmigen, von keiner äußeren Begebenheit unterbrochenen Leben? Ganz hatte er den Trieb zu wirken nicht bezwingen können, der sich so stark in seiner Brust geregt hatte. Schon am ersten Tage nach seiner Ankunft auf der Bergeszinne hatte er in einiger Entfernung von der Einsiedlerwohnung eine Steinwüste entdeckt, wo zahllose Steine von allen Formen und jeder Größe umhergestreut lagen. Diese Steine beschloß er zu seinen Zeitmessern zu machen und zugleich sie als Beschäftigungsgegenstände zu benutzen, indem er sie zu Schichten zusammenfüge und aus diesen Granitschichten ganze Pyramiden erbaue, von denen jährlich eine vollendet und abgeschlossen werden und so viele Steine enthalten solle, als das Jahr Tage zähle. Es wurde nun seine beständige, wenn auch einförmige Beschäftigung, diese Steinbauten aufzuführen, sie an passenden, dem Auge auffälligen Punkten zu errichten, ihnen verschiedene Formen und Höhe zu geben und sie alle als Gedanken erregende Einfassung der Hütte dienen zu lassen, von welcher er selbst ausschaute, um beim Anblick der unbeweglichen Steinmassen der zurückgelegten Zeit und des fliehenden Lebens zu gedenken.

So floß die Zeit hin — Tag um Tag, Jahr um Jahr. Ein Stein wurde auf den andern gelegt, die eine Pyramide erhob sich nach der andern, das eine Weltereignis löste das andere ab: das Goldland wurde entdeckt, Peru erobert, die Welt umsegelt — und noch saß Don

Diego auf der Bergeshöhe in seinen stillen Betrachtungen. Spurlos ging jedoch die Zeit nicht an ihm vorüber: auch auf diesen einsamen Bergeshöhen machte sie ihr Recht geltend. Der alte Nachbar-Eremit starb, und ein junger Mönch desselben Ordens nahm Wohnung in seiner Hütte. So erhielt der Ritter neue und zugleich junge Gesellschaft; aber er selbst war bereits so in den Jahren vorgerückt, daß nun er es war, der dem Jüngeren als Lehrer und Führer dienen mußte. Eine andere Wirkung der unabläßig und in aller Stille arbeitenden Zeit war die Auflösung all der streitenden Elemente, die im Lauf der Jahre in seinem Innern statt hatte. Die tiefe Disharmonie, welche dem Bade in der Jugendquelle entstammte, und die er seit jener Zeit fortwährend gespürt hatte: diese Disharmonie verlor sich mehr und mehr, je mehr seine Lebenskraft schwand und seine Jünglingsgestalt in die des Mannes und Greises überging, Es war, als wenn in seinem Innern der eine Knoten nach dem andern gelöst werde, die eine Welle nach der andern sinke und sich glätte und statt des Brausens und Sausens ein Teppich des Friedens, einem spiegelklaren Meere gleich, tiefe Ruhe über sein Wesen ausbreite.

So flossen die Jahre hin. Dem Tropfen gleich, welcher den Stein aushöhlt, hatte während des langen, einförmigen Lebens die mächtige Kraft der Zeit — die Ewigkeit — sein Wesen durchdrungen. Es war ein Leben der Erwartung, welches er führte. Seine ganze Hoffnung und alle seine Sehnsucht war auf die Rückkehr des Alters

gerichtet, dem er entflohen war. Die Erfüllung seiner Hoffnung war da. Indem er unermüdlich und geduldig harrte, war das Ziel erreicht. Schneeweiße Locken umkränzten aufs neue seine eingefallenen Wangen und sein ehrwürdiges Haupt; ein langer weißer Bart floß hinab über seine Brust, und über den milden, träumenden Augen wölbte sich wie ein Spiegel des Seelenfriedens die hohe, klare Stirn. So stand er an einem frühen Morgen in seinem braunen Mönchsgewande vor der Hüttenthür und blickte hinaus über das Heer von Steinpyramiden, von welchen seine Wohnung umgeben war und mit denen er sich die vielen dahingeschwundenen Jahre gemerkt hatte. Er schien sie zu zählen, denn sein Auge verweilte bei jeder derselben, worauf es sich mit wehmütigem Lächeln hinaus richtete auf Himmel und Erde, Luft und Meer. Trotz des weiten Raumes, der ihn umgab, seufzte er doch tief wie ein Gefangener in seinem engen Verließ. Langsam erhob sich sein Blick und begleitete lange die leichten rötlichen Wolken, welche über die Himmelswölbung dahin glitten, hoch über einem vorbeiziehenden Vogelschwarm, der zu seinen Nestern heimkehrte: da war es, als werde sein Herz plötzlich von einer unendlichen Sehnsucht nach der ewigen Jugend ergriffen, an welcher Seel' und Leib gleichen Anteil haben, in der wir alle vereinigt werden sollen und keine Trennung mehr stattfindet. Mit ausgebreiteten Armen eilte er den Bergpfad entlang an der Nachbarhütte vorüber. Dort stand der junge Eremit in der Thür und fragte nach dem Ziele seines Laufes. „Siehst Du denn den

Todesengel nicht?" antwortete der Greis mit einem strahlenden Blick; „siehst Du nicht seine erhobenen Schwingen und ausgebreiteten Arme?" Indes lief er an dem Mönche vorüber und den Pfad entlang weiter, bis er auf einmal inne hielt und, wie von jemandem ergriffen, sich ganz zurückbeugte und sanft zur Erde sank. Der Eremit eilte zu seinem Beistande herbei, fand ihn aber bereits tot, auf dem Rücken ruhend, mit geschlossenen Augen und einem Lächeln auf den Lippen.

Der junge Eremit trug den alten zur Hütte zurück und erfuhr hier aus den hinterlassenen Aufzeichnungen Diegos dessen Familiennamen, Geschlecht und Schicksal. Auf Veranstaltung des Mönchs wurde die Leiche kurz darauf zur Küste hinab gebracht und von da nach San Domingo verschifft, wo sie von den Kindern und Kindeskindern Fernando de Herreras und der schönen Dorothea empfangen wurde, welche sie in der Kathedrale an der Seite der lange vorher gestorbenen Donna Ines beisetzen ließen, dem Denkmale gegenüber, welches die irdischen Überreste des großen Kolumbus umschloß. Noch am Schlusse des vorigen Jahrhunderts war das Grabmonument des Ritters — ein schwarzer Marmorsarkophag — in der Kirche zu sehen, soll aber später, während der vielen

bürgerlichen Unruhen zerstört worden sein. Die lateinische Inschrift lautete in Übersetzung folgendermaßen:

Hemme Deinen Schritt, o Wanderer, vor diesem Sarkophag!

Hier ruht der Staub
des tapfern und berühmten Ritters
D. Diego de Herrera,
welcher in seinem langen Erdenleben zweimal Jüngling und
zweimal Greis wurde, der aber erst als Einsiedler
die göttliche Vorsehung verstehen lernte.
Von seinen langen Leiden,
seiner großen Geduld und seinem thatkräftigen Geiste
zeugen hoch im Gebirge
fünfzig von ihm errichtete Steinpyramiden,
das Werk seines einsamen Lebens.

Eine dankbare Nachkommenschaft,
welche durch sein Unglück mit Gold und Weisheit bereichert wurde,
setzte ihm dieses Denkmal.

Ein Schuß in den Nebel.

Von

J. P. Jacobsen.

Das kleine grüne Zimmer auf Stavnede war augenscheinlich zunächst dazu eingerichtet, um als Durchgang zur Flucht der andern Zimmer zu dienen. Jedenfalls luden die Stühle mit den niedrigen Rückenlehnen, welche längs der perlfarbig bemalten, getäfelten Wand aufgestellt waren, nicht zu längerem Verweilen ein. In der Mitte der Wand war ein Hirschgeweih angebracht, welches einen helleren Fleck krönte, dessen Form deutlich zeigte, daß ein ovaler Spiegel einst hier seinen Platz gehabt habe. Der eine Zacken trug einen breitrandigen Damenstrohhut mit langen seladongrünen Bändern. In der Ecke rechts stand eine Vogelflinte und eine durstige Calla, in der andern ein Bund Angelruten, und in eine der Schnüre war ein Paar Handschuhe eingeknotet. Die Mitte der Stube nahm ein kleiner runder Tisch mit vergoldetem Fuß ein; ein großer Strauß Farrnkraut lag auf der schwarzen Marmorplatte desselben.

Es war spät am Vormittage. In einem breiten goldenen Strome flutete das Sonnenlicht durch eine der obersten Scheiben herein und senkte sich auf die Farrnkräuter herab; einige derselben waren üppig grün, die

meisten welk, doch nicht dürr und zusammengeschrumpft; sie hatten ganz ihre Form behalten, allein die grüne Farbe war einer Unendlichkeit gelber und brauner Schattierungen vom zartesten Weißgelb bis zum kräftigsten Rotbraun gewichen.

Am Fenster saß ein junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren und starrte auf die lustigen Farben. Die Thür zum Nebenzimmer war weit offen, und am Klavier drinnen saß eine schlanke junge Dame und spielte. Das Klavier stand nahe am geöffneten Fenster, und dies reichte so weit hinab, daß sie auf den Grasplan und den Weg draußen hinaussehen konnte, wo ein junger Mann in mehr als nötig stilvollem Reitanzug im Begriff stand, einen Schimmel zuzureiten. Der Reiter war ihr Verlobter, Niels Bryde hieß er; sie war die Tochter des Hauses. Der Schimmel draußen gehörte ihr, und es war ein Vetter von ihr, welcher drinnen im Vorzimmer saß, ein Sohn ihres Vaterbruders, des Proprietär Lind auf Begtrup, der arm und verschuldet verstorben war, und von dem man bei seinen Lebzeiten nie ein gutes Wort gesprochen hatte, was er übrigens auch nicht verdiente. Des Sohnes Henning hatte Lind auf Stavnede sich angenommen und denselben erziehen lassen, doch nur so einigermaßen, denn obwohl Henning gut beanlagt war und an Büchern viel Lust bezeigte, wurde er doch aus der lateinischen Schule fortgenommen, sobald er konfirmiert worden war, und kam dann heim nach Stavnede um das Landwesen zu lernen. Nun war er eine Art von Verwalter

auf dem Gute, hatte aber keine rechte Autorität, da der alte Lind sichs nicht versagen konnte, überall mit drein zu reden.

Seine Stellung war im ganzen genommen sehr unbehaglich. Der Hof befand sich im schlechtesten Zustande, und zu seiner Aufbesserung konnte nichts gethan werden, da es an Kapital mangelte. Es konnte gar keine Rede davon sein, Schritt zu halten, nicht mit der Zeit, nein, nicht einmal mit den Nachbarn. Alles mußte gehen, wie es, Gott weiß wie lange, gegangen war: so viel wie möglich für so wenig wie möglich. In schlechten Jahren mußten deshalb auch Bodenparzelen verkauft werden, damit man doch bar Geld zu sehen bekam.

Im ganzen genommen war es eine äußerst traurige Aufgabe für einen jungen Mann, seine Zeit und seine Kräfte dafür einzusetzen; hierzu kam noch, daß der alte Lind sehr hitzig und querköpfig war, und da er Henning die erwähnten Wohlthaten erwiesen hatte, meinte er, demselben keinerlei Rücksichten schuldig zu sein. So entblödete er sich nicht, wenn er heftig wurde, diesen hören zu lassen, welch ein verhungerter Bursch er gewesen sei, als er ihn zu sich genommen, und wenn er recht aufgebracht war, ging er sogar so weit, der Wahrheit sicherlich ganz entsprechende, aber auch höchst schonungslose Andeutungen über das frühere Walten des Vaters zu machen.

Ein unverheirateter Oheim im Schleswigschen, welcher ausgedehnten Holzhandel trieb, hatte zu verschiedenen Malen den Versuch gemacht, Henning an sich zu ziehen,

und dieser wäre auch dem Leben auf Stavnede aus dem Wege gegangen, wenn er nicht der Tochter so sehr in Liebe zugethan gewesen, so daß er sich gar nicht in die Möglichkeit hinein denken konnte, an einem Orte zu leben, wo sie nicht weilte. Es war dies übrigens keine glückliche Liebe. Agathe hatte ihn gern; oft hatten sie als Kinder zusammen gespielt, wenn man will auch als Erwachsene; als er aber eines Tages — es war seitdem etwa ein Jahr verflossen — sich ihr gegenüber erklärt hatte, war sie darüber nicht nur erstaunt gewesen, sondern auch zornig geworden und hatte ihm gesagt, daß sie es als einen unbesonnenen Scherz betrachte und nicht hoffe, daß er ihr Anlaß geben werde, sein Betragen für fixen Wahnsinn zu halten, indem er jemals wieder ähnliches andeute.

Die Sache war nämlich die, daß jene entehrende Behandlung, der sie ihn fortwährend ausgesetzt sah, und die er — ohne Zweifel durch seine Liebe zu ihr veranlaßt — sich gefallen ließ, wirklich ihn in ihren Augen herabgewürdigt hatte, so daß sie ihn als zu einer andern, niedrigeren Kaste als die ihrige gehörend ansah, nicht niedriger an Rang oder weil er arm war, sondern niedriger hinsichtlich der Empfindung, niedriger an Ehrgefühl.

Dann erfolgte einige Zeit später ihre Verlobung mit Bryde. Was hatte Henning nicht in dem seit diesem Ereignis verflossenen Vierteljahr gelitten! Und doch blieb er; er konnte sich des Gedankens, sie doch noch zu gewinnen, nicht entschlagen; er hoffte, es werde das eine oder das

andere geschehen: ja, er hoffte eigentlich kaum, er phantasierte nur von merkwürdigen Begebenheiten, welche eintreffen und der beabsichtigten Verbindung Agathens mit Bryde ein Ende machen würden, aber er erwartete nicht, daß seine Phantasieen Wirklichkeit werden würden, er bedurfte ihrer als Vorwand für sein Bleiben.

„Agathe!" rief der Reiter draußen und ließ sein Pferd vor dem offenen Fenster halten. „Du siehst uns ja gar nicht an, und wir machen ja jetzt unsere Sachen so nett!"

Agathe wandte das Gesicht dem Fenster zu, nickte und sagte, indem sie zu spielen fortfuhr: „Gewiß schaue ich nach Euch aus, Ihr wäret ja auf ein Haar drüben beim Schneeballenbaum gestürzt," und sie machte einige rasche Läufe über die Tasten im höchsten Diskant. „Macht nun, daß Ihr fortkommt! Hopp!" und sie ging über in einen lärmenden Galopp.

Der Reiter aber blieb.

„Nun?"

„Sage mir, denkst Du den ganzen Vormittag am Klaviere zuzubringen?"

„Ja."

„Nun, dann glaube ich, daß wir es versuchen wollen — ja, wir können bequem nach Hagestedhof hinüber reiten und zu Mittag wieder hier sein."

„Ich denke, wenn Ihr Euch beeilt. Lebe wohl, dicker Bläß, lebe wohl, Niels!"

Und er ritt. Sie schloß das Fenster und spielte

weiter, hörte aber bald auf; — es war doch weit unterhaltender zu spielen, wenn er draußen ritt und ungeduldig war.

Henning saß und blickte dem Fortreitenden nach. Wie haßte er diesen Menschen! Wenn der nicht gewesen wäre — und sie paßten gar nicht zu einander! Wenn sich nur irgend ein kleiner Knoten am Faden zeigen wollte, damit sie sich einander recht kennen lernten, wie sie in Wirklichkeit waren.....!

Agathe trat herein in die grüne Stube, das Motiv der Nocturne summend, welche sie soeben gespielt hatte; sie ging hin an den kleinen Tisch und begann das Farrnkrautbouquet zu ordnen. Das Sonnenlicht fiel gerade auf ihre Hände; sie waren groß und weiß, reizend geformt. Henning fühlte sich immer bei dem Anblick dieser schönen Hände beklommen, und heute trug sie sehr weite Ärmel, so daß der runde Arm bis an den Ellnbogen sichtbar war; sie waren so üppig, diese Hände mit ihrer fleischigen Weichheit, blendenden Weiße und den kräftigen Formen; und dann das feine, wechselnde Muskelspiel, die reizenden Bewegungen — es war eine so anmutige, wellenförmige Bewegung, wenn sie über ihr Haar hinstrichen. Wie hatten sie so oft ihm weh gethan, wenn sie springen und sich über die dummen Tasten strecken mußten! Dafür eigneten sie sich gar nicht; sie sollten still liegen im Schoße eines dunkelseidenen Kleides, mit Ringen geschmückt wie nackte Odalisken.

Indem sie da stand und mit den Farrn hantierte, lag auf ihrem Antlitz ein Ausdruck gleichgiltigen Glückes,

welcher Henning reizte. Weshalb sollte das Leben so licht und leicht sein für sie, die ihm jeden Schimmer von Licht geraubt hatte? Wenn er sie aufscheuchte aus dieser heitern Ruhe; wenn er einen kleinen Schatten über ihren Weg hinjagte! Sie hatte seine Liebe in den Staub zu ihren Füßen geschleudert und war darüber hinweg geschritten, als wenn dieselbe ein lebloses Ding sei und keine Menschenseele, die sehnsuchtsvoll und glückarm sich in dieser Liebe krümme und winde......

„Nun kann er bald in Borreby sein," warf er hin und blickte zum Fenster hinaus.

„Nein, er wollte nach Hagestedhof," entgegnete sie.

„O, jenes ist ja kein großer Umweg."

„Was? Es liegt ja gar nicht in dieser Richtung."

„Nein, das thut's im Grunde auch nicht, — er kommt trotzdem dahin."

„Wohin?"

„Nach Borreby natürlich, zum Holzvogt."

„Das weiß ich wirklich nicht; was sollte er wohl dort wollen?"

„O, es wird wohl Geschwätz der Leute sein; — Du weißt ja, es sind dort die schönen Töchter."

„Und dann?"

„Nun, du lieber Gott! alle Männer sind eben nicht Mönche."

„Spricht man denn etwas?"

„O nun — man spricht ja etwas hinter allen Leuten

her; allein es möchte doch wohl gut sein, wenn er etwas vorsichtiger wäre."

„Aber was sagt man denn? was sagt man?"

„O, Zusammenkünfte und . . . das gewöhnliche."

„Du lügst, Henning! Kein Mensch sagt das; das ist etwas, was Du Dir selbst zusammenreimst."

„Weshalb fragst Du denn? Was für ein Vergnügen sollte es übrigens mir bereiten, Leuten von dem Glück zu erzählen, welches er bei den Mädchen Borrebys macht?"

Sie ließ die Farrnkräuter liegen und ging zu ihm hin. „Für so niedrig hätte ich Dich nicht gehalten, Henning!" sagte sie.

„Ja, Beste, ich begreife sehr wohl, daß Du darüber sehr aufgebracht bist, es muß ja auch langweilig für Dich sein, daß er sich nicht so viel in der Gewalt hat, namentlich jetzt."

„Pfui, Henning! es ist niederträchtig und gemein von Dir; aber ich glaube Deinen Lügen nicht."

„Ja, ich bin's ja nicht, der es sagt," entgegnete er und blickte vor sich nieder, „ich habe nicht gesehen, wie sie sich küßten."

Agathe beugte sich über ihn und schlug ihm verächtlich ins Gesicht. Er wurde bleich wie eine Leiche und sah hinauf zu ihr mit einem Blick, der halb wie der eines kranken Hundes und halb wie der eines gekränkten Mannes war. Agathe verbarg das Antlitz in ihren Händen und ging auf die offene Thür zu. Dort weilte sie einen Augenblick und stützte sich, als wenn sie schwindlig

sei, dann blickte sie über die Schulter nach ihm hin und sagte kalt und ruhig: „Henning, ich will Dir sagen, ich bereue nicht, was ich gethan habe.“

Dann ging sie.

Henning saß lange wie betäubt, dann schwankte er hinauf auf sein Zimmer und warf sich dort auf das Bett. Er empfand einen Ekel vor sich selbst. Nun war alles vorbei. — Das klügste, was er beginnen konnte, war, sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen; leben — sich durch das Leben zu lumpen, schielenden Blickes wie ein getretener Hund? Nein! — Durch ihren Schlag hatte sie ihn mit dem Brandmal des Knechtes gestempelt, und sie war im Recht, einer solchen Gemeinheit gegenüber blieb ihr nichts anderes zu thun übrig. Und wie hatte er sie geliebt! Feurig, wahnsinnig, aber nicht wie ein Mann, — wie ein Hund — im Staube zu ihren Füßen wie vor einem Götzenbilde liegend. . . Sie standen im Garten, sie schnitt ihren Namen in einen Baum; der Wind spielte mit ihren Haaren; heimlich drückte er einen Kuß auf die flatternden Locken und war Tage lang nachher glücklich. Nein, seine Liebe hatte nie männlichen Mut und kühne Hoffnung gezeigt; er war in allem Sklave, in seinem Lieben, seinem Hoffen, seinem Haß. — Weshalb hatte sie seine Erzählung nicht geglaubt, sondern blind auf Niels gebaut? Er hatte sie noch nie belogen, es war die erste gemeine Handlung, die er begangen, und sie hatte dieselbe gleich als eine solche erkannt! Es war, weil sie ihm nie etwas anderes als gemeines zugetraut hatte

Sie hatte ihn nie verstanden, und um ihretwillen hatte er dieses lange elende Leben auf Stavnede ertragen, wo jeder Bissen Brot, den er in den Mund gebracht, ihm durch die Andeutungen, daß es ein Almosen sei, vergällt worden war. Der Gedanke konnte ihn rasend machen. Wie hätte er sich selbst hassen mögen wegen seiner wahnsinnigen Geduld, seines demütigen Hoffens. Er hätte sie ermorden können um des willen, was sie aus ihm gemacht, und er wollte gerächt werden; sie sollte ihn entschädigen für die langen Jahre der Erniedrigung, die tausend qualvollen Stunden. Rache für seine verlorene Selbstachtung, Rache für seine sklavische Liebe und für den Schlag in das Gesicht!

Auf diese Weise wiegte er sich jetzt in Racheträume wie früher in Liebesträume, und er erschoß sich nicht; er reiste auch nicht.

Zwei oder drei Tage später, an einem Vormittage, stand Henning mit Büchse und Jagdtasche drunten im Hofe. Da kam, ebenfalls zur Jagd gerüstet, Niels Bryde herangeritten, und obwohl sie beiderseits wenig Zuneigung zu einander verspürten, redeten sie doch freundlich zusammen und thaten, als wenn sie über den glücklichen Zufall besonders entzückt wären, daß sie den Ausflug gemeinschaftlich unternehmen könnten. So gingen sie denn mit einander hinunter zur „Rön“, einer ziemlich großen heidekrautbewachsenen, niedrigen und flachen Strandinsel in der Nähe der Flußmündung. Die Rön war im Spät-

herbst von Seehunden viel besucht, die sich auf den niedrigen, sich vom Strande weit hinaus erstreckenden Sandbänken umher tummelten oder auf den großen Rollsteinen schliefen, welche am Lande lagen. Und diese Seehunde waren es, denen die Jagd galt. Als sie die Stelle erreicht hatten, ging jeder von ihnen am Wasser entlang seiner Wege. Das graue, neblige Wetter hatte viele Robben herein gelockt, und die Jäger hörten einander fortwährend schießen. Nach und nach nahm der Nebel zu, und um die Mittagszeit lag er dick und schwer über Insel und Fjord: es war nicht möglich, in einer Entfernung von zwanzig Schritten Steine und Seehunde von einander zu unterscheiden.

Henning ließ sich am Strande nieder und starrte in den Nebel hinein. Es herrschte vollkommene Stille, nur ein sanfter, plätschernder Laut vom Wasser her und das ängstliche Pfeifen eines einzelnen Strandläufers tauchte dann und wann herauf aus dem drückend beängstigenden Schweigen.

Er war aller dieser Gedanken müde, müde vom Hoffen, müde vom Hassen, krank vom Träumen. Ganz still sitzen und gedankenlos vor sich hinstarren, sich die Welt als etwas in weiter Ferne Liegendes, als etwas Überstandenes vorstellen, hier ganz still sitzen und Stunde um Stunde hinsterben lassen, das war Frieden, das war fast Seligkeit. Da ertönte ein Gesang durch den Nebel, keck und jubelnd:

„Wenn es mait, wenn es mait, wird die Braut gefreit,
Die Rosenblume im Lilienkleid!
Spielt, Spielleute, spielt!
Dann steckt der Wald an den Hut sich Grün,
Und am Mieder der Wiese dann Blumen blüh'n,
Der Vollmond giebt nachts gar so seligen Glanz,
Und tags hält die Sonne am Himmel Tanz.
Wenn der Kuckuck dann schreit, er uns Glück prophezeit,
Und die Finken im Hagen und Drosseln dann schlagen,
Doch die Sorge, die bleibe zu Hause!"

Es war Niels Brydes klare Stimme. Henning sprang auf; der Haß traf ihn wie ein Blitzstrahl, sein Auge brannte, er lachte heiser, dann riß er die Büchse an die Wange.

„Doch die Sorge, die bleibe zu Hause!"

klang es wiederum. Er zielte in den Nebel hinein nach der Gegend hin, von wo die Laute her kamen. Die letzten Worte erstarben im Knall — dann war alles still wie früher.

Henning mußte sich auf die rauchende Büchse stützen; er hielt den Atem an, um zu lauschen — nein, gottlob! es war nur das Plätschern des Wassers und der ferne Schrei aufgescheuchter Möwen. — Ja! drüben im Nebel ließ ein Gejammer sich hören. Er warf sich auf den Boden, drückte das Antlitz in das Heidekraut und hielt sich die Ohren zu. Deutlich sah er das verzerrte Gesicht, das krampfhafte Zucken der Glieder und das rote Blut, welches ungehemmt der Brust entsprudelte, Strom auf Strom hervorgetrieben durch jeden Herzschlag, hinabfallen

auf den braunen Heidebüschel, an Zweigen und Stämmen hinunterrieseln und dann zwischen den schwärzlichen Wurzeln wegsickern.

Er erhob den Kopf und lauschte: es jammerte noch drüben, aber er durfte nicht dahin gehen, nein, nein! Er biß mit den Zähnen ins Heidekraut, grub mit den Händen im lockern Erdreich, als wolle er ein Versteck suchen, wälzte sich wie ein Wahnsinniger hin und her, — aber noch war es nicht zu Ende drüben, noch hörte er es klagen.

Endlich schwieg es. Er lag lange nnd lauschte, dann kroch er auf Händen und Füßen langsam in den Nebel hinein. Es währte lange, ehe er etwas sehen konnte, dann fand er ihn zuletzt am Fuße einer kleinen Erderhöhung. Er war leblos; der Schuß hatte ihn gerade in die Herzgrube getroffen. Henning nahm die Leiche in die Arme und trug sie quer über die Rön in das Boot, in welchem sie herüber gekommen waren, ergriff die Riemen und ruderte dem Lande zu. Von dem Augenblick an, wo er die Leiche gesehen, hatte seine Aufregung sich gelegt und an die Stelle derselben war eine gemessene, dumpfe Wehmut getreten. Er dachte an die Vergänglichkeit des Lebens und daran, wie er schonend die daheim vorbereiten könne.

Als er ans Land gekommen war, ging er in den nächsten Bauernhof, um einen Wagen zu erhalten. Der Besitzer fragte, wie das Unglück sich zugetragen habe. Auf den Lippen Hennings gestaltete der Bericht sich fast wie

von selbst: Bryde war draußen auf der Westseite mit der Büchse in der Hand über eine Erderhöhung gekrochen, der Hahn mochte halb gespannt gewesen sein, irgend etwas war wohl mit demselben in Berührung gekommen und die Büchse hatte sich entladen. Henning konnte vom Schusse erkennen, daß sie einander nahe waren, und hatte Bryde gerufen. Da er keine Antwort erhielt, wurde er unruhig und ging dem Knalle nach und fand ihn unterhalb der Erderhöhung liegen; da war er aber bereits verschieden.

Er erzählte das ganz ruhig, in einem gedämpften, trauervollen Tone und hatte während seines Berichtes durchaus keine Empfindung von Schuld; als aber die Leiche in den Wagen gehoben war und sie in das Stroh sank, fiel der Kopf auf die Seite und schlug mit einem schwachen Geräusch gegen den Wagenkasten: da wäre Henning fast ohnmächtig geworden, und er war vollkommen herzkrank, während sie mit der Leiche über Borup nach Hagestedhof fuhren.

Es war sein erster Gedanke, nachdem er die Leiche abgeliefert, seiner Wege zu laufen, und nur mit der allergrößten Selbstüberwindung zwang er sich zu bleiben, bis die Beerdigung vorüber war. Während dieser Zeit des Ausharrens lag in seinem Äußern eine fieberhafte Unruhe und seine Gedanken waren seltsam schreckhaft, so daß sie an nichts Bestimmtem haften wollten, sondern von dem einen Gegenstand zu dem andern flatterten. Dies rastlose Wirbeln und Kreisen derselben, das er nicht zu

hemmen vermochte, hätte ihn fast wahnsinnig gemacht; und wenn er allein war, begann er zu zählen, oder er summte und schlug den Takt mit dem Fuße, um auf diese Weise gleichsam die Gedanken gefangen zu nehmen und zu verhüten, in ihren entsetzlichen, erschöpfenden Rundtanz mit hinein gerissen zu werden.

Endlich kam dann die Beerdigung.

Am Tage darauf befand Henning sich auf dem Wege zu seinem Oheim, dem Holzhändler, um von ihm sich eine Anstellung in seinem Geschäft zu erbitten. Er traf denselben in sehr niedergeschlagener Gemütsstimmung. Seine alte Haushälterin war nämlich vor einem Monat gestorben, und er hatte in diesen Tagen seinen Geschäftsführer wegen Untreue verabschieden müssen. Henning war deshalb äußerst willkommen. — Er lebt sich nun mit Eifer hinein in das Geschäft, und nach Verlauf von einem Jahre übernimmt er die Leitung desselben.

Vier Jahre später haben sich mancherlei Veränderungen zugetragen. Der Holzhändler ist gestorben und Henning zu seinem Haupterben eingesetzt worden. Der alte Lind auf Stavnede ist auch zu seinen Vätern heimgegangen, hat aber den Hof so verschuldet hinterlassen, daß derselbe hat verkauft werden müssen, und bei dem Verkaufe ist für Agathen so gut wie nichts übrig geblieben. Der nene Besitzer Stavnedes ist Henning, welcher den Holzhandel aufgegeben hat und zur Landwirt-

schaft zurückgekehrt ist. Auf Hagestedhof ist nach Niels Bryde ein Klausen Eigentümer geworden, der in nächster Zeit Agathen heiraten wird, die nun bei dem Pfarrer der Gemeinde wohnt. Sie ist noch schöner als ehedem. Mit Henning steht es anders. Man merkt es ihm nicht an, daß das Glück ihm hold gewesen ist. Er sieht fast alt aus, die Gesichtszüge sind scharf, der Gang ist matt, er hält sich etwas gebeugt, spricht wenig und ganz leise, sein Auge hat einen seltsam trockenen Glanz und der Blick ist unruhig und wild geworden. Wenn er sich allein wähnt, hält er Selbstgespräche und gestikuliert dazu. Die Leute in der Umgegend glauben deshalb, er trinke.

Allein dies ist es nicht. Tag und Nacht, wann es auch sei, niemals weiß er sich sicher vor dem Gedanken an Niels Bryde. Sein Geist und seine Talente sind an dieser unaufhörlichen Angst hingewelkt, denn wenn der Gedanke kommt, ist es nicht als Reue oder dunkler Kummer, sondern als lebendiges, flammendes Entsetzen, als schauderhaftes Delirium mit irren Gesichtern, so daß alles sich bewegt, strömend, tropfend, seltsam rieselnd, und alles hat die Farbe gewechselt, es ist leichenblaß oder dunkelblutig rot. Und in diesem Strome ist ein Ziehen, als sauge es aus allen Adern, aus allen Nerven feine Fäden, und die Brust jappt in namenloser Angst: doch kein erlösender Schrei, kein erleichternder Seufzer vermag es, sich über die bleichen Lippen den Weg zu bahnen.

Solche Gesichte sind die Folgen des Gedankens, deshalb fürchtet er ihn, deshalb ist sein Blick unstät und

sein Gang so matt. Diese Furcht ist es, die ihn entkräftet hat, und was an Kraft ihm noch übrig geblieben, lebt in seinem Hasse. Denn er haßt Agathe, haßt sie, weil seine Seele in seiner Liebe zu ihr zu Grunde gegangen, sein Lebensglück und sein Frieden dadurch verscherzt ist; doch am meisten haßt er sie, weil sie nichts ahnt von der ganzen Welt von Qual und Elend, die sie geschaffen hat. Und wenn er nun unter drohenden Gesten mit sich selbst spricht, dann ist es Rache, an die er denkt, sind es Rachepläne, über die er brütet. Doch er verrät nichts davon, er ist gegen Agathe die Freundlichkeit selbst, er richtet ihr die Aussteuer aus. — Späterhin war er Brautführer, als sie an den Altar trat, und seine Liebenswürdigkeit kühlte sich auch nach der Hochzeit nicht ab. Er half und riet Klausen allewege, und sie unternahmen in Gemeinschaft verschiedene große Spekulationskäufe, welche ausgezeichnet einschlugen. Henning zog sich dann zurück; Klausen aber fand Lust an der Fortsetzung, und Henning versprach, ihn mit Rat und That auch fernerhin zu unterstützen. Er hielt auch sein Versprechen und streckte ihm sehr bedeutende Geldsummen vor, und Klausen unternahm eine Spekulation nach der andern. Bei einigen verdiente er, verlor bei noch mehreren, allein je mehr er spekulierte, um so eifriger wurde er. Ein sehr großes Unternehmen sollte ihn endlich zum reichen Manne machen. Es erforderte verschiedene große Barzahlungen, und Henning half ihm beständig. Die letzte wurde von nöten — da zog sich Henning zurück. Die Aussichten schienen Klausen sehr

vielversprechend zu sein, und ließ er nun ab von der Sache, dann war er ruiniert; doch bezahlen konnte er nicht. Da fälschte er Hennings Namen auf einigen Wechseln: es war niemand, der Verdacht schöpfen werde, und der Gewinn mußte bald erfolgen.

Das Unternehmen schlug fehl. Klausen war fast zu Grunde gerichtet. Der Verfallstag der Wechsel rückte heran — das letzte mußte versucht werden; da sandte er Agathe hinauf nach Stavnede. Henning war bei ihrem Anblick erstaunt, denn sie hatte erst vor kurzem das Wochenbett überstanden, und das Wetter war rauh und regnerisch. Er führte sie in das grüne Zimmer hinein, und da erzählte sie von der mißlungenen Spekulation und von den Wechseln.

Henning schüttelte den Kopf und sagte ruhig und mild, daß sie ihren Mann mißverstanden haben müsse: man schreibe nicht die Namen anderer Leute auf Wechsel, das sei nämlich ein Verbrechen, geradezu ein Verbrechen, welches das Gesetz mit Zuchthausstrafe ahnde.

Nein, nein, sie habe ihren Mann nicht mißverstanden, sie wisse, daß es ein Verbrechen sei, und eben deshalb müsse er helfen. Wenn er nur keine Einsprache gegen seine Unterschrift erheben wolle, dann sei alles wieder gut.

Ja, aber dann müsse er den Wechsel bezahlen, und das könne er nicht, er habe so wie so schon so viel Geld in Klausens Unternehmungen stecken, daß er über Vermögen belastet sei. Er köune nicht.

Sie weinte und flehte.

Aber sie müsse wirklich bedenken, daß er durch Klausen ungeheuer viel verloren habe. Als sie ihm erzählt habe, daß das Unternehmen fehlgeschlagen sei, wäre es ihm wirklich gewesen, als wenn jemand ihm eine Ohrfeige gegeben habe, so überrascht und konfus sei er geworden. Indem er diesen Ausdruck gebrauche, falle es ihm ein, daß sie ihn einst geschlagen habe, ob sie sich dessen entsinne? Nein!? . . . es war eines Tages, als er sie damit neckte, daß Bryde . . . . könne sie sich auf das wirklich nicht besinnen? Ja, sie habe in liebenswürdigem Jähzorn ihn auf die Wange geschlagen, hier auf d i e s e Wange.

Ja, aber k ö n n e er denn nicht helfen?

Es war hier in dieser Stube. Ach, das war eine andere Zeit, eine merkwürdige Zeit! Er glaube sogar, daß er einmal um ihre Hand angehalten habe, es komme ihm so vor. Gesetzt den Fall, daß sie ihn genommen — allein es sei thöricht, davon zu reden, nein, Bryde, das war ein schmucker Mann: und dann mußte er so jämmerlich umkommen, der fixe Bursch!

Ja, ja, aber sei denn wirklich kein Ausweg, gar keiner?

Sie solle das mit den Wechseln nur nicht glauben, das sei etwas, was Klausen ihr aufgebunden habe, um aus ihm heraus zu locken, ob er nicht fernerhin noch helfen könne, es sei ein Pfiff — Klausen sei pfiffig, sehr schlau, sehr schlau!

Nein, es verhalte sich wirklich, wie sie sage. Falls

sie mit einer abschlägigen Antwort zurück komme, müsse Klausen nach Amerika entfliehen; der Wagen, der ihn nach der Bahnstation von Voer bringen solle, sei bereits zum Anspannen fertig gewesen, als sie her gegangen.

Nein, das habe er Klausen nicht zugetraut! Das sei doch der erbärmlichste Schurkenstreich! Einem Manne, der ihm immer und immer wieder geholfen und geholfen habe, solche Fatalitäten zu bereiten! Er müsse sehr schlecht sein Es sei empörend, und dann Frau und Kind, dies unschuldige Würmchen, so zu entehren! Sie werde hören, was die Leute dazu sagen würden! Arme Agathe! Arme Agathe!

Sie warf sich ihm zu Füßen und flehete: „Henning, Henning! habe doch Mitleid mit uns!"

„Nein, tausendmal nein! mein Name soll ohne Makel sein; ich unterstütze keinen Verbrecher!"

Und sie ging.

Henning eilte an den Tisch und schrieb der Polizei zu Voer, sie möge Klausen wegen Wechselfälschung festnehmen, sobald er sich auf der Bahnstation zeige. Ein Eilbote wurde mit dem Briefe abgesandt.

Am Abend vernahm er, daß Klausen abgereist sei; am andern Tage, daß man ihn in Voer angehalten habe.

Agathe mußte, als sie nach Hause kam, sich zu Bette legen; geschwächt, wie sie von der kürzlich überstandenen Krankheit war, hatte sie die Anstrengungen und die heftigen Gemütsbewegungen nicht ertragen können. Die Nachricht, daß Klausen ergriffen sei, knickte sie gänzlich. Die

Krankheit nahm einen heftigen, fieberartigen Charakter an, und drei Tage später gelangte die Meldung nach Stavnede, daß sie gestorben sei.

Am Tage vor der Bestattung ging Henning nach Hagestedhof. Das Wetter war dunkel und nebelig; das Laub fiel dicht, es war ein rauher, erdiger Geruch in der Luft.

Man führte ihn hinein in das Totenzimmer: die Fenster waren mit weißen Tüchern verhangen; am Kopfende der Leiche brannten ein Paar Lichte. Die Luft war schwer vom Blumenduft der vielen Kränze und vom Firnisgeruch des Sarges.

Es stimmte ihn beinahe festlich, wie er sie da so in dem phantastischen weißen Totengewande liegen sah. Man hatte ein weißes Linnen über ihr Antlitz gedeckt; er ließ es liegen. Die Hände ruheten gefaltet auf der Brust. Sie trug weiße baumwollene Handschuhe. Er ergriff die eine Hand, zog den Handschuh ab und steckte ihn hinein an seine Brust. Dann blickte er neugierig auf die Hand, suchte die Finger zu biegen und hauchte sie an, als wolle er sie erwärmen. Lange hielt er sie in der seinen; es wurde dunkler und dunkler im Zimmer, draußen nahm der Nebel zu. Dann neigte er sich über ihr Antlitz und flüsterte: „Leb wohl, Agathe! Ich will dir etwas sagen, bevor wir uns trennen: ich bereue auch nicht, was ich gethan habe!“ Dann ließ er die Hand los und ging.

Als er ins Freie kam, vermochte er kaum die Scheune zu erkennen, so dicht war der Nebel. Er ging am Strande entlang heimwärts. — Nun war er gerächt,

und dann? — Es war so still, nur ein schwacher Laut kam vom Wasser drunten; — aber sein Herz hörte er nicht, ja, es schlug doch, aber so matt, so matt, — was!? es tönte ein Schuß! und noch einer! Er schüttelte den Kopf, lächelte und murmelte: „Nein, nein, nicht zwei, nur einer! nur einer!“ — Er war so müde, aber rasten? — er hatte keine Ruhe zu rasten. Er hemmte die Schritte einen Augenblick und schaute umher: es war niemand zu sehen; der Nebel bildete eine Mauer um ihn, Nebel oben, Nebel ringsum, Sand unten; da lagen seine Fußstapfen mitten im Sande in gerader Linie: mitten hinein in den Nebelkreis reichten sie, nicht weiter. Er ging wieder etwas, sie kamen nicht weiter als bis zur Mitte, aber hinter ihm, da, wo er gegangen war, da waren Kreise von seinen Fußstapfen. — Er fühlte sich doch eigentlich im Grunde sehr müde; es war der Sand, in welchem sich's so schwer ging — jede der Fußstapfen hatte ihm etwas von seinen Kräften gekostet, ja, es war eine Reihe von Gräbern seiner geschwundenen Kräfte — und nach der andern Seite hin, da lag der Sand eben und glatt und wartete — ein Schauder durchfuhr ihn: es ist einer, der über mein Grab geht — es ist jemand, der in meine Fußstapfen tritt, es rauscht dahinten im Nebel drinnen wie von Frauenkleidern; es ist etwas Weißes drinnen im weißen Nebel! Er ging wieder, so schnell er es vermochte. Die Beine bebten unter ihm, es dunkelte ihm vor den Augen: aber vorwärts mußte er, fort durch den Nebel, denn das drinnen folgte ihm beständig. Es kam näher

und näher, die Kräfte wollten ihn verlassen, er schwankte von der einen Seite zu der andern, seltsame Blitze fuhren an seinen Augen vorüber, scharfe, schneidende Laute klangen ihm ans Ohr, der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirn, seine Lippen öffneten sich vor Entsetzen: so sank er auf den Sand hin. Und aus dem Nebel heraus kam es, formlos und doch erkennbar, schwer und langsam sich über ihn hinschleichend. Er versuchte sich zu erheben, dann packte es mit kalten weißen Fingern ihm an die Kehle.......

Am nächsten Tage, als Agathe bestattet werden sollte, mußte das Gefolge eine Weile warten: aber trotzdem kam doch von Stavnede niemand, um ihr das letzte Geleit zu geben.

Der Kommissionär.

Von

Sophus Schandorph.

I.

Der Kandidat der Philosophie Thorwald Petersen sprang leicht von dem Waggon der zweiten Klasse herunter und setzte mit einer gewissen gymnastischen Grazie auf der Bretterdiele des Bahnsteigs ab. Thorwald Petersen mußte notwendigerweise bei gutem Humor sein. Zum erstenmal seit zehn Jahren sollte er seine Geburtsstadt besuchen — aber dies war es eben nicht, was ihn so besonders freute... die angenehme Aufgabe, eine Erbschaft von fünfhundert Thalern zu erheben, führte ihn her. Sie war ihm von einer alten Tante zugefallen, welche als Insassin des städtischen „Hospitals" gestorben war, das heißt, einer Stiftung, wo Witwen und alte unverheiratete Mädchen des „Bürgerstandes" eine Altersversorgung finden konnten. Die fünfhundert Thaler kamen sehr gelegen, denn Thorwald Petersen erteilte gegen stundenweise Vergütung Unterricht in Privatschulen Kopenhagens, und diese Erwerbsquelle hat noch nie ein Vermögen eingebracht. Und er hatte keinerlei Aussicht auf Avancement, was der Leser aus dem feierlich läutenden und so außerordentlich wenig bedeutenden akademischen Titel ermessen wird.

Er war einziges Kind des Sattlermeisters Petersen in P. In der Realschule der Stadt zeichnete er sich seiner Zeit durch hervorragende Begabung so aus, daß der Leiter derselben, Katechet Fessel, seinen Vater dazu drängte, ihn studieren zu lassen und sich vorläufig erbot, ihm unentgeltlich lateinischen Unterricht zu erteilen. Sattler Petersen hatte allerdings eine ziemlich deutliche Vorstellung davon, daß die Laufbahn des Beamtentums „der Dänen Pfad zu Ruhm und Macht" sei und gönnte es seinem einzigen Kinde von Herzen, in die privilegierte und intelligente Kaste zu kommen; aber da er arm und ziemlich bejahrt war, der achtundfünfzigjährige Vater eines Sohnes von sechszehn Jahren, kratzte er sich oft hinterm Ohre, ehe sein Ehrgeiz über seine Bedenklichkeiten die Herrschaft gewann. Durch eine ökonomische Kraftanstrengung, welche machte, daß er und seine fast gleichaltrige Ehehälfte (die er als altes Mädchen, nicht ohne Hinblick auf die von ihrem Vater, dem Schlachter Madsen zu erbenden fünfhundert Thaler heimgeführt hatte) sich tägliche Entbehrungen auferlegen mußten, unterhielt er seinen Sohn auf der nächstgelegenen lateinischen Schule. Thorwald hatte spät begonnen, so daß er zwanzig Jahre zählte, ehe er Student wurde.

Als er nach seinem Abgangsexamen in den Ferien nach Hause kam, hatte seine Mutter kurz vorher das Zeitliche gesegnet. Aber die Ehre, welche dem Sohne widerfahren war, tröstete den Sattler über seinen Verlust. Niemals hatte irgend welche liebevolle Schwärmerei zwischen

den Eheleuten bestanden. Es waren beschränkte Verhältnisse, und das Budget des Hauses konnte bei den Apothekerrechnungen für Madame Petersen während der dreijährigen Krankheit derselben nur schwer im Gleichgewicht erhalten werden. Sie war in dieser Zeit schrecklich mürrisch und unvernünftig und versetzte ihren Mann in eine dem entsprechende Stimmung. Mißvergnügen und unaufhörliche Zänkerei walteten unter der niedern Balkendecke und setzte sich als fettiger Tau auf die kleinen Fensterscheiben des Sattler Peterschen Hauses, eines der unscheinbarsten und ältesten in der Hauptstraße der Stadt, mit einem grün bemalten Sattel als Schild über der Thür, mitten an der aus vier Fenstern bestehenden Fassade, deren schmutziggelber Putz und rauh behauener, kienrußbestrichener Sockel auch mürrisch und verdrossen neben den Nachbarhäusern aussah. Von diesen prangte das an der linken Seite gelegene mit roten Backsteinmauern, hoher Stubenetage, Giebel und Keller. Es war vor wenigen Jahren von der Witwe eines vermögenden Rittergutspächters erbaut worden, die es mit ihrer Tochter bewohnte. Rechts vom Hause des Sattlers lag ein zweistöckiges Gebäude, in welchem das Postkontor war. Dieses hatte in der Jugend des Sattlersprößlings eine große Rolle gespielt. Der „Litzenbruder“ Anders Olsen hatte den schmucken Nachbarsohn lieb gewonnen. Jener, ein kleiner braunäugiger Bauernbursche in der roten Jacke mit silberner Tresse am Kragen, war eine gewichtige Persönlichkeit, und wenn er — was jedoch keineswegs Regel —

an einem Sonntag Nachmittag so viele Extraschnäpse zu sich genommen hatte, daß der Mannesmut sich homerisch in seiner Brust regte, sagte er mit Selbstbewußtsein:

„Gäbe es Gerechtigkeit hierzulande und ginge alles, wie es gehen müßte, dann unterschriebe ich mich: A. Olsen, Kapitän und Postmeister in P."

Und Anders Olsens pathetischer Ausruf war keineswegs bloße Prahlerei. Sein Prinzipal, ein ehemaliger Infanterielieutenant, welcher, um sich zu verheiraten, mit Kapitäns-Charakter seinen Abschied genommen und Anstellung im Civiletat gesucht hatte, bekümmerte sich äußerst wenig um sein Amt. So lange er einen älteren und tüchtigen Bevollmächtigten für sich walten lassen konnte, ging die Sache noch an; als er aber einen jüngeren und untauglichen erhalten hatte, kamen Klagen von den Leuten und Nasenstüber von der Generaldirektion. Anders Olsen war ein Erbstück von zwei vorhergehenden Postmeistern. Er nahm sich der Sachen mit Entschiedenheit an; und da den Erfordernissen des Amtes bei Ordnungssinn und Routine leicht entsprochen werden konnte und sie keineswegs „Intelligenz" erforderten, konnte ein Bursch wie er, der gut las, leidlich schrieb und richtig rechnete, sehr wohl die laufenden Geschäfte besorgen. Die Postkarten, Stundenzettel und derartigen Blankette füllte er immer aus; das einzige, wozu er sich nicht verwenden ließ, war, längere amtliche Schreiben zu verfassen, denn vom Kanzleistil vermochte er sich nur einzelne Phrasen anzueignen, aus welchen er zuweilen Briefe zusammen zu

setzen versuchte, um zu sehen, ob er nicht auch auf diesem Gebiete dem Bevollmächtigten „über" werden könne. Es gelang ihm jedoch nur, eine Anzahl paralleler Vordersätze zu bilden, dann versagte ihm entweder der Gedanke oder die Kunst des Satzbaues; einen Nachsatz heraus zu bekommen, war dem sonst so gewitzten Litzenbruder vollkommen unmöglich.

„Klagen Sie nur bei den Vorgesetzten, Herr Bang! Die Klage wird an die hochkönigliche Generalpostdirektion in Kopenhagen gerichtet. Sie mögen als Überschrift ‚Pro memorium' und als Unterschrift, ‚unterthänigst' setzen; in letzterer Zeit schreiben einige ‚allerunterthänigst' und schreiben nicht ‚Pro memorium', allein das mögen Sie halten, wie Sie wollen, Herr Bang, denn wir werden uns schon zu decken wissen, wenn uns von Amts wegen eine Erklärung abgefordert wird."

Was Anders vor allem in der Gunst des Postmeisters befestigte, war die Entdeckung, daß der Bevollmächtigte die Kasse angegriffen hatte. Der verabschiedete Militär war außer sich, zerzauste sich das Haar und zerrte seinen Schnurrbart. Anders sagte:

„Sollen wir nicht die Sache ganz moderat nehmen, Herr Kapitän; ich meine, so ganz gelinde?"

„Nein, ich will den Esel mit Fußtritten die Treppe hinunter schleudern!" entgegnete der Postmeister.

„Gelinde, gelinde, Herr Kapitän! Sehen Sie . . . es mögen im ganzen etwa 400 Thaler sein. Die habe ich auf der Sparkasse stehen, und die kann der Herr

Kapitän gegen gesetzmäßige Obligation und ganz gewöhnliche Zinsen sowie mit geringfügiger Abzahlung erhalten, und dann thun wir, als sei nichts vorgefallen, Herr Kapitän geben dem Bevollmächtigten zu nächster Abgehezeit seinen Laufpaß und nehmen einen andern, und dem will ich schon auf die Finger sehen."

Der Postmeister fand, daß Anders recht habe, und ging auf seinen Vorschlag ein. Anders ließ durch einen unbekannten Winkelschreiber die Obligation ausstellen, forderte aber unweigerlich dem Postmeister die monatliche Abzahlung samt Zinsen mit den Worten ab:

„Zuerst zahlen wir die Ehrenschuld, Herr Kapitän; Mittagsgesellschaften kann die Frau in den nächsten Jahren nicht veranstalten. Das kommt bei dem Amt nicht heraus." Der Kapitän vertraute von nun an dem Anders die ganze Kasse an, und sie kam schönstens in Ordnung. In allen Geldsachen war Anders treu wie Gold. Dagegen zeigte er sich in der Liebe nicht treu. Er war der Liebhaber aller Dienstmägde seines Prinzipals und behandelte sie einigermaßen mit Sultanslaunen. Er forderte ausgezeichnete Verpflegung: starken Kaffee mit vielem Zucker und dicker Sahne, welche in die Untertasse überfloß, dicke Butter aufs Brot und pro Tag eine Flasche besten Weißbiers.

Des Sattlers Thorwald war von seinem zehnten Jahre an Anders Olsens Freund gewesen. Zuerst hatte möglicherweise der rote Frack und die mit silbernen Litzen besetzte Mütze die Bewunderung des Knaben veranlaßt. Späterhin entwickelte sich aber das eigentümliche Freund-

schaftsverhältnis, welches so häufig in kleinen Städten und auf dem Lande zwischen Knechten und Kindern stattfindet. Sobald Thorwald sein Essen zu sich genommen und, nachdem er aus der Schule gekommen, seine Aufgaben gelernt hatte, eilte er zu Anders auf das Postkontor. Der hohe, schlecht erleuchtete Raum mit den von Papieren und Protokollen vollgestopften Wandreolen, das hohe Pult des Bevollmächtigten mit dem Stuhle davor, dessen Sitz hoch hinauf geschraubt werden konnte; der Schreibtisch des Kapitäns, dessen Armstuhl meist leer stand, und der kleine schwarz angestrichene Tisch Anders Olsens vor dem Fensterpfeiler machten einen feierlichen Eindruck auf den Knaben aus dem niedrigen Stübchen, wo Vater und Mutter sich zankten wie bissige Pferde, welche vor einer leeren Krippe stehen. Die beklommene, nach Schimmel riechende Kontorluft mit ihrem Zusatz von Tabaksdampf und der übelriechenden Hinterlassenschaft der Thranstiefel der Postillone erschien ihm ganz aristokratisch im Vergleich mit dem scharfen Geruch von Lederzeug und gegerbten Kalbfellen, der aus des Vaters Laden in den einzigen Wohnraum der Familie hinein strömte. Dort mischte er sich mit dem Speisedunst aus der Küche, deren Thür seine Mutter in der Regel offen stehen ließ, „weil dies immerhin an Feuerung etwas erspare.“

Oft nahm er seine Bücher mit hinein auf das Kontor und lernte seine Aufgaben dort, und zum Dank dafür, daß er dem Anders beim Sortieren der Briefe, Aufkleben der Freimarken, Geldzählen und andern mechanischen Ge-

schäften behiflich war, überhörte Anders ihn bei seinen Lektionen in der Bibel- und Vaterlandsgeschichte, ja selbst in der lateinischen Grammatik, nachdem der Katechet ihn darin zu unterrichten begonnen hatte. Der Litzenbruder lachte, daß er sich die Seiten halten mußte, über diese verrückte Sprache, wo man Tisch im Nom, Voc, Akk, Gen, Dat und Abl sagen sollte (er kannte die Casusnamen nur mit den im Buche stehenden Abkürzungen). Als aber Thorwald zu den Verben gekommen war, gab Anders das Lachen auf, „denn diese Namen machten einen vernünftigen Menschen wahnsinnig.“ Er fügte diesem die Bemerkung hinzu:

„So, ist das also der Quark, der die studierten Beamten dazu bringt, Mond und Sterne zu beglotzen. Nun, etwas haben sie allerdings dafür voraus, daß sie ihre Köpfe haben vollpfropfen müssen. Wenn man es doch nur begreifen könnte, wozu das nützen soll, denn das vermag ich, hol' mich der Kuckuck, nicht, und ich bin doch kein ganz gewöhnliches Bauernvieh.“

Als Thorwald auf die lateinische Schule gekommen war und seine Heimat nur während der Ferien besuchte, kühlte sich allmählich das Verhältnis zu Anders Litzenbruder ab. Nicht daß es zu einem Bruche gekommen wäre, aber der „Lateiner“ war dem Anders zu erwachsen und selbstbewußt geworden und drückte sich in einer zu hochdänischen Sprache aus. Eines schönen Tages redete er Thorwald als „Päddersen“ an und sagte „Sie“ zu ihm, und Thorwald, welcher damals die Prima besuchte,

wo der Rektor und die Lehrer ihre Zöglinge mit „Sie" anredeten, nahm die veränderte Behandlung Anders Olsens als einen selbstverständlichen Tribut an sein Alter und seinen Bildungsstandpunkt an. Aber seit diesem Tage ließ Anders sich nicht weiter mit Thorwald ein, und als derselbe als Student heimkehrte, gratulierte er ihm nicht einmal. Er grüßte ihn nur aus der Entfernung; Thorwald wurde verlegen, und es schien ihm, als schicke es sich für ihn eine Annäherung zu versuchen; allein der Litzenbruder that, als merke er es nicht, und mied ihn. Dies that Thorwald Petersen etwas weh, aber bald verjagte ein neuer und starker Eindruck das Bild des nun halb vergessenen Litzenbruders völlig aus dem Sinne des zwanzigjährigen Studenten.

Der Garten des Nachbarhauses war von dem des Sattlers Petersen nur durch ein sehr durchsichtiges Staket von Föhrenhölzern getrennt. Thorwald zählte wohl vierzehn Jahre, als das neue Haus fertig war und die Besitzerin es mit ihrer dreizehnjährigen Tochter bezog. Die Witwe des Pächters, Frau Egelund, verkehrte mit den Honoratioren der Stadt; ihre Tochter, welche den wohlklingenden französischen Namen Juliette trug, wurde in der Schule die intime Freundin der Tochter des Stadtvogts, und der Stadtvogt hatte keinen geringeren Titel als den eines Etatsrat. In städtisch sozialer Hinsicht war ein unermeßlicher Abgrund zwischen dem Sohne des Kleinbürgers Sattler Petersen und einem Mädchen wie Juliette Egelund. Aber Thorwald konnte nicht ohne

Herzklopfen sie im Nachbargarten sehen, und als sie an einem Frühlingstage, nachdem er konfirmiert worden war und kurz ehe er auf die lateinische Schule gesandt werden sollte, in einem weißen, leuchtenden Gewande, mit hochrotem, flatterndem Gürtelbande erschien, der Strom der blonden Locken in der Sonne glänzend, indes sie wie ein ganzer Wasserfall den Rücken hinab rollten, — ja, da wollte ihm sein Herzklopfen den Atem benehmen.

Er zog seine Mütze tief ab; Juliette nickte mit schnippisch zusammengekniffenen Lippen und begann mit langsamer, damenhafter Würde auf und ab in dem Hauptgange des Gartens zu wandeln. Dort standen die bunten roten, weißen, gelben und gestreiften Tulpen, an jeder Seite wie Gardisten in Gala, vor der Herzenskönigin Thorwald Petersens präsentierend. Mit der koketten Wichtigthuerei eines halb erwachsenen Mädchens legte sie während ihrer Wanderung den Finger an den Mund, als grübele sie über einem tiefen Weltenrätsel. Jeder Schritt, den sie auf dem knirschenden Kiese that, durchbebte die Nerven des Sattlersohnes. Es schien ihm, als müsse er etwas unternehmen. Was sollte es sein? Er blickte umher, und sein Auge fiel auf den einzigen großen Baum in seinem väterlichen Garten, dessen Beete sonst der Pflege von Küchengewächsen dienten; ein Rand von Tausendschön, Aurikeln, Primeln und Lavendel längs dem einzigen Fußpfade des Gartens war der alleinige Tribut an die Schönheit und den Luxus. Aber inmitten des Kartoffelbeetes stand ein alter, noch nicht belaubter Linden-

baum, unter dessen niedrigen Zweigen sich einer befand, welcher lang und dick war, und der sich vom Stamm aus in sanft schräg aufsteigender Richtung erhob und in die Luft emporragte. Der Bursche eilte hinzu, nahm einen Anlauf, und in einigen kräftigen Griffen den Stamm hinan erreichte er den Ast und umspannte ihn mit den Händen. Er benutzte ihn nun zu einer behenden Schrägstangenenterung mit Händen und Füßen, und als er das Ende erreicht hatte, setzte er schnell mit den Beinen ab. . . . da hing er nun und baumelte in der Luft. Es ertönte ein leiser gedämpfter Schrei drinnen vom Nachbargarten. Dies war ihm vollauf Belohnung für seine ritterliche Heldenthat. Er enterte nun mit gebogenen Armen wieder hinab, allein während dieses Aktes sah er Juliette hastig den Tulpengang entlang und aus dem Garten rennen. Ernüchtert kletterte er am Hauptstamme der Linde hinab und sprang schwer zur Erde, ohne abzusetzen.

Als er am nächsten Tage in den Garten kam, sah er Juliette mit der Tochter des Stadtvogts Arm in Arm spazieren. Sie wandten beide mit beleidigten, verächtlichen Mienen die Augen zur Seite, als sie ihn entdeckten, und steckten die Köpfe zusammen. Juliettens Mund ging wie eine Klappermühle, Harriet lehnte ihre Wange an die Juliettens. Ihr Kichern wurde zu Lachen, und endlich liefen sie so ins Haus hinauf.

Thorwald Petersens Gedanken waren lange, sowohl wach als in Träumen, erfüllt von den beiden weißge-

kleideten Mädchen mit den flatternden Gürtelbändern und den beziehungsweise hellgrauen und broncefarbigen Schnürstiefelchen, hellen und dunkelblonden Haarkaskaden den Rücken hinunter.... dann kam er auf die lateinische Schule. Die Mädchen wuchsen heran, und während der Ferien sah sie der Sattlersohn so gut wie nie; nun war der Abgrund zwischen ihm und Julietten ihm so zum vollen Verständnis gekommen, daß er nicht im entferntesten an eine Annäherung dachte. Sein erotisches Fieber wurde durch Madwigs lateinische Grammatik gründlich kuriert.

Er zählte wie gesagt etwa zwanzig Jahre, da er als Student in den Ferien heimkehrte. Er war spät gewachsen und noch immer durchaus bartlos mit unschuldigem, mädchenhaftem Aussehen. Allein sein Abgangsexamen mit cum laude war ein Sprung, der ihn elastisch in die höchste Sphäre des Städtchens empor hob. Die Honoratioren fanden es aller Ehren wert, daß der Sattler seinen Sohn so weit gebracht und daß dieser ein so gutes Examen gemacht habe. Er wurde von Etatsrats zu einem Waldausfluge eingeladen. In Erntewagen fuhren die jungen Leute in den Wald; die Danebrogsfahne flatterte vom Wagen herab in den Sonnenschein hinaus; lustige Rede und zwitscherndes jugendliches Gelächter erscholl nun über die Felder hin, wo die Schnitter Roggen mäheten und das Streichholz am Blatt der Sense erklang. Auf dem weichen Rasen in einer Waldlichtung huschten die weißgekleideten Mädchen und die Jünglinge in den sommerlich leichten Anzügen umher, warfen und fingen

die rot und weißgestreiften Ringe auf, bis sie mit lebhaftem Appetit sich an dem langen, schmalen, hölzernen Tische versammelten, der mit trefflicher kalter Küche und guten Getränken versehen war. Die einzige studierte Person, Thorwald Petersen, brachte das Hoch auf die Damen aus, der Provisor der Apotheke den Toast auf die Frau Etatsrat, der Bevollmächtigte des Stadtvogtkontors den auf seinen Prinzipal, den Etatsrat, welchen leider wichtige Amtsgeschäfte verhinderten, an diesem Feste der Jugend teilzunehmen; allein da er „am Geiste jung sei," halte der Bevollmächtigte sich davon überzeugt, „daß der Etatsrat im Geiste auch unter ihnen weile."

Und dann gings in der Augustnacht heimwärts. Tausend Sternschnuppen rieselten an dem schwarzen sternenbesäten Himmel herunter. Aus dem gemähten Roggen hauchte eine trockene würzige Luft über die Wege hin. Die jungen Mädchen wickelten Taschentücher um den Hals, um sich gegen den starken Tau zu schützen. Auf dem Erntewagen wurde die Unterhaltung mit gedämpftem Tone geführt; jeder Herr hatte sich seine Dame, Thorwald Petersen Juliette erkoren. Sie hatte sich reizend entwickelt und erblühete in roter, weißer und blonder schwellender Fülle. Die Augen waren groß und fragend, nach außen strebend und neugierig. Sie liebe Poesie, sagte sie mit dem naiven Idealismus eines jungen Stadtfräuleins. Thorwald recitierte ihr Goethes Gedicht:

Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer
Vom Meere strahlt u. s. w.

und gab ihr aus dem Gedächtnis eine Übersetzung des Chorgesanges in Sophokles' Antigone, wo die Heldin, indem sie in den Tod zieht, dem Lichte der Sonne und den Freuden der Liebe Lebewohl sagt. Unmerklich rückten sie in der dunkeln Nacht näher zusammen. Er fühlte ihr Haar wie Seide an seiner Wange hinstreichen.... hatte er sie geküßt? Er befragte sich selbst darüber in der folgenden schlummerlosen Nacht, war aber seiner Sache nicht gewiß. Denn er war berauscht gewesen.... war es einzig von Liebe? oder hatte der kalte Weinpunsch der Frau Etatsrat seinen Anteil daran gehabt?

Es war gegen Ende der Sommerferien. Thorwald mußte nach Kopenhagen hinein, um zum Beginne der Vorlesungen zeitig genug zu kommen. Er hätte so gern Juliette Lebewohl gesagt, allein als es ihm eines Tages gelang, einen Schimmer von ihr im Garten zu entdecken, verschwand sie wie ein Meteor. Es gelang ihm nicht, von ihr Abschied zu nehmen.

Nun ging es wie damals, als er auf die lateinische Schule kam. Einen Monat nach seiner Ankunft in Kopenhagen starb sein Vater. Der Nachlaß des alten Sattlers war fallit. Unter Hunger und Entbehrungen studierte Thorwald kurze Zeit Philosophie, allein das Studium auf die Dauer fortzusetzen, davon konnte keine Rede sein, dazu gebrach es dem jungen Manne an Selbstverleugnung und Energie. Er suchte Privatstunden — im Anfang ging es kümmerlich, nachher besser; es war aber ein Sklaventum wie das eines Fabrikarbeiters, glich einer

einförmigen Wanderung auf sandigem Wege bei Nebelwetter. Man gewöhnt sich jedoch an alles. Im Staube der Schulstuben und ihrer erstickenden Luft verblich seine Liebe zu Juliette an der galoppierenden Schwindsucht. Für Thorwald folgte jetzt eine Reihe von Jahren ohne Entwicklung, ohne Geschichte. Er fand sich drein; es war nichts dagegen zu machen. Tage und Jahre schwanden schnell, denn sie waren ohne Inhalt. Acht bis zehn Stunden Unterricht, dann abends im Studentenverein einige Stunden der Rast, gewürzt durch schlechten Punsch und Kalauer, Schachspiel und Gespräche. Der Eitelkeit Thorwalds wurde dadurch geschmeichelt, daß er nach und nach als vieljähriger Stammgast, welcher im Lokal seine eigene Pfeife hängen hatte, als Mitglied in eine der tonangebenden Cliquen aufgenommen wurde, allerdings nur um Dienste zu leisten, abwechselnd als Statist und Claqueur derjenigen, welche größere Rollen hatten. Petersen entwickelte sich zu einem leidlichen, gemütlichen Burschen. Was die Schulen betraf, so hatte er stets einen Vorrat von Anekdoten und Kalauern, mit welchen er während der Freiviertelstunden seine Kollegen und während der Schulstunden seine Schüler unterhielt, daneben wurde er in den Kreisen seiner Genossen ein gern gesehener, angenehmer Zechbruder, ohne in irgend einer Weise als Trinker bezeichnet werden zu können; doch mit geistiger Beschäftigung und idealen Interessen war es aus.

II.

Nun war, wie gesagt, Thorwald Petersens Mutterschwester gestorben, und ihre fünfhundert Thaler kamen bedürftiger Stelle zu gute.

Thorwald Petersen schritt durch den breiten Hauptgang des Bahnhofsgebäudes, der von unleidlichem Zugwinde lustig durchsaust wurde, in das Vestibul hinaus. Obschon seit langem sentimentaler Stimmungen entwöhnt, empfand er doch eine eigene, die Gemütsruhe genierende Bewegung, als er den kahlen Kirchturm über den rotgelben Ziegeldächern zwischen breiten Kastanienwipfeln und schwanken, spitzen Pappeln empor ragen sah.

Als er im Begriff war, durch eine der drei offen stehenden Ausgangsthüren des Vestibules hinauszutreten, wurde die Frage an ihn gerichtet:

„Will der Herr ins Hotel ‚Zur Hoffnung‘ fahren?“

„Allerdings,“ entgegnete er, ohne den werbenden Omnibuskutscher anzusehen, dessen blau lackiertes Fuhrwerk mit der vergoldeten Aufschrift ‚Hotel zur Hoffnung‘ in der Frühjahrssonne grinsend draußen hielt. Dann schien es ihm, als wenn der Kutscher etwas sage.

„Wie meinen Sie?“ fragte Thorwald Petersen.

„O“ — entgegnete der andere — „ich fragte, ob Sie nicht Päddersen wären?“

Thorwald Petersen nahm den Redenden in Augenschein, einen stämmigen, wohlgenährten Burschen, unter dessen tief in die Stirn gedrückter Mütze an den Schläfen einige graue Haarbüschel zum Vorschein kamen. Ein

Paar kleine braune Augen, denen die von vielen Runzelchen gefurchten untern Augenlider und drei mächtige, bewegliche, von den Augenwinkeln bis an die Schläfen ziehenden Falte einen pfiffigen und neckischen Ausdruck gaben, und ein halb offen stehender großer Mund mit gelben Zahnstümpfen, welche aussahen, als wollten sie die Unterlippe zerbeißen, grinsten ihm entgegen. Herr Gott! es war sein Jugendfreund, Anders Litzenbruder. Seitdem Thorwald Petersen ihn als einen einige und vierzig Jahre zählenden schmucken Mann gesehen — vor etwa zehn Jahren — war er so gealtert! Die Rührung, zu welcher der Anblick des kahlen Kirchturms die Introduktion gewesen, wurde jetzt zu einem ganzen Musikstück durch all die Erinnerungen, welche der Anblick des alten Gesellen in dem Kopenhagener Stundenlehrer erweckt hatte.

„Anders Litzenbruder!" rief er aus und streckte ihm beide Hände entgegen.

Anders ergriff die eine und sagte:

„Nein, jetzt bin ich eigentlich Wagenvermieter, seitdem das Fahren frei gegeben ist, und ferner habe ich eine kleine Wirtschaft und ein Kommissionskantor. Schreiben kann ich ja, wie Päddersen wohl noch weiß, und die Bauern können ja mit der Feder nicht sonderlich fertig werden. Und so fahre ich denn diesen Omnibus hier. Es ist übrigens lange her, seitdem Päddersen hier in der Stadt war. Ja, du lieber Gott, die Zeit geht! Welchen Bart Sie sich zugelegt haben! Da ist wahrhaftig fruchtbarer Grund und Boden, hi hi hi! Nun, Sie wollen auf

dem Bock sitzen... ja, es ist auch im Rumpelkasten drinnen scheußlich schwül. Ja, so Gott, Päddersen! Man kann ja über dies und jenes schwatzen."

Der Omnibus wurde in Bewegung gesetzt. Von der Station bis zur Stadt war es etwa sechs Minuten Weges.

„Ja, wenn man so alt ist wie Päddersens Mutterschwester war," sagte Anders während der Fahrt, „dann hat man das Recht dazu, mit dem Atemholen inne zu halten. Ja, ja, ja, Päddersen, die Trauer muß ja ihren Gang haben, aber, Herr Gott, man kann sich ja mit dem zukünftigen Leben trösten und mit ähnlichem, was man sich selbst sagen kann... Sieh, sieh! dem Handpferd ist das neue Hufeisen lose geworden... da sollte doch der Böse den Schmied Mortensen holen! Nein, das Postkantor, Päddersen, das ist jetzt nichts mehr! Sehen Sie, da ist die Eisenbahn — ich sage ja nichts gegen diese; denn sie ist ja eine ‚heuropäische' Notwendigkeit, geradeaus gesagt!... Nun, eigentlich im Grunde habe ich auch nichts gegen den neuen Postmeister, den sie uns vor sieben, acht Jahren vom Hauptkantor in der großen Kaufmacherstraße hersandten, denn er versteht seine Sachen und will sie in gehörige Ordnung bringen. Allein ich war es gewohnt, den seligen Kapitän auf gemütliche Art zu nehmen, und dazumal war gar nichts im Wege, wenn man ein Stück Sauerbrot mit einem geräucherten Hering und ein Glas Weißbier mit aufs Kantor nahm; ja, in der letzten Zeit wurde aus dem Weißbier bairisches Bier, denn ich halte gern Schritt mit der Zeit, und deshalb

bin ich auch Fortschrittsmann geworden, da ich nichts mit der Beamtenwelt zu schaffen habe und von der Kundschaft der Bauern leben muß. Aber der neue Postmeister ist das, was ich einen Bureaukrat nenne. ‚Kein Essen und Trinken auf einem königlichen Kantor!‘ sagte er.“

Anders richtete seinen wergleinenen Hemdkragen in die Höhe, um ein Paar Vatermörder nachzuahmen, steckte die Hand in die Brustöffnung der Weste, warf den Kopf zurück und setzte die Unterlippe vor.

„Ja, so sieht er ganz genau aus,“ fuhr er fort. „Nein, sehen Sie, Pädderſen, ich hatte mir nun so einige tausend Thaler zusammen gescharrt, und da nahm ich meinen Abschied und richtete mir meine kleine Wirtschaft und mein Kommissionskantor ein, und Sie können versichert sein, daß ich acht habe auf alles, was in der Stadt passiert, und das meiste belache ich. Denn es ist, so Gott, nicht der Mühe wert, es zu beweinen, Päddersen.“

„Sind Sie verheiratet, Anders?“

„Nein, feu den Deuwel! Aber Sie bleiben wohl einige Tage hier in der Stadt, denn der Ort, wo einem die unschuldigen Tage der Kindheit verschwunden sind, der... nun, ich meine... wir haben ja alle in unsern Herzen Gefühle, Päddersen.“

Es war durchaus nicht Thorwald Petersens Absicht gewesen, der von Anders angedeuteten Stimmung nachzugeben; da es aber gerade Pfingstferien waren, sagte er zu sich selbst: „Warum denn nicht?“ und stimmte nach kurzem Bedenken der Frage Anders’ durch Nicken zu.

„Ja, aber weshalb in aller Welt wollen Sie denn ins Hotel ‚Zur Hoffnung' fahren? Ich habe meine schmucke Kammer für die feinen Roßtäuscher, wenn sie zu Markte herein kommen. Da können Sie ja schlafen, Päddersen. Es sind Pferdehaarmatratzen in dem Bette und das Fenster thut auf den alten Karchhof hinaus gehen, welcher schon, wissen Sie, in Ihrer Kindheit geschlossen war, und das ist ja recht romantisch."

Thorwald Petersen mußte lachen, denn Anders sprach das letzte Wort mit so seltsam feierlichem Tonfall. Anders lachte mit und sagte:

„Ja, man nennt es ja so. Das sagt ja Frau Dalgren, welche neben mir wohnt. Sie geht dann und wann und schwärmt auf diesem Karchhof, aber das ist wohl nur, weil sie sich gern verheiraten will, wenn es sich nur fügen wollte. Den sie ist ja Witwe, und ihr Mann, welcher den Oldenhof hatte, verspielte ja alles, wie Sie wohl werden gehört haben, und dann starb er, und die Witwe mußte froh sein, daß ihre Mutter das Haus hatte... o ja, das wissen Sie ja weit besser als ich, Päddersen, denn ihre Mutter wohnte ja in dem roten Hause neben dem Ihres seligen Vaters, und jetzt ist dort, wo früher der Garten war, eine Dampfbrennerei."

Das war für Thorwald Petersen der dritte Schlag. Er wußte nicht mehr, was rings um ihn vor sich ging. In Nebeln eingehüllt, schwebte er zurück in seine früheste Jugend. Er sah des alten Nachbargartens bunten Tulpenflor, welcher der hellblonden Juliette und der dunkel-

blonden Harriet die Honneurs machte; er sah jenen Augusthimmel mit dem Kreuzfeuer der Sternschnuppen; er fühlte es wie Seide an seiner Wange hinstreichen... er zitterte ... denn preßten nicht ein Paar kühle, feuchte Lippen in der tauigen Nacht einen Kuß auf seinen Mund?

„Prrr—rr! Hier wohne ich!" ließ Anders Olsens Stimme sich laut vernehmen. Ihr Ton hatte Thorwald Petersen während seiner Traumfahrt umschwirrt, ohne daß er etwas davon verstanden hätte.

Noch an demselben Tage wurde die Erbschaft von der Obervormundschaft an Thorwald Petersen ausgezahlt. Er hatte gesehen, wie das Haus seines Vaters einem großen Gebäude von zwei Stockwerken hatte Platz machen müssen, so daß das schöne rote Nachbarhaus unscheinbar geworden war. Die Gärten beider waren verschwunden; über dem Bezirk derselben hinaus erstreckte sich ein langes niedriges Gebäude mit hohem Dampfschlot; wo die Tulpenbeete der Mutter Juliettens gestanden hatten, lag eine Menge Rumpelkram in unförmlichen Haufen. Er fühlte ein Weh im Herzen; allein er sagte sich selbst, daß es ihm gleichgiltig sei, und daß er mit dieser Karikatur von einer Stadt nichts zu schaffen habe. Es konnte ja aber ein ganz lächerliches Vergnügen sein, abends in Anders Olsens Wirtschaft zu sitzen und einige Bauern und Spießbürger bei einem Glase Punsch oder einer Flasche Bier salbadern zu hören.

Dieses Abdera! War es aber doch nicht spaßhaft, daß Thorwald Petersen eben während er die schlecht ge-

pflasterten Straßen durchwanderte, grade dann sentimental wurde, wenn er die alten abscheulichen Häuser sah, welche er von seiner Kindheit her kannte; daß er gefesselt wurde durch die wunderliche Farbenbrechung auf einer alten grünen Glasscheibe im Fenster eines Hauses, dessen Fachwerksfassade sich in den unglaublichsten Linien krümmte, als wenn das Haus sich in einem langen Todeskampfe winde? Es drängten sich ihm Bilder auf von ruhigen, ehrbaren Bewohnern: Handwerkern, Viktualienkrämern, Fuhrleuten, welche tags über sich abmüheten und abends sich bei abgedroschener Kurzweil und mäßigen Getränken gütlich thaten, von strickenden alten Frauen und schäkernden Mädchen... sie scherzten ja mit dem Liebhaber, dem Schuhmacher-, Mauer-, Schneider-, Malergesellen, welcher sich rein gewaschen, Vatermörder angesetzt hatte und dann am Abend zu der Königin seines Herzens hinaus gewandert war, dem kleinen Bürgermädchen mit dem glatt gekämmten Haar, dem engen, gewürfelten Baumwollenkleide und den kleinen roten, vernachlässigten Händen mit unregelmäßig geformten und wildwachsenden Nägeln. Nein, in diesen Eindrücken mochte er nicht weiterschwimmen. Er hatte Anders Olsen versprochen, bei ihm zu nächtigen. Das Versprechen wollte er halten und dann am nächsten Morgen acht Uhr mit dem Bahnzuge nach Kopenhagen fahren.... O, wie ihn das wurmte! Was wurmte? Die Erinnerungen an Juliette, an die Tulpen und die Sternschnuppen meldeten sich gebieterisch. Es half nichts, daß der Kandidat der Philosophie Petersen mit der Hand nach

den Erinnerungen schlug wie nach belästigenden Fliegen, die ihm sich auf die Nase setzten.

Als Thorwald Petersen nach Anders Olsens von altem und neuem Tabaksrauch, von Branntwein, Bier und Punsch durchduftetem Lokal heimkehrte, schaute er nicht heiter drein. Die Bauern waren bereits in der Dämmerung von dannen gezogen; nun saß der Wirt im Dunst an einem kleinen Tische allein. Das Licht der von der Zimmerdecke herabhängenden Petroleumlampe machte die eine Hälfte seines so wie so stark gefärbten Gesichtes brandrot, während die andere Hälfte in schwarzbraunem Schatten lag. Den Kopf bedeckten die Ruinen eines Strohhutes, welcher, nachdem er mehrere Sommer gedient hatte, jetzt zu einem Teile von Anders Olsens Hauskostum degradiert war, das aus Hemdärmeln, grauer Weste und Beinkleidern und niedergetretenen, gestickten Hausschuhen bestand. Er schielte hin nach seinem Gaste und sagte:

„Sie sehen darnach aus, als wenn Sie eines Punsches bedürften, Pädderſen, hi, hi, hi!"

„Ich danke... nein."

„Sie sind doch nicht hin gewesen bei... wie?"

„Nein, ich habe meine Geschäfte bei dem Obervormund abgewickelt."

„Ja, das versteht sich! erst die Geschäfte," sagte Anders, blickte ernst drein und sprach in der lispelnden Weise, welche er gebrauchte, wenn er gebildet sein wollte. „Aber hinterdrein kommt das Vergnügen, Pädderſen! Denn in alten Tagen sahen Sie ja gefährlich freundlich

diejenige an, welche jetzt Witwe des Mannes auf Oldenhof ist, hi, hi, hi!... und ich bin meiner Sache so gewiß, daß sie verschwundener Tage und des vielen Vergnügens ihrer Jugendfreuden denkt... ebenso wie unsereins es thun kann, hi, hi, hi!... denn nun blinzeln die Frauenzimmer, so Gott, nicht mehr einem zu, und das ist ja übrigens mir jetzt auch ganz egal, denn zu Michaelis werde ich siebenundfünfzig."

Thorwald blickte halb scheu, halb verletzt den alten Kerl an. Der Mund desselben verzog sich noch zu einem selbstgefälligen Grinsen. Die gelben Zahnstümpfe, welche sich in die Unterlippe bohrten, hielten es fest, während das hustende, heisere Lachen wieder ertönte. Über den fest geschlossenen kleinen Augen bewegten die Lider sich mit leisem Blinzeln.

„Ja, ja, Päddersen, ja, ja, Päddersen!" fuhr er fort; „wir können die Dinge ja tiplomatsch nehmen. Stimmen wir in dieser Sache überein? wie? Ich kenne diese Stadt besser als Sie. Sehen Sie, Sie sind jetzt Schulmeister drinnen in Kopenhagen. Das ist mein' Seel', nichts für Sie. Sehen Sie, ich spekuliere jetzt, Päddersen. Ich erhielt einst in alten Tagen eine Gänsekeule mit Rotkohl drinnen bei Ihren seligen Eltern... na, und dann überhörte ich Sie in Geographie und den andern Sachen. ‚Italien wird eingeteilt in Ober-, Mittel- und Unteritalien'... hi, hi, hi!... ja, etwas von den Wissenschaften ist doch bei mir sitzen geblieben... Hören Sie, Päddersen, wollen Sie Stadtkassierer hier bei uns sein? Nun, es

sind doch 1500 Thaler jährlich... und sehen Sie, ich weiß gewiß, daß die Witwe... die aus alten Tagen, Päddersen; sie wohnt jetzt zur Miete in dem Hause, welches sie nach der Mutter erhielt, und Stiefkinder bringt sie Ihnen ja nicht."

„Ja, aber, Anders... was ist das alles für Geschwätz!... was wissen Sie...?

„Weil ich nachdenke und mich umsehe; das bin ich gewohnt worden, sowohl während der Zeit, als ich beim Amt war, als seitdem ich das Kommissionsgeschäft habe. Noch hat mich keiner an der Nase herumgeführt, nicht einmal ein Roßtäuscher. Ja, ich sehe sehr wohl, daß die Witwe vom Oldenhofe daran denkt sich zu verändern; denn jeden Vormittag, den Gott erschafft, geht sie hinunter zur Wassermühle am Bache drunten, und das kann, so Gott, nicht um des Müller Hempels willen sein, denn der ist über die siebzig, und dann schlendert sie etwas im Garten des Müllers und sitzt wieder stundenlang und glotzt hinab in den Bach. Und Sie, Päddersen! sind drinnen in Kopenhagen doch wohl auch so gerieben worden, daß Sie wohl wissen, daß, wenn ein Frauenzimmer es interessant findet sich in den blanken Wogen des Wassers zu spiegeln (hier redete Anders Olsen wieder lispelnd und vornehmthuerisch) dann will es... ja, dann will es auf die Liebesgaleere. Sie zählt ja nur dreißig Jahre, und sie hat eine fabelhafte Haltung, einen brillanten Schritt. Machen Sie sich morgen früh elf Uhr hinaus in den Müllergarten,

Päddersen, hi, hi, hi! Und dann fassen Sie die Dinge mit etwas Schlauheit an, hi, hi, hi! Sie können ja damit beginnen, von den Freuden der Jugend und vom Frühling der Liebe zu schwatzen und von den kleinen Entenjungen ihrer Mutter, Madame Egelunds, welche in den Garten Ihres Vaters herein schlüpften und vom Grünkohl fraßen... und von dieser Art dichterischer Romantischierungen, oder wie Sie es nennen, denn das wissen Sie besser, als ich. Sie haben als Student die Theorieen, und ich habe die Praxis als ehemaliger Litzenbruder und jetziger Wirt und Kommissionär. Und Kassierer unserer Stadt sollen Sie werden... wollen Sie darauf zehn Thaler in alter Münze mit mir wetten? Das ist ein billiges Kommissionshonorar."

Es liefen wieder viele Stimmungen und Bilder dem Kopenhagener Stundenlehrer durch den Kopf, während der alte Knabe redete. Ein ruhiges Leben im Geburtsort, Freiheit statt der aufreibenden Thätigkeit, ein Gartenidyll statt des langen, schnurgeraden, gebahnten Weges, den er jetzt entlang stapfte, und welcher notwendigerweise in ein dürftiges Alter ausmündete! Goethes Vers: Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer — tauchte wieder mit Reichardts weicher Melodie in ihm auf. Worte und Musik zauberten ihn in eine frohe und hoffnungsreiche Zeit zurück, wo er an die unendliche Schuld des Lebens jedem braven dänischen Studenten gegenüber glaubte und an die unweigerliche Abzahlung derselben in wenigen Terminen mit kurzen Intervallen.

Er schwieg, und Anders Olsen schwieg auch eine gute Weile. Anders gähnte dann einige mal und sagte:

„Wir sind wohl dazu aufgelegt, auf dem Bettrande über allerlei nachzusinnen. Ich will Ihnen nun in Ihr Zimmer leuchten, Päddersen... Ja, so ist es richtig, beschlafen Sie es erst."

Aber Thorwald Petersen schlief diese Nacht gar nicht. Es war, als wenn Anders ihm etwas ins Blut geträufelt habe, was ihn dazu trieb, am nächsten Morgen zur Wassermühle hinaus zu gehen. Ja, diese Mühle und ihre Umgebungen waren durchaus unverändert. Er konnte mit seinem Stocke das Schirmdach des Wohnhauses erreichen. Noch brummte das alte Rad drunten in den alten Bretterverschlägen, noch wirbelte der Mehlstaub aus der oberen Thürhälfte des Mühlhauses heraus und reizte die Nase mit seinem scharfen, trockenen Geruch, noch rieselte das Wasser des Baches auf den längs dem Rande hinlaufenden Fußpfad, noch stand die von Flechten gelb geprickelte hölzerne Bank mit den verrosteten Nägeln unter dem einsamen Eschenbaum, welcher auf einer Erhöhung empor ragte. Thorwald Petersen stieg die verfallenen Stufen hinan und setzte sich auf die Bank. Das gedämpfte Sausen von den Rädern der Mühle, der Fall des Wassers vom Schutzbrette, das Knistern und Rauschen zwischen den Binsen, dann und wann das Plätschern eines Frosches oder Fisches, das Gebell eines Hundes, das Krähen eines Hahnes waren die einzigen Lebensäußerungen in der Landschaft. Thorwald Petersen saß und versank in sich

selbst. Wie lange? Das ahnte er selbst nicht; es mochten wohl einige Stunden sein.

Dann ließen sich Tritte auf der feuchten Erde des Fußsteiges vernehmen. Eine hohe Dame in grauem frühlingsmäßigen Gewande kam daher. Thorwald Petersen war nicht überrascht; es war ihm, als wenn alles von den Nornen zurecht gelegt sei; er erwartete Juliette. Die Dame wollte umkehren, als sie einen fremden Mann auf der Bank bemerkte. Thorwald erhob sich und grüßte. Die Dame sah ihn durch den Schleier forschend an, welcher über die Nasenspitze herab fiel; dann errötete sie. Sie erkannte ihren einstigen jugendlichen Anbeter wieder. Er krümmte die Hände um die Banklehne, gleichsam um sich selbst fest zu halten. Juliette stand unschlüssig. Sollte sie umkehren? Da ging Thorwald Petersen zu ihr auf den Fußsteig hinunter und reichte ihr die Hand. Sie knüpften ein Gespräch an. Ja, darüber wurden sie leicht einig, daß sich im Laufe der Zeiten manches verändert habe und sie beide selbst ebenfalls. Ihre Unterredung würde sich, niedergeschrieben, sehr trivial ausnehmen. Sie gingen eine Strecke Weges längs dem Bache mit einander und zurück zur Stadt, trennten sich aber und gingen ein jedes nach seiner Seite, als sie sich derselben näherten, als sei es selbstverständlich, daß sie es so machten.

Anders sprach zu Thorwald Petersen kein Wort über die Witwe, weder an diesem Tage noch an den folgenden, äußerte aber auch kein Erstaunen darüber, daß Thorwald seinen Aufenthalt bei ihm verlängerte. Nur dann und

wann betrachtete er ihn mit seinem seltsamen Grinsen und stimmte sein heiseres Gelächter an.

Ja, Juliette und Thorwald Petersen begegneten einander alltäglich an demselben Orte, ohne es je verabredet zu haben, und sie trennten sich an demselben Kreuzwege wie am ersten Tage. Sie redeten von alten Geschichten; den dazwischen liegenden Zeitraum übergingen sie. Am fünften Tage that er eine prüfende Frage betreffs der Zeit ihres Ehestandes — da weinte sie. Von da machte er einen jähen Sprung.

„Juliette, entsinnen Sie sich des Waldausfluges auf dem Erntewagen mit der Familie des Etatsrats?"

Er beugte sich zu ihr hinüber. Wie der dazwischen liegende Zeitraum ausgelöscht war, so verschwand nun der zwischen ihnen liegende Abstand. Der Kuß kam ganz natürlich, als wäre er eine Fortsetzung des problematischen Kusses in jener Augustnacht. Er flüsterte Goethes Vers; sie nickte, als wenn er etwas ganz Selbstverständliches sage. Dann schritten beide Arm in Arm mit einander durch die Straßen der Stadt. Es mag wohl sein, daß die Fenster sich mit neugierig erstaunten Gesichtern bevölkerten.

Als Thorwald Petersen an diesem Tage zu Anders Olsen nach Hause kam, lachte dieser lauter als an den vorhergehenden Tagen und bohrte die Zahnstümpfe tiefer in die Unterlippe als sonst. Er sagte nur:

„Schuhmacher Lampes Lehrjunge kam gerade in diesem Augenblick gelaufen und sagte mir, daß Sie mit ihr Arm

in Arm gegangen wären, Pädbersen! Und des Müllers Ole hat Sie beide jeden Tag drüben am Bache gesehen, hi, hi, hi! Und gestern war Stadtverordnetenversammlung. Bei der letzten Wahl erhielt die Demokratie in derselben das Übergewicht, und hier in meiner Wirtschaft verkehren Sattler Hansen, welcher bei Ihrem seligen Vater in der Lehre war, und drei Schuster, welche meiner politischen Richtung angehören, und das sind Hauptthähne, hi, hi, hi! und die haben den Kaufmann Wilse, der ein Volksmann ist, weil er von der Kundschaft der Bauern lebt, dazu bewogen, für Sie zu stimmen, wenn Sie ein Gesuch um den erledigten Posten eines Stadtkassierers einreichen, und was der Stadtvogt ist, der will auch gern eines von den Kindern der Stadt und einen studierten Mann ins Amt hinein haben. Die Sache des Volkes ist im Begriff zu siegen, Pädbersen!"

Es ging wie Anders Olsen vorhergesagt hatte. Als Thorwald Petersen Stadtkassierer geworden war, meinte Anders:

„Ein Wirtschaftsbesitzer kann vielen Einfluß haben, wenn er seine Sachen versteht."

„Wir wetteten um zehn Thaler," sagte Thorwald Petersen, „aber Anders schlägt wohl auch fünfundzwanzig nicht aus?"

„Das thu' ich, so Gott, nicht, Pädbersen; denn ich begreife sehr wohl, daß ein alter Freund wie Sie auf sein Honneur hält. An Ihrer Stelle hätte ich akkurat dasselbe gethan, Pädbersen!"

Die Schuld.

Von

Magdalene Thoresen.

I.

In der Vogtei des Amtes Nordland lebte zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein Vogt Namens Niels Heggum. Es gab Leute, welche der Meinung waren, daß er eigentlich Christian Heggum heiße, jedenfalls konnte er aber Dokumente vorlegen, die ihm das Recht gaben sich Niels zu nennen — und dabei blieb es denn.

Zu der Zeit, da wir dem Vogte begegnen, zählte er fast sechzig Jahre, schien aber seinem Äußern nach weit älter zu sein. Er war damals ein zusammengekrümmtes Männchen, zitternd und scheu, mit einer gewissen Vornehmheit in seinem Wesen. Nach dem Gerede der Leute sollte er von Kopenhagen her ein Geheimnis mit sich getragen haben, wo er mit einem älteren Bruder die Rechte studiert hatte, und man meinte, daß es von der Beschaffenheit sei, daß er zuletzt der Bürde habe unterliegen müssen. Was an diesem wahr oder unwahr, dafür gab es keine Beweise, — allein wo Rauch ist, pflegt ja auch Feuer zu sein.

Es kehrte nämlich nicht mehr als der eine Bruder zurück, der andere starb in Kopenhagen, gleich nachdem er sein Examen mit Auszeichnung bestanden hatte. Man

meinte nun, daß Christian Heggum, welcher zumeist seine Zeit mit Nichtsthun vergeudet hatte, den Namen mit dem Toten vertauschte, den Christian habe bestatten lassen, und nach Verlaufe passender Zeit in seinem Vaterlande unter den Bewerbern um ein juristisches Amt aufgetreten sei, welches er mit Rücksicht auf sein vorzüglich bestandenes Examen auch erhielt. Ein Amt so weit im Norden, in abgelegener Gegend, hatte damals nicht viele Bewerber, und die Aufsicht war in jeder Beziehung schwach.

Es wäre auch vollkommen gelungen, wenn nicht ein Haken dabei gewesen wäre. Es pflegt ja bei jeder solchen Sache ein Haken zu sein, an welchem sie eben beim Abschluß hängen bleibt.

In diesem Falle war es nun ein Frauenzimmer. Der verlorene Niels Heggum brachte nämlich eine Hausfrau mit sich nach Norwegen. Ob er sie auf dieselbe Weise erlangt hatte, wie er zu seinem Amte gekommen war, vermochte niemand zu sagen; allein ein Herzensbündnis schien es jedenfalls nicht zu sein. Sie war gegen alle mißvergnügt und hochmütig, und ungeachtet der Mann damals ein schmuckes und lebhaftes Äußere besaß, behandelte sie ihn mit abstoßender Kälte und Geringschätzung.

Nach Verlauf eines Jahres schenkte sie ihm eine Tochter, als aber dies abgethan war, richtete sich ihr ganzes Verlangen darauf, nach Dänemark zurückzukehren. Bei dem Manne traf sie hierin auch auf keinen Widerstand; ein solcher muß aber gleichwohl irgendwie vor-

handen gewesen sein, denn erst nach zwei Jahren verließ sie das aufgezwungene Verhältnis und reiste nach Kopenhagen.

Von dieser Zeit an verbarg sich der Vogt in seinem Verließ und zeigte sich dem Volke nur, wenn es sein mußte. Diese Abgesondertheit brachte aber keinerlei Versäumnis mit sich; er war ein Mann von vornehmem Wesen und wachte streng über die standesgemäße Erziehung des Kindes, welche zum teil darin bestand, daß es von andern Kindern fern gehalten wurde.

Im ganzen genommen fand er den Frieden, den er suchte; wenn ihm aber der Friede mit sich selbst fehlte, so konnte dafür kein Anderer verantwortlich gemacht werden. Es hieß, daß er häufig in Geldverlegenheit sei, und daß seine Schulden sich häuften; aber so lange seine öffentliche Rechnungsablage nicht darunter litt, war es ja seine eigene Sache. — Vielleicht war er ein schlechter Haushalter, vielleicht forderte seine fortgereiste Frau ihren Anteil vom Amtserträgnis, das ließ sich nicht gut sagen; aber offenbar war es, daß er seinem Geschick unterlag. Trotzdem ging Jahr auf Jahr hin, und der Mann wurde alt; denn der Geldmangel ist ein Blutsauger, der oft gar langsam zu Werke geht und der, wenn ihm nur das Mark wird, nichts dagegen einzuwenden hat, wenn die Hülle auch umher schleicht und Mensch spielt.

Aber gleich wie das Gesetz dem Verurteilten eine Herzensstärkung gewährt, damit er seine Strafe auszustehen vermöge, so gab das Schicksal dem geknickten Manne

eine Stütze, und da diese Tag für Tag wuchs, erschien die Schwäche geringer — sie konnte ihn wohl noch hin und wieder schwanken lassen, er fiel aber darum noch nicht.

Diese Stütze war das Kind, das kleine Mädchen, welches jenes unversöhnliche Weib ihm hinterlassen hatte — vielleicht als Lohn für einen Dienst? — Wenn dem so war, dann wurde der Mann mehr als königlich belohnt; denn die Tochter war ein ausgezeichnetes Kind, welches mit der innigsten Liebe an ihm hing. Ob der Vater vielleicht ein schlechter Beamter war, das verstand sie nicht; ob er sich in Geldverlegenheit befand, das begriff sie nicht; daß er aber der fügsamste Kamerad sei, den ein Kind sich nur wünschen konnte, das wußte sie, und anderes kümmerte sie nicht. Mit ihm redete sie, von ihm lernte sie, er war ihr einziger Umgang, und ihm wurde ihr ganzes Herz zu teil.

Zu der Zeit, wo der Vogt Heggum und seine Tochter, Engel Marcilie, in unsere Erzählung eintreten, ist jener Abschnitt längst vorüber. Engel hat da ihr sechsundzwanzigstes Jahr zurückgelegt und obgleich der Vater noch im Amte waltet, ist er doch hilfloser als je, und manche meinten, daß es wohl die Tochter sei, welche das ganze leite.

Dazu war sie auch klug genug. Sie hatte dem Vater alles abgelernt, was er konnte, und von da an schritt sie auf eigene Hand weiter. Ihr Geist war voll Hoheit und Kraft, und die Einsamkeit, in welcher sie lebte, machte sie still und verschlossen. Sie war ferner ausschließlich mit ihrem ganzen Herzen auf den Vater ange-

wiesen; aber die Kindesliebe entsprang nicht mehr ihrer Begeisterung für den schönen schmucken Vater, der so viel mehr wußte als sie, dieselbe hatte sich in einer anderen Richtung vertieft, wo sie die starke Leiterin und er ein hilfloses Kind wurde — sie war zu Mitleid geworden. Die Fürsorge für den Vater war ihr Leben. Ihr erstes Jugendjahr hatte seine Knospe in diese Luft gesetzt, und die Blume hatte sich unter denselben Bedingungen entfaltet. Aber noch waren ihre Blätter nicht abgefallen, noch trug sie die schöne Frische der Entfaltung, und sie sollte erst spät ihr Haupt vor anderen Stürmen beugen.

Der Vogt hatte es jedoch verstanden, sie über einen Gegenstand in Unkenntnis zu halten, das waren seine Schulden; er trug sich mit diesen, wie andere mit einem geheimen Schatze, er brütete über ihnen. Natürlich war es mehr die Ursache seiner Schulden als diese selbst, was ihn zu seiner hartnäckigen Verschwiegenheit veranlaßte.

Indes gebrauchte er Mitwisser, und er hatte einen solchen in einem an der andern Seite des Meerbusens wohnenden Handelsmanne, welcher sehr vermögend war. Derselbe stand mit dem Vogt in etwa gleichem Alter, und sie hatten einander gekannt, seit der letztere seine Stelle angetreten. Obgleich sie selten zusammen kamen, bestand doch eine Art Freundschaftsverhältnis zwischen ihnen, welches wenigstens von seiten des Handelsmannes ein aufrichtiges war.

Aber nun war dieser Mann vor zwei Jahren plötzlich gestorben, und da er keine Kinder besaß und seine

nächsten Erben nichts mit dem Handel zu schaffen haben wollten, wurde die Handelsstelle mitsamt Haus, Mobiliar, Waren und ausstehenden Forderungen an den Meistbietenden verkauft, einen Junggesellen mittleren Alters Namens Rejthan, der sogleich seinen Besitz übernahm.

Einige Zeit ehe dies geschah, hatte der Schreiber auf dem Kontor des Vogtes den Posten eines Lehnsmannes angenommen, und da niemand sich für den erledigten Platz meldete, war Engel gezwungen die Kontorgeschäfte direkt zu übernehmen. Als aber der neue Handelsmann angekommen war, erhielten die Leute, welche seit dem Tode des alten Landhändlers auf dem Gehöft gewesen waren, ihren Abschied, und unter ihnen befand sich ein junger Mann, der seine Dienste auf dem Kontor des Vogtes anbot und sogleich angenommen wurde.

Der Handelsmann zögerte nun nicht länger damit, auf dem Vogtshofe einen Besuch abzustatten, und trotz seiner Menschenscheu hatte es den Anschein, als wenn der Vogt hier eine Ausnahme machen wolle. Herr Rejthan wurde nicht nur freundlich aufgenommen, sondern dringend aufgefordert wieder zu kommen, eine Aufforderung, der er zu entsprechen nicht versäumte.

In den zwei folgenden Jahren schien das Verhältnis sich noch inniger zu gestalten. Der Vogt ermannte sich und gewann wieder einen Schimmer von dem ehemaligen vornehm einschmeichelnden Beamten, und der Handelsmann zügelte seine rohen Instinkte bestens und schien voller Freuden

sich um den Finger wickeln zu lassen — zumal vom Fräulein. Aber daß trotzdem auf beiden Seiten etwas war, was man zu verheimlichen sich bemühte, konnte beobachtendem Blick nicht verborgen bleiben — und ein mißtrauischer Beobachter war Engel gleich vom ersten Besuch an gewesen.

Daß Rejthan über ihren Vater Macht besaß, und daß er beständig dieselbe zu vermehren trachtete, gewahrte sie; aber wozu wollte er sie brauchen, und wie hatte er sie gewonnen?

Es war einer, den sie hätte fragen können, das war der Schreiber; allein es lag etwas in seinen Augen, wenn sie ihn zufällig anblickte, ein loderndes Feuer, das sie nicht sehen wollte. Nein, ihn fragte sie zuletzt von allen!

So ging sie allein mit ihrem Schrecken. Sie kam sich vor wie ein Wachtposten an einem einsamen, unsichern Orte. Je bänger ihr aber ums Herz war, desto strenger wurde ihr Wesen. Ihre Augen nahmen einen funkelnden, kalten Blick an, und ihr Angesicht war unbeweglich wie in Holz geschnitten.

So saß sie eines Tages über der Handarbeit gebeugt in ihrer Kammer, welche an der Seite der Wohnstube lag, und sie hörte, daß an die Ausgangsthür gepocht wurde, ängstlich, wie von einem, der nicht wagt, was er thut. Sie verließ ihre Arbeit und ging hin zur Thür, die in demselben Augenblick von dem Schreiber aufgemacht wurde.

„Was wollen Sie, Holm!“ rief sie aus. „Sie kommen wie einer, der eine Unglücksbotschaft bringt.“

Die Worte waren halb im Zorn, halb im Schreck gesprochen, und sie ging schnell in die Stube zurück.

„Seien Sie nicht böse, Fräulein, ich kann nicht anders,“ stotterte er und blieb an der Thür stehen.

Engel hatte sich am Tische niedergelassen, und unwillkürlich schloß sie die Augen. Es schien, als schwindle es ihr vor den Augen. Holm selbst war kreidebleich im Antlitz geworden und lehnte sich an den Thürpfosten. Er wagte keine Bewegung, keinen Laut.

Endlich öffnete sie die Augen und blickte ihn kalt an. „Was giebt es denn?“ fragte sie müde.

Noch vermochte er keinen Laut hervorzubringen. Sein großgeformtes, gefühlvolles Antlitz mit den dunkeln Augen war gerade auf sie gerichtet, und es war, als wenn sie durch ihren kalten Blick es zu Stein verwandelt habe.

„Was giebt es, Gudmund?“ flüsterte sie und ihre Stimme bebte.

„O, Dank, Dank!“ rief er aus, und ein Strom von Lebensfreude stieg in ihm auf. Er strich sich das Haar von der Stirn und blickte sie mit funkelnden Augen an.

„Vergessen Sie nicht, was Sie wollten, Holm,“ sagte sie strenge.

„O, nennen Sie mich Gudmund, Fräulein! Ich will ja für Sie durchs Feuer gehen.“

„Mein Lieber, lassen Sie uns damit aufhören! Was war Ihr Begehr?“

„Ja — es ist wahr. Zürnen Sie nicht, Fräulein! Es ist — Rejthan — er ist wiederum da.“

„Bei Vater?“ fragte sie.

„Ja. Mir ward ein Wink gegeben, daß ich gehen möge. — Aber, Fräulein, es steht nicht wohl.“

„Ist es denn ärger als sonst?“

„Ja. Jetzt, glaube ich, heißt es brechen.

„Was bricht?“ fragte sie und trat auf ihn zu. „Sagen Sie mir um Gottes willen alles, was Sie wissen, Gudmund! Ich habe ja keinen andern als Sie, mit dem ich reden könnte.“

„O, Engel! Sie sind ein Engel Gottes!“

„Nein, nun müssen Sie mir antworten, andernfalls müssen Sie mich verlassen,“ sagte sie bestimmt. „Was meinten Sie mit dem, was Sie mir sagen wollten? — Rejthan ist ja so oft zu Vater aufs Kontor gekommen — —“

„Ja. Aber es war niemals zum guten,“ antwortete Gudmund. „Mir ist, als könne ich es Ihnen nicht sagen.“

„Ist es etwas, was mich betrifft, dann gehört sich's, daß ich es erfahre,“ sagte sie gefaßt.

„Es betrifft Geld, Fräulein!“

„O, es ahnte mir! Hat Vater Schulden bei Rejthan?“

„Der Vogt schuldete an den früheren Besitzer des Platzes eine Summe Geldes. Als Rejthan den Platz kaufte, übernahm er auch die ausstehenden Forderungen. Der Vogt zahlte einen Teil — keinen geringen; aber dann lieh er im verflossenen Jahre, ich glaube — —“

„Was glauben Sie, Gudmund?“

„Daß der Vogt bei der Kasse eine Schuld hatte,“ flüsterte er.

„O — stehen die Sachen so? Armer, armer Vater! Aber was giebt es denn nun?“

„Ich weiß es nicht; aber mir ist bange um die Kasse, und das schon lange.“

„Und Sie haben es mir nicht gesagt!“ rief sie kummervoll aus.

„Ich wagte mich nicht so weit vor, Fräulein. Aber heute kam mir eine Ahnung; Gott mag wissen, woher sie kam!“

„Hören Sie, Gudmund; ich muß wissen, was er mit Vater zu thun vor hat. Hier ist der Schlüssel zu der kleinen Packkammer, die an der Seite des Kontors liegt. Versuchen Sie hinein zu kommen, ohne daß jemand es merkt, und hören Sie genau zu, wovon geredet wird. Ich weiß wohl, daß es eine unheimliche Aufgabe ist, die ich Ihnen stelle, allein ich vermag auf keine andere Weise in Erfahrung zu bringen, was sie mit einander haben.“

Gudmund neigte demütig den Kopf, nahm den Schlüssel und wandte sich um zu gehen.

„Gudmund!“ rief Engel aus, umfaßte sein Handgelenk und blickte ihm in das niedergeschlagene Antlitz. „Vater muß gerettet werden, und wenn ich Sie hinüber sende um zu horchen, dann ist es, weil ich selbst es nicht kann — und ich habe keinen Bruder zu senden.“

„Bruder, Engel? O nein, das ist nicht hinreichend. Ich muß weit, weit mehr sein!"

„Was ist das nun? Ich sende denjenigen, der nächst meinem Vater mir der liebste ist. Was begehren Sie also mehr?"

Er hätte etwas sagen wollen, allein Engel schob ihn zur Thür hinaus und schloß sie hinter ihm ab. Als sie nun allein zurück geblieben war, wußte sie nicht recht, was sie am meisten verwirrte und in Spannung setzte, das, was sie von dem Vater vernommen, oder das, was Gudmund von sich selbst gesagt. Beides hatte ihr geahnt; für beides suchte sie in ihrem Herzen Rat.

Gudmund war mindestens fünf Jahre jünger als sie. Er besaß ein heftiges, leicht erregbares Gemüt. Allein sein Herz war an Güte reich und in seinen Gedanken war Hochsinn. Was er gelernt, hatte nicht viel zu bedeuten, aber was er vermochte, war viel, und er blickte hell ins Leben hinein. Trotz seiner Jugend, betrug er sich wie ein Mann; es lag in seinem Gang ein gewisser Stolz, welcher machte, daß seine hohe Gestalt nicht die gewöhnliche Schmiegsamkeit der Jugend besaß, sondern daß er zuverlässig und erfahren aussah.

Wie oft hatte sie ihn mit Wohlgefallen betrachtet — im Geheimen, hinter der Gardine, wenn er in das Nebenhaus hinging! Er war ja der erste junge Mann, mit dem sie zusammengetroffen war. Als sie aber bemerkte, wie er mehr und mehr sich zu ihr hingezogen fühlte, und daß er, ohne die geringste Aufmunterung von

ihrer Seite, sich seiner Liebe wie einer Schicksalsbestimmung hingab, da hatte sie sich selbst gelobt, nie mit einer Miene ihr Herz zu verraten, um dadurch ihn zu demselben Schweigen zu zwingen — und nun war gesprochen worden. Der Weg lag für die Entscheidung offen. Versuchte sie nun auch ein neues Schutzmittel, es würde gegen seine Liebe und ihre eigene Sehnsucht nach Glück nicht stand halten.

Mit diesem Gedanken versank sie in Träumerei, welche allen ihren Zweifeln ein schnelles Ende bereitete. Es war nichts im Wege! Das Gefühl ihrer geistigen Überlegenheit, welches sie früher besessen, verschwand im Blendwerk der Liebe. Er war nicht nur ihr gleichgestellt, sondern stand durch seinen offenen Sinn und durch seine jugendliche kräftige Schönheit hoch über ihr.

Während dessen war Gudmund hin in das Kontorgebäude geeilt, welches, klein und baufällig, eine geringe Strecke vom Wohnhause entfernt lag. Am Eingang traf er einen Mann, welcher den Vogt zu sprechen wünschte. Gudmund nahm diesen Zufall zu Hilfe und ließ den Mann ungehindert in das Kontor treten, während er selbst die an der Seite daneben befindliche Thür zur Packkammer öffnete und schloß.

Er kannte eine Öffnung in der Bretterwand, deren er sich oft von der entgegengesetzten Seite bedient hatte, wenn das Fräulein hier war, um etwas zu ordnen. An diese stellte er sich nun und folgte ungehindert der Scene drinnen im Kontor.

Rejthan hatte nun die Mienen gänzlich verändert. Die Sanftheit war einer kalten Schlauheit gewichen, und seine schlaffen Züge erhielten dadurch sowohl Festigkeit als Kraft. Er ging mit den Händen in der Tasche im Zimmer auf und nieder, und die alten Dielen knirschten unter seinen derben Schritten. Es war kein Zweifel möglich, wer hier der stärkste sei.

Der Vogt saß auf seinem Kontorstuhl an dem großen Schreibtisch; er stützte das Kinn mit der Hand und starrte mutlos vor sich hin. Dann und wann lauschte er in der Richtung nach dem Getäfel — es war, als fürchte er, daß die Tochter da sein möge.

„Ja, wie gesagt," begann Rejthan. „Es kann in dieser Weise nicht weiter fortgehen. Wir müssen zu einer Entscheidung kommen."

„Ich muß ja — Zeit gewinnen," sagte der Vogt tief Atem holend.

„Zeit gewinnen?" wiederholte Rejthan. „Haben Sie so lange Zeit zu warten?"

„Dafür mag Gott sorgen," seufzte der Alte.

„Ja, der sorgt für so vieles, der! Übrigens muß jeder für sich selbst sorgen. Es muß, wie gesagt, zu einer Entscheidung kommen."

„Ich zahlte Ihnen, bei Ihrer Ankunft hier, eine erkleckliche Summe, Herr Rejthan," sagte der Vogt und richtete sich etwas empor.

„Entlehnten aber im darauf folgenden Jahre fast

ebenso viel," entgegnete jener. „Nein, mein lieber Vogt! Die Sache muß in andere Bahnen gebracht werden."

„Sie beziehen ja Ihre guten Zinsen, mein Herr."

„Allein es summt sich zusammen, Herr Vogt. Außerdem, nun wünschen Sie ja ein neues Darlehen."

„Auf ganz kurze Zeit."

„Ja — bis die Kasse untersucht worden ist?"

„Das lügen Sie!"

„Nun nun! Nun nun! Nicht so hitzig. Es wäre wahrhaftig nicht zum ersten Male, wenn dem so wäre. Mein Vorgänger führte zu seinem Privatvergnügen ein kleines Buch, welches einiges von dieser Art meldet. ‚Des Vogts Kasse ist wieder in der Klemme!‘ heißt es. ‚Wahrscheinlich wird sie an der Schwindsucht oder ähnlichem leiden."

„Ich verbiete Ihnen so zu reden," schrie der Vogt auf, indem seine verfallenen Züge ein Schimmer von Leben überflog, der aber rasch wieder erlosch.

„Wie Sie wollen," sagte Rejthan und that, als wolle er gehen. Da brach der alte Mann mit tiefem Stöhnen zusammen, es schien, als ob er in diesem sein ganzes verzagtes Leben aushauche.. Der Kaufmann besann sich etwas, setzte den Hut bei Seite und ging auf ihn zu. „Nun, nun, mein lieber Vogt," sagt eer und klopfte ihm auf die Schulter. „Wir werden um einer solchen Geringfügigkeit willen uns nicht verfeinden. Wer weiß! Vielleicht rücken wir einander noch einen Schritt näher. Lassen Sie uns frei von der Leber weg mit einander

reden. Eine wie große Summe bedürfen Sie, um den Ausfall zu decken? Wir sind ja beide Männer und nicht alte Weiber. — Nun?"

„Nein, nein!" ächzte der Vogt. „Mag es lieber zusammenbrechen, je eher, desto besser."

„Das dürfen Sie nicht sagen," tröstete Rejthan, „Denken Sie an Ihre Tochter. Soll die um Ihretwegen Not und Kummer leiden?"

„Ach, meine Tochter!" seufzte der Alte und brach in Thränen aus.

Rejthan maß ihn ruhig prüfenden Blickes. Dann erhob er sich in Mienen und Wesen wie einer, der aus einer nachlässigen Haltung sich emporrafft, den Rock zuknöpft und die Kleider zurecht rückt. „Ja," rief er aus. „Sie ist ein Weib, welches auf den Händen getragen werden muß. Ihr voran soll ein Mann gehen, der den Weg ebnet, damit sie — wie geschrieben steht — den Fuß an keinen Stein stoße."

Der Vogt blickte unwillkürlich auf. „Ja," fuhr der Handelsmann fort und nickte dem Alten vertraulich zu. „Sie ist, wie Salomo sagt, ein Schiff mit köstlichen Waren. Derjenige, welcher sie zum Weibe nimmt, gewinnt einen Schatz.

Der Vogt blickte noch einmal empor: Was meinte der Bursch doch?

„Ja, ja, ganz richtig; ich sehe, Sie verstehen mich." Und er nickte ihm in seiner zudringlichen Weise zu, die er zuweilen annahm, und die ihm so gut stand. „Wollen

Sie, dann nehmen wir sie beide in unsern Schutz. Ich empfinde dieselbe Zuneigung für sie, wie Sie; allein ich besitze außerdem die Mannesliebe, und die langt noch ein gut Stück weiter. Die wird schon den Weg bahnen, die! Übergeben Sie sie getrost meiner Hut."

Der Vogt saß überwältigt wie ein gebundener Mann. Er vermochte weder Hand noch Fuß zu rühren, und die Zunge klebte fest am Gaume: kam nun der Schlag, dem er stets vorgebeugt hatte — kam er nun am Rande des Grabes und von dieser Seite?

„Lieber!" fuhr der Mann fort, „ich tilge dadurch nicht allein Ihre Schuld, sondern verschreibe mich Ihnen als Ihr Schuldner fürs Leben. Ruhm und Ehre soll Ihnen ins Grab folgen, und Ihre Tochter soll — ja, wie gesagt, sie soll auf den Händen getragen werden. — — Was sagen Sie nun?"

Der Vogt ächzte und konnte kein Wort hervorbringen.

„Lieber! fassen Sie sich, Mann! Soll ich einen kleinen Schein aufsetzen? Es ist bald gethan?" Und mit einer gewissen brutalen Energie hob er den Vogt mitsamt Stuhl und allem empor, stellte ihn an die Seite, zog dann rasch einen andern Stuhl an sich und setzte sich an den Schreibtisch, legte ein Stück Papier zurecht und nahm eine Feder.

Aber als wenn er plötzlich von einem Zweifel ergriffen werde, wandte er sich zum Vogt hin. „Soll Ihre Tochter die Sache entscheiden oder wollen Sie?"

„Meine Tochter darf nie meine Schande erfahren," antwortete der Vogt, der neu auflebte.

„Gut, dann bleibt die Sache unter uns."

„Wohl, mag's denn drum sein."

Gudmund schloß seine Augen; es war, als wenn das Sehen ihn schmerze. Er sah noch des Vogts Antlitz durch einen harten Zug verwandelt, und er erkannte, daß der Entschluß gefaßt sei. Mehr vermochte er nicht zu ertragen! So lautlos er es konnte, schlich er fort aus dem Raume und fort zu ihr, die, wie er begriff, in diesem Augenblick ihm mit Gewalt geraubt wurde.

Als er die Thür des Wohnzimmers öffnete, saß Engel noch auf derselben Stelle. Es schien, als wenn sie von einem leuchtenden Schimmer umgeben sei. Ihr lichtes Haar umgab das Haupt so reich, das Auge war so tief, und um den Mund bebte ein süßes, ergebenes Lächeln. Es war alles sein, das sah er; denn es bot sich ihm dar wie zur Empfangnahme. Und jetzt eben wurde es ihm entrissen!

Er schwankte über die Thürschwelle auf sie zu und sank ihr zu Füßen.

„Gudmund," flüsterte sie. „Was ist geschehen?" Und sie strich ihm mit zitternder Hand durch das Haar.

„Er ist in seiner Gewalt," ächzte er.

„Ist es ein Gelddarlehn?" fragte sie.

„Ja, es ist eine alte Anleihe und eine neue."

„Aber wozu? Wir haben ja, was wir bedürfen!"

„Ach, daran fehlt doch wohl viel."

„Steh' auf, Gudmund, laß mich ernsthaft mit Dir reden."

„O, Fräulein!" rief er entzückt aus, erhob sich schnell und stand schlank aufgerichtet vor ihr. „Wenn Sie mich mit ‚Du' anreden, dann ist es ja dasselbe, als wenn Sie sagten — Du gehörst mir und kein anderer. Und das thu' ich, so lange ein Blutstropfen in mir vorhanden."

„Gudmund!" bat sie, „laß das warten und sage mir etwas mehr vom Vater. Was ist es, was noch fehlt? Sprich rein heraus, was Du weißt."

„Es ist die Kasse, Fräulein."

„Die Kasse? O — wenn's das ist! Wollte er ihm Geld leihen?"

„Dazu war er bereit, wenn er sich in eines fügen wolle."

„Worin?" fragte sie erregt; aber es war die Erregung des Schauders; denn sie war bleich wie der Tod.

„Ich kann es nicht sagen," schluchzte er. „Es macht mich wahnsinnig."

„Ah — das also," sagte sie mit ihrer kalten Stimme, und ihr Antlitz sah aus, als wenn es mit Eis überzogen werde. „Der Vater muß das Kind dem Wolfe vorwerfen, um sich zu retten." Und sie lachte gellend auf.

„Engel! Engel!" stöhnte Gudmund völlig verwirrt und warf sich wieder vor sie hin.

„Nein, Lieber! Dazu ist hier weder Zeit noch Ort," unterbrach sie ihn, erhob sich und ging in der Stube umher.

„Aber Sie werden es nicht thun!" bat er. „Sie können es ja nicht."

„Pst!" gebot sie strenge. „Steh' auf und geh', — da kommen sie."

„Soll ich denn das Leben verfluchen?" fuhr er wild auf.

Sie schritt stolz auf ihn zu und erfaßte heftig seine beiden Hände. „Wollen Sie, daß ich meinen Vater dem Wolfsrachen überlassen soll, um mich zu retten?"

„Nein, nein! Thun Sie mit mir, was Sie wollen, aber nennen Sie mich nicht, ‚Sie!' Ich ertrage es nicht! — Sagen Sie, ‚Du' und, ‚Gudmund,' dann bin ich ja nur Ihr Dienstbursche, der auf Ihren Ruf harrt."

„Du bist nicht Bursche," sagte sie tröstend. „Das Unglück macht alt. Du sollst Mann sein — — — vielleicht bedarf ich einst der Hilfe eines Mannes."

„Die sei Ihnen verheißen!" rief er und hob die Hand empor.

Da erfaßte ein ohnmächtiger Griff die Thür, und Gudmund sprang hinzu, um sie zu öffnen. Allein eben in diesem Augenblick öffnete Rejthan und ließ den Vogt voran gehen.

Als sie hinein traten, verließ Gudmund das Zimmer, und es geschah in so stolzer Weise, daß Rejthan sich unwillkürlich nach ihm umsah: was war in den Burschen gefahren, seit er ihm zuletzt begegnete?

Hier war aber nicht Zeit zu derartigen Gedanken. Hier gab es einen Verlust zu erleiden oder einen Sieg

zu gewinnen, und darum allein handelte es sich. Wie es schien, war aber der Sieg ziemlich leicht gewonnen; allein es war ja immerhin möglich, daß er sich nicht ebenso leicht festhalten ließ.

Rejthan hatte das Äußere des würdigen, tiefergriffenen Mannes, und es war keine Falte vorhanden, in der sich der Wolf verborgen hätte. Er redete hin und her in gebildeter Weise und ließ nur dann und wann, gleichsam unwillkürlich, einen Ton tieferen Klanges hineinschlüpfen.

Der Vogt dagegen saß wie auf einer Folterbank. Der Schweiß rollte in großen Tropfen über seine Wangen herab, welche, runzlig und eingefallen, bei der Gemütsbewegung fahler und fahler wurden.

Endlich begriff Rejthan, daß die Zeit kostbar sei; — niemand wußte, was sich unter solchen Umständen mit einem alten Manne zutragen konnte. „Jungfer Engel," begann er in seiner ehrenhaften Weise, wodurch er gleichsam für sich selbst die Bürgschaft übernahm. „Sie werden mit Nachsicht anzuhören haben, was Ihr alter Vater Ihnen zu sagen hat. — Er nimmt nicht für sich allein das Wort, sondern für einen Freund. — — Ist es vonnöten, hinzuzufügen, daß ich der Freund bin?"

Er hielt klüglich inne. Jetzt war er bei dem Punkt angelangt, wo der Vogt reden mußte. Aber in seinen Zügen und im Wesen fuhr er fort, große Ergebenheit zu bekunden. Es war jedoch verlorene Liebesmühe, denn

Engel hatte nur Augen für den Vater, der aussah, als wenn er Todesqualen leide.

„Mein lieber Vater,“ flüsterte sie und umfing den unglücklichen Mann mit ihren Armen, „was willst Du, daß ich thun soll?“

Rejthan stand wie auf glühenden Kohlen. Der Augenblick war da mit seiner günstigsten Gelegenheit — würde nun der alte Dummkopf sie nicht ergreifen?

Aber der Vater gehorchte in diesem Augenblick nur dem Gebote der Liebe. „Nein, meine Gesegnete!“ rief er weinend aus, „Mein Engel auf Erden und vor Gott! Du sollst mich meinem Geschick überlassen. Ich verdiene es nicht besser.“

„Armer, armer Vater!“ tröstete sie. Dann wandte sie sich zu Rejthan, der bei der Rede des Vogtes im Begriff stand, die Maske abzuwerfen. „Ich meine, Sie wissen etwas, was gesagt werden soll. — Sagen Sie es denn — Sie sehen ja, daß Vater fast stirbt.“

Ja, als er dies sah, und obgleich es eben das war, was er wollte, bebte er doch vor Gemütsbewegung und vermochte kein Wort hervorzubringen.

Es rührte sie; denn es hatte den Anschein wirklichen Gefühles.

„Fürchten Sie sich nicht, Rejthan! Ich thue für Vater alles.“

Der Mann schämte sich seiner Schwachheit und warf einen prüfenden Blick auf sie: ja — es konnte gewagt werden! „Jungfer Engel,“ rief er aus, „Sie begreifen

es, daß ich, wenn ich Sie um mein höchstes Glück bitten will, für mein Leben zittere — ebenso wie der da," — und er zeigte auf den Vogt, der mit geschlossenen Augen an ihrer Brust ruhete.

„Hat mein Vater seine Zusage gegeben?" fragte sie.

„Seine Zusage, Jungfer — Sie sprechen für sich selbst."

Es erfolgte ein Schweigen, welches ihm das Blut dunkelrot in das Gesicht trieb und demselben einen Ausdruck von Gewaltthätigkeit gab, der vielleicht ihre Gedanken geändert hätte, wenn sie ihn gewahr geworden wäre. Allein sie schloß die Augen wie der Vater, und sie that den Schritt in den Abgrund, ohne ihn zu erkennen. Den linken Arm um den Vater geschlungen, reichte sie die rechte Hand dem Kaufmanne, der herbeistürzend dieselbe ergriff, wie der Verhungernde ein Brot ergreift.

„Dank, Jungfer Engel! Dank!" schrie er, von Thränen halb erstickt, und warf sich vor ihr nieder. Und hier schluchzte er einen verwirrten Strom von Selbstanklagen, Bitten um Vergebung, Besserungsgelöbnissen und Liebesausbrüchen hervor, welche sie entsetzten und ihr die verlorene Fassung wiedergaben.

„Um Gotteswillen, schweigt!" bat sie und wandte sich zum Vater, der den letzten Rest von Bewußtsein verloren zu haben schien.

„Laßt mich ihn nehmen, Jungfer," und damit ergriff er den Alten und trug ihn auf sein Lager. Und hier that er alles, was eifrige Fürsorge vermag; denn sie

verfehlt ja oft die rechten Mittel. Er sorgte außerdem zugleich für die Tochter. Die Seele Engels war so erschüttert, daß es den Anschein hatte, als solle sie dem Vater in der tiefen Ohnmacht folgen.

Da trug sich in der brutalen Natur des Handelsmannes ein Wandel zu — zum ersten und letzten Mal in seinem Leben befand er sich auf der Höhe des Menschtums und machte in der vollkommensten Selbstverleugnung ein großes Anerbieten.

„Engel!" flehte er, „Jungfer Engel! Wir machen einen Strich durch das Ganze. Bleiben Sie bei dem Alten. Ich gehe — mit einem verwundeten Herzen, Jungfer. Gott segne Sie! Ich hatte gehofft, Sie sowohl als ihn auf den Händen zu tragen — — ich bin der Ehre unwert — Leben Sie wohl, vergessen Sie nicht den Freund!"

Mit einem seltsamen Gefühl des Überwältigenden im Anerbieten des Mannes erhob sich Engel und blickte ihn an. Sie befand sich selbst auf der Höhe einer Aufopferung und vermochte in diesem Augenblick nicht den kleinen Spuren zu folgen. „Nein, Rejthan," entgegnete sie bewegt, „lebt Vater — dann . . ." Da that der Vogt einen Seufzer und schlug die Augen auf. Er sah ungewiß bald die Tochter, bald Rejthan an.

„Alles ist gut, lieber Vater," rief sie aus und nickte ihm zu. Dann ergriff sie Rejthans Hand und nickte auch dem zu — und wie verschieden nun auch diese drei Menschen nach ihrer Denkart und Natur sein mochten,

so waren sie doch in dieser Minute vereint durch die vollkommene Übereinstimmung in ihrer Ergebenheit für einander.

Aber der Mensch kann sich nicht lange auf der Höhe des Opfers befinden; er muß wieder hinab auf die Heerstraße, und da fordert das Ich sein Recht.

Rejthan war entweder bewegt genug oder klug genug, um die gute Stimmung zu erhalten. Er zwang das Tier, dem Zügel zu gehorchen.

In aller Stille arbeitete er, vor Ungeduld bebend, an der Förderung seiner Sache; dem Scheine nach ließ er aber ihr die Wahl und wartete auf ihr Anerbieten.

Es kam ja alles, wie es kommen mußte: sie hatte ihm ihre Zusage gegeben, und bei ihm war die Häuslichkeit zu ihrem Empfange bereit, worauf wartete man?

Das dachte Engel auch. Sie stand ja in der offenen Thür; es war das beste, daß sie rasch in das neue eintrat, dasjenige, welches trotz all des guten, was sie sich dabei dachte, doch fortwährend sie mit einem Schauder des Entsetzens durchfuhr.

Trotzdem that es ihr wohl, Rejthan zu begegnen. Es schien fast, als wenn er aus Fürsorge für den Vater sie vergäße. Wenn Engel ihn verlassen sollte, mußte das Kontor von einem juristisch gebildeten Manne verwaltet werden. Gudmund Holm, welcher dadurch überflüssig war, wurde gleichwohl festgehalten, da Engel in ihm eine liebreiche Stütze für den Vater erblickte. Rejthan dachte an alles, war allüberall und schien aus lauter Fürsorge gradezu sich selbst zu vergessen.

Allein das große, gierige Ich, war trotzdem in ungeminderter Art und Weise vorhanden, nur nicht in äußeren Anzeichen, und das war schon viel; denn es war zum ersten Mal in seinem Leben. Hierbei kam jedoch seine Eitelkeit ihm zur Hilfe. Er war zwar der Sohn eines Landhändlers in einer Fischerniederlassung, aber er hatte keine gebildete Erziehung genossen. Er war so lange in dem Laden seines Vaters gewesen, bis er auf eigene Faust mit Fischen vom Boote zu handeln begann. Dabei hatte er sich eine Summe Geldes zusammengescharrt und war so nach Zurücklegung verschiedener Stufen endlich soweit gekommen, den baren Betrag erlegen zu können, der zur Übernahme seines gegenwärtigen Besitztums nötig gewesen war.

Er hatte also die Macht erlangt, aber die Ehre?

Da kam ihm die jammervolle Geldverlegenheit des Vogtes als ein Fingerzeig des Schicksals, und er hatte mit vieler Umsicht sich dieselbe zu nutze zu machen gewußt. Er hatte sich's Zeit und Mühe kosten lassen. Als aber der Tag erschien, wo er die stolze Tochter des Vogtes als seine Braut zum Altar führen konnte, war er fast seiner selbst nicht mehr mächtig, und das Tier biß in die Ketten, um sich loszuzerren.

Das war seine Sache. Äußerlich nahm die Festlichkeit ihren stillen Verlauf, und als das Boot von Land stieß, welches die Braut zu ihrem eine Meile entfernten zukünftigen Heim führen sollte, und der letzte Schimmer der winkenden Hände mit dem Strande in der Dämmerung

der Ferne schwand — da war die Schlacht gewonnen. Vor der Braut ließ er sich nieder und nahm ihre kalten Hände zwischen die seinen — gedachte er vielleicht sie an seine Brust zu legen, um sie zu wärmen? Nein. Sein einziger Gedanke war, daß er sie nun habe, und er hielt die Hände so fest, daß Engel mit einem leisen Schrei sie an sich zog. Da lachte er triumphierend, denn er wollte sie schon wieder erfassen!

Es war eine wolkige Augustnacht. Die See lag still und schwarz wie ein Abgrund um die zackige Landspitze, welcher das Boot zusteuerte. Eine Schiffbrücke streckte sich ins Wasser hinaus und eine Ansammlung großer Steine bildete noch eine weitere Fortsetzung. Es war Ebbe, und das Boot mußte bei den Steinen anlegen; aber was that das! Rejthan hatte starke Arme, er würde sie schon ungefährdet über dieselben hinwegführen und hinauf auf den breiten Hausweg, wo der Braut zu Ehren Wachholderzweige gestreut waren — da würde sie ihren Fuß an keinen Stein stoßen!

Aber das Schicksal hatte seine besonderen Gedanken. Es schien wirklich, als habe dieser Kerl das Glück vergewaltigt und zugleich natürlich die Nemesis erzeugt, mit der er unablässig um den Besitz kämpfen mußte.

Indem er auf einen der tangbedeckten Brückensteine sprang, was er mit der größten Sicherheit hundertmal zuvor gethan hatte, glitt er aus und stürzte hinterrücks über die Steine, und als der Führer herbeikam, wurde

er bewußtlos und stark blutend ins eigene festliche Haus getragen.

Es war ein seltsames Gefühl, mit welchem Engel den Boden der neuen Heimat betrat und das harrende Haus in Besitz nahm. Das Entsetzen der Braut war plötzlich vertauscht worden mit der Bekümmernis der Hausfrau, und sie empfand einen brennenden Drang jene durch diese auszusöhnen.

Als der Arzt nach Verlauf eines Tages zu dem Kranken kam, hegte er starken Zweifel, ob er es vermögen werde das Leben zu retten, und wenn der Lebensfaden hielt, würde der Mann dann mit dem vollen Gebrauch des Verstandes aus dem Kampfe hervorgehen? Das waren Fragen, welche allein die Zeit zu beantworten vermochte. Alles ward gethan, was Aufsicht und Pflege leisten konnten, und die Bevölkerung ringsumher, welche die Eheschließung zwischen den beiden ungleichen Personen als einen Handel verurteilt hatte, änderte jetzt ihr Urteil, indem sie die liebevolle Pflege der Brautgattin sah.

Es gelang auch sein Leben zu retten, und als er sehr langsam wieder zu Kräften kam, war sein Denkvermögen ebenso wach wie ehedem. Aber außer stande zur Arbeit war er doch, und als der Frühling nach dem langen, durch Krankheit ausgefüllten Winter hervorbrach, und die ganze Stellung des Mannes seine Gegenwart bald hier bald dort erforderte, war ein sicherer und kundiger Helfer im Geschäft vonnöten. Diesen zu finden, war jedoch keine so leichte Sache, und die Zeit verlief.

Da landete eines Tages ein Boot an der Schiffbrücke. Ein junger, kräftig gebauter, breitschultriger Mann schritt rasch den Hausweg heran und verschwand im Laden. Es war Gudmund Holm. Engel hatte, an einem Fenster stehend, ihn kommen sehen; der schnelle Schlag ihres Herzens verriet, daß sie wisse, wer er sei, allein er war gleichwohl so bedeutend verändert, so männlich entwickelt, daß sie meinte, ihren eigenen Augen nicht trauen zu dürfen.

Demnach verhielt sie sich ruhig, wo sie sich befand; sie mußte sich ja für die Zusammenkunft sammeln, obgleich sie sich sehr nach einer Botschaft vom Vater sehnte. Aber die Zeit verging — weshalb kam er nicht? Zuguterletzt stand sie an ihrer eigenen Thür und horchte in atemloser Spannung. Damit war die künstliche Gleichgiltigkeitsmiene gesprengt, und die Sehnsucht bereit, ihr warmes Willkommen zu bieten!

Erst nach einiger Zeit kam er mit Rejthan gegangen, der, schwach und leidend, sich an seinem Stock vorwärts schleppte. Das gab Abkühlung! Als beide nach einer Weile zu ihr herein traten, war sie nur die gemessene Frau, welche empfing.

„Holm bringt gute Botschaft,“ sagte Rejthan, „Brief von Deinem Vater — — und, was besser, sich selbst.“

Engel blickte sie fragend an.

„Ja, wie ich sage: er kommt mit sich selbst,“ und er lachte schwach. „Das heißt mit andern Worten, er

ist gekommen, um zu bleiben, und er übernimmt hier den Platz im Laden.“

„Nein!“ entfuhr es ihr unwillkürlich, streng und befehlend, wie eine letzte Entscheidung.

„Aber ich, Tod und Teufel, ich sage: ja!“ rief er und schlug mit der Faust auf den Tisch.

„J — ja!“ fügte sie leise hinzu und beugte das Haupt wie vor einem Sturmwinde.

„Bin ich es, oder bist Du es, die hier zu befehlen hat?“ fragte er und bebte vor Zorn.

„Von dem Tage an, wo Du die Kraft zu befehlen hast, bist Du es“, entgegnete sie.

„Der Tag ist aber der heutige“, schrie er. „Holm soll hier bleiben; verstehst Du mich?“

„Ja, ach ja!“ sagte sie beschwichtigend. „Komm aber nun mit mir hinüber in Dein Zimmer, damit Du Dich nach dieser Aufregung ausruhen mögest.“

„Holm kann mich führen; ich bedarf Deiner nicht,“ antwortete er störrisch, winkte Gudmund und stolperte an dessen Arm zur Stube hinaus.

Engel blieb wie angewurzelt stehen. Ihr Kopf war von Unmut durchsaust, und das Herz pochte ihr. So hatte der Mann sich bisher nie gezeigt. War das, weil er nun einen andern zur Stütze hatte, und wollte er ihr nun zu verstehen geben, daß er ihrer nicht länger bedürfe — oder war das der Ton des häuslichen Lebens, den er vor dem Fremden ihr gegenüber anschlagen wollte? Wie dem auch sein mochte, so war die Quelle eine unreine.

Und zugleich mit dieser Kränkung trat nun der Mensch ihr in den Weg, den zu vergessen ihr Herz einen so schweren Kampf bestanden hatte! Was wollte das Geschick damit sagen, daß es gleichzeitig ihr ihres Mannes häßliche Natur und Gudmunds unverfälschte Reinheit zeigte?

War dies, um die Prüfung zu einer noch härteren zu machen? O, welch ein gräßlich Unübersteigliches war das, was auf sie heran wälzte?

Da wurde die Thür vorsichtig geöffnet, und Gudmund trat herein. Er blieb da stehen wie einer, der um Hilfe fleht. Er schwieg und sie schwieg — wo sollte man beginnen?

„Ach, Gudmund, Gudmund! Daß Du mir dies thatest!“ rief sie endlich aus und streckte die Hände abwehrend gegen ihn aus.

„Ich konnte nicht anders,“ sagte er und blickte sie mit inniger Betrübnis an.

„Was bewog Dich dazu, Dich so in mein Unglück zu mischen!“ ächzte sie. „Ich bin ja in diesem meinem Leben hier als eine Pestkranke zu betrachten; wer mir nahe kommt, verfällt der Ansteckung.“

„Dann möge das auch mich treffen; das ist es ja, was ich begehre!“ flehte er. „Es war mir gleich klar, daß ich nicht ohne Sie sein konnte, aber Sie hatten gesagt, ich solle Mann werden, und das ist mein ganzes Bestreben gewesen. Aber nun ging es nicht länger! Ich sagte zum Vogt: ‚mir ahnt böses, ich werde zu Engel hinüber müssen.‘ ‚Reise nur schnell,‘ sagte er, ‚und weiche nie von ihr.“

„O Vater, Vater! — Aber das Böse ist bis zum heutigen Tage nicht hier gewesen. Das Unglück wohl, aber nicht das Böse."

„Da war es gut, daß ich kam," sagte Gudmund gefaßt. „So lange ich hier bin, wird er nichts zu thun wagen."

„Ja, das muß nun werden, wie es kommt — doch denke daran, Gudmund, daß ich dieses Mannes Frau bin — ihm vor dem Altare des Herrn angetraut."

„Das werde ich nie vergessen, Jungfer Engel!"

Eine tiefe Röte bedeckte ihr Antlitz, und sie preßte ihre gefalteten Hände gegen die Brust. „Nun trinke ich jeden Tag den Tod," sagte sie vor sich hin. Ihre Gestalt bog sich wie die hochgewachsene Birke im Sturm, und im atemlosen Starren heftete sie den Blick auf etwas, was sich nicht in dieser Stube oder dieser zu Stunde zutrug: aber was sie sah, das wußte nur sie allein.

Von nun an trat eine große Veränderung auf dem Handelshofe ein. Holm besorgte mit Umsicht das Geschäft, und Rejthan fand Ruhe für Leib und Seele; zugleich war der Fischfang äußerst ergiebig, so daß er sich in der besten Stimmung befand und jeden Tag sich wohler fühlte.

Aber hiermit wuchsen auch seine Anforderungen an die Hausfrau. Sie mußte und sollte mit ihm in seiner Welt sein, Denkungsart und Wünsche mit ihm teilen, mit ihm eines Willens! Weshalb war doch immer etwas

Widerstrebendes — etwas seltsam Weißgewandiges, was er nicht bezwingen konnte?

Wenn er bei guter Laune war, ließ er sich zuweilen einschüchtern und von demselben in Schranken halten; wenn aber sein rasender Zorn sich aus der Seele empor wirbelte wie aus einem Abgrunde von Unflätigkeit, und ohne Unterschied sich über alles warf, dann widerstand ihm nichts: Selbstgefühl, Recht und Weiblichkeit mußten unterliegen, und wenn sie sich auch wieder aufrichteten — es wurde doch nie wieder, wie es gewesen. Ein Schlammsumpf hinterläßt stets Spuren, die selbst der wilde Regen des Himmels nicht fortzuspülen vermag.

Und solche Anfälle kehrten häufig wieder. Eine Zeitlang folgte ihnen Reue; aber Reue ohne Buße ist schlimmer als Sünde, weil ein Mensch etwas besonders Gutes gethan zu haben wähnt, während er nur noch das Böse schlimmer gemacht hat.

Es geschah dann nicht selten, daß Gudmund durch ein rasches Wort dem Strome des Zornes eine andere Richtung gab, so daß derselbe sich gegen ihn statt gegen Engel wandte. Längere Zeit schien der Mann die Absicht nicht zu merken; als diese aber in ihm aufdämmerte, wurde er mißtrauisch und gab acht. Und nun bedurfte es nicht langer Zeit, um die Liebe zu entdecken, welche Gudmund zu seiner Frau hegte; doch erspähte er trotz seiner Schlauheit auch nicht soviel wie einen Blick, der sein Mißtrauen gerechtfertigt hätte.

Aber auf Recht oder Unrecht kam es ihm nicht an,

wenn er sich an jemandem rächen wollte. Nur eines bedachte er, nämlich den Vorteil, den er von dem Burschen hatte. Es war gewißlich nicht um seinetwillen, daß Holm bei der Ausführung seiner Obliegenheiten so viel Fleiß und Geschicklichkeit an den Tag legte; aber trotzdem war doch er es, der den Vorteil davon hatte. Hätte Rejthan nur irgend jemanden gewußt, der ihn ersetzen konnte, dann würde er nicht lange mit dem Fußtritte gesäumt haben, mit welchem er ihm seinen Abschied zu geben beabsichtigte; allein es fand sich niemand. Da ward es seine einzige Zuflucht, den beiden Menschen das Leben so viel wie möglich zu verbittern, und dazu hatte er ja Gelegenheit genug. Engel war ja seine Frau, und mit der wollte er schon fertig werden! Und da Gudmund um ihretwegen schien alles dulden zu wollen, war ja auch kein Grund dazu, ihn zu schonen.

So gestaltete sich das Leben auf dem Handelshofe von Frühling zu Frühling.

Eines Tages endlich stand Rejthan grübelnd an dem Fenster der Wohnstube, als Gudmund eben aus dem Laden kam und rasch den Weg entlang dem Meere zu ging. Er maß den jungen Mann finstern Blickes: wagte irgend wer, der ihm untergeben war, mit solch keckem Wesen einher zu gehen? Er stimmte ein Gelächter an und drohte mit geballter Faust dem Fortgehenden.

Da regte sich etwas hinter ihm; es war seine Frau. „Es ist lächerlich, den Burschen hier so gehn und sich aufblasen sehen,“ rief er aus.

„Wen meinst Du?“ fragte sie.

„Du weißt nicht, wen ich meine?“

„O ja — ich kann es mir wohl denken,“ antwortete sie.

„Obendrein beginnt dieser Dummkopf sich als gebildet zu geberden. Ich sehe, daß ihm einige Bücher in die Hände gefallen sind, über welchen er früh und spät brütet —“

„Versäumt er seine Pflichten?“ fragte sie kalt.

„Das kann ich ihm nicht nachsagen.“

„Dann scheint mir, daß Du ihn seinem Gutdünken überlassen kannst.“ Nach dieser Antwort schritt Engel langsam auf das nächste Zimmer zu, ruhig und unangefochten, als wenn der Mann nicht zugegen sei.

„Bleib!“ donnerte er hinter ihr her.

Sie wandte sich und blickte ihn fragend an.

„Ich dulde nicht, daß irgend wer sich wider mich auflehnt! Ich blase der ganzen Vornehmheit etwas!“ Und damit ergriff er einen kleinen vergoldeten Tisch, neben dem er stand, zerbrach ihn und warf die Stücke über den Fußboden hin. „Das ist der Bettelkram, den Du mit Dir gebracht hast, — derartiges paßt nicht in mein Haus. Hier ist weder Falschheit noch Betrug — oder Not, die der Vergoldung bedürfte.“

Nach diesem Wortstrom verließ er die Stube und ging hin in sein Kontor; denn so feige war er der Vornehmheit gegenüber, daß er in dieser Minute lieber gegen einen wilden Ochsen angegangen wäre, als daß er seiner Frau Auge in Auge gesehen hätte.

Nun war also die Eiterbeule aufgegangen, welche seit so langer Zeit sich zusammengezogen hatte! Aber gab dies ihm auf der einen Seite Erleichterung, so verursachte es ihm andrerseits vermehrte Qual. Seine Frau wollte er ja nicht los sein — nicht um irgend einen Preis! Wäre sie eins der Frauenzimmer gewesen, die in der einen Minute sich einen Fußtritt geben und in der andern sich zur Versöhnung umarmen lassen, dann hätte sie herrlich mit ihm leben können. Aber sie verachtete diese Hudelei der Seele und empfing seine Beleidigungen als Wunden. Sie wollte mit ihm aushalten, allein sie wollte nicht mit ihm teilnehmen in der Entwürdigung.

So begann nun zwischen beiden der Schicksalskampf, in welchen sie, indem sie am Altare des Herrn sich einander zugeschworen, eingetreten waren. Und es half ihnen durchaus nichts, daß sie sich damit entschuldigten, nicht gewußt zu haben, was sie thaten; denn das mußten sie wissen. —

Als er das junge feine Mädchen gewonnen, auf dessen Erringung er sein ganzes Dichten und Trachten gesetzt hatte, wäre es an ihm gewesen, durch sie auch ein besserer Mensch zu werden, er wurde aber gerade im Gegenteil schlechter. Ihr vornehmes Wesen erhob sich manchmal wie eine Kirche vor seinem unbändigen Willen — er konnte nicht hinein dringen und den Altar zertrümmern, aber er konnte mit aller Macht die Mauern besudeln.

Und als sie freiwillig sich in Tausch gegeben für des alten Vaters Ehre und Frieden, wäre es an ihr gewesen,

sich von der Vergangenheit loszusagen; — denn die war ja mit in den Kauf gegeben. Allein statt dessen ging sie wie eine stolze Fremde in Rejthan's Hause und ließ ihn mit dem Rechte des Herrschers Tag für Tag ihren Stolz mit Füßen treten.

Es wurde für sie beide zu einer Entwürdigung, und dies Bewußtsein brannte Engel in der Seele wie ein verzehrendes Feuer, während es bei Rejthan alle seine rohen Instinkte aufleben ließ. Er sah in sich einen betrogenen Mann. Das ‚Handelsschiff,' welches er sich eingetauscht, war ganz gewiß beladen mit ‚köstlichen Waren,' wie Salomo in seiner Weisheit von dem Eheweibe gepriesen hatte: aber zu was nützte das ihm, wenn er keine einzige derselben erfassen konnte? Ja, er war betrogen, und das heischte Rache!

Gudmund gegenüber nahm er keine Rücksicht mehr; er wußte, daß der alles ertragen werde. Aber dessen Wesen war anmutend und gebildet, und es war kein kleiner Vorteil, ihn im Laden zu haben; deshalb ließ er sich den ihm dadurch entstehenden Nutzen gefallen und bereitete zum Entgelt ihm jegliche Stunde eine Kränkung.

Das waren für den jungen Menschen schwere Lebensbedingungen, allein er ließ sie sich ohne Murren gefallen; er hätte um ihretwillen noch schwerere ertragen, denn das war ja doch nichts gegen die Qual, sie in die Gewalt eines solchen Menschen gegeben zu wissen.

Fünf Jahre flossen auf diese Weise hin. Da gesellte sich zu dem Unglück der dasselbe noch vergrößernde Umstand,

daß der Mann dem Trunke verfiel. Er war stets im Genuß geistiger Getränke unmäßig gewesen; aber bisher hatte er den Anstand bewahrt. Nun fiel diese Rücksicht, und nun wollte er mit Gewalt Gudmund fort haben — nun, wo er denselben erst recht nicht entbehren konnte.

„Sie wollen gefälligst im kommenden Herbst reisen," sagte er zu Gudmund, welcher über dem Pult gebückt stehend schrieb.

Gudmund blickte auf, senkte im nächsten Augenblick die Augen und antwortete nicht. Er war solcher Rede so gewohnt.

„Haben Sie mich gehört?" fragte Rejthan.

„Ja," antwortete Gudmund und schrieb weiter.

„Haben Sie vielleicht nicht die Absicht, meiner Ankündigung Folge zu leisten?"

„Nein."

„Wollen Sie mich dazu zwingen, Ihnen durch die Männer des Gesetzes kündigen zu lassen?"

„Haben Sie die Güte," sagte Gudmund. Er wußte sehr wohl, daß es bei der Drohung verblieb. Außerdem: die Boten des Gesetzes erschienen in jenen Zeiten nicht auf jeden ersten Wink, und er würde Zeit genug haben, um sich zu helfen.

Aber diese Sicherheit reizte den Mann über alles Maß hinaus. „Sie denken vielleicht, daß es Ihnen gelingen wird, mich auf irgend eine Weise bei Seite zu schaffen, so daß Sie sie für sich allein hätten. Aber bleiben Sie, dann bezichtige ich Sie des Diebstahls — und jene des...."

Bei diesen Worten sprang der junge Mann auf und packte ihn bei der Brust. „Sprechen Sie von ihr ein Wort, dann sind Sie ein Mann des Todes,“ rief er.

„Es kommen Leute!“ schrie Rejthan. „Die sollen bezeugen, was hier geschieht. Jetzt durchschaue ich alles, und nun soll hier nichts verschwiegen werden.

Leute drängten sich neugierig vor dem Laden zusammen und der Handelsmann riß die Thür sperrweit auf. „Kommt nur herein, Leute; hier geht es seltsam her!“

Aber in demselben Augenblick riß Gudmund ihn in den Laden und verriegelte die Thür. Dann wandte er sich gegen ihn, und sie blickten einander eine Weile fest ins Antlitz. Darauf trat Rejthan von ihm zurück, und Holm ging an sein Pult.

„Vielleicht ist es Ihnen gefällig, mir den Schlüssel auszuliefern?“

„Wenn ich Ihnen gesagt habe, was ich will,“ antwortete Gudmund. „Sie haben wiederholt Worte fallen lassen, welche darauf hindeuteten, daß Sie Ihrer Frau und mir mißtrauen.“

„Es herrscht ein Einverständnis unter Euch!“ fuhr der Mann auf.

„Das ist eine Lüge,“ sagte Gudmund mit großer Fassung. „Aber in demselben Augenblick, wo ein solches Wort ausgesprochen wird, verlasse ich Ihr Haus. Sie ist für mich so rein wie ein Engel des Herrn, trotzdem sie mit Ihnen sechs Jahre zusammen gelebt hat. Aber durch mich soll kein Schandfleck auf sie kommen. — Ich

werde nun meine Bücher abschließen und Sie haben dann mir eine Bescheinigung auszustellen, daß ich ohne Geldunterschlagung Ihr Haus verlasse. Es wird sich mir in drei bis vier Tagen eine Gelegenheit darbieten, von hier fort zu kommen, und dann werde ich reisen."

Diese Antwort hatte das Blut des Mannes abgekühlt und ihm eine gewisse Haltung wiedergegeben. Sein Gesicht war aufgedunsen, und seine Gestalt hatte etwas Schlaffes; aber er vermochte doch noch sich zu beherrschen und sich ein etwas männliches Aussehen zu geben.

„Sie lieben sie?" fragte er lauernd.

„Das habe ich stets gethan, und damit werde ich bis an meinen Todestag fortfahren," antwortete Gudmund und sah dem Manne gerade ins Gesicht.

„Nehmen Sie sich vor mir in acht, Patron!" drohte er.

„Ich habe gelernt, mich vor mir selbst in acht zu nehmen; das ist wohl das wichtigste!" entgegnete Gudmund.

„Was weiß sie davon?" fragte der Mann.

„Sie weiß es, sie denkt."

„Liebt sie Sie wieder?"

„Ich denke es, weiß aber nichts weiter."

„Wagt es zu denken!" schrie er und ging drohend auf Gudmund zu.

„Ihre Drohung ändert nichts."

Rejthan blieb in der Mitte des Zimmers stehen. Er fühlte wie der Zorn ihm die Besinnung raubte, und das durfte nicht geschehen; denn so viel Ehrgefühl besaß er, daß er nicht wünschte, der junge Mensch vergewaltige ihn.

„Her mit dem Schlüssel!“ sagte er gefaßt, indem ein tödlicher Haß in seinem ganzen Antlitz flammte. Da erhielt er den Schlüssel und ging.

Nun war es also entschieden; Gudmund mußte reisen. Keine Kränkung hatte den Trost aufgewogen, als heimliche Stütze ihr zur Seite zu stehen; aber ihre Schande ließ alle Rücksichten fallen. Es war für ihn nun nichts mehr zu thun, als mit möglichster Genauigkeit seine Bücher zu ordnen, so daß er in Ehren seinen Posten verlassen könne; — aber die Zeit war kurz bemessen.

Währenddessen hatte Rejthan sich hinüber ins Wohnhaus begeben, und, als wenn sich nichts zugetragen, hatte er eine Pfeife gestopft und sich in seinen Lehnstuhl zur Ruhe gesetzt. Von hier aus beobachtete er sehr genau alles, was um ihn her vorging, und als die Nacht kam, schloß er jede Thür ab, die sich verriegeln ließ.

So ging es den nächsten Tag und den darauf folgenden ebenfalls. Engel begriff, daß die Absperrung ihr und Gudmund gälte; denn Rejthan war nicht, wie gewohnt, zu den Mahlzeiten erschienen, und das mußte böses prophezeien.

Aber eben in dem Augenblick, als sie dieses erwog, kam der Mann zur Thür herein, und es war ein Leben und eine Raschheit in ihm, die ehedem garnicht zu bemerken gewesen waren. Er schritt in der Stube auf und nieder, rieb die Hände, lachte drein, und als Engel ihn dann forschend ansah — denn dieses ganze Wesen hatte keinen guten Grund — zeigte er aufs Meer hinaus auf

ein Fahrzeug, welches an der Schiffbrücke gelegen hatte und nun vor einer raschen Brise durch den Sund hinaus strich. „Sieh, da geht er seiner Wege.“

„Wer?“ fuhr Engel auf; denn auf einmal durchschaute sie das Ganze. „Ist das Gudmund?“

„Holm meinst Du wohl. Meine Frau nennt nicht einen solchen Wicht bei seinem Vornamen.“

„Hast Du ihn fortgejagt?“ fragte sie und stand bleich wie der Tod vor ihm.

„Ja. Diese Art von Gesellen jagt man fort.“

„Du — — hast es gewagt, Du!“ sagte sie und ihren Augen entfuhr ein wilder Blick. „Du hast den reinsten Menschen gekränkt, dem Du auf Deinem Wege begegnet bist? Und aus welchem Grunde?“

„Ja, das sage Du selbst, denn Du weißt es wohl, Du. Aber Du wirst Dich schon herauslügen.“

„Lügen?“ wiederholte sie. „Glaubst Du, ich fürchte Dich so, daß ich mich selbst schänden werde? O nein! Allerdings sehe ich mich selbst als ein durch die Ehe mit Dir entehrtes Weib an; aber wehe dem, von welchem das Ärgernis gekommen ist. Als eine weiße Taube flog ich in Dein Haus: ich verlasse es als eine Entehrte. —“

„Entehrt, sagst Du? Ja, eines entehrten Mannes Kind bist Du, sobald ich es will,“ unterbrach er sie, vor Wut bebend. „Das soll Dir teuer zu stehen kommen, was Du hier gesagt hast.“

„Ich weiß den Preis,“ sagte sie. „Du wirst die Summen aufschreiben, die mein Vater an Dich schuldet.“

„O nein, ich habe ihm ein anderes Register zu senden, und das sind nicht weniger als fünf Beweise für Kassendefekt.“

„Die besitzest Du nicht mehr,“ sagte sie. „Die habe ich zerrissen; denn sie waren das Eigentum eines toten Mannes und nicht das Deine.“

„Du hast es gewagt?“ schrie er, und ging mit geballter Faust auf sie los.

Sie wich vor ihm zurück. „Wenn Du Hand an mich legst, verlaß ich Dich.“

„Um mit ihm zu sein!“ lachte er. „O nein, Du bleibst wohl, wo Du bist.“

Es schwindelte ihr. Da erhob sie das totenbleiche Antlitz und blickte ihn fest an. „Dann giebt es eines, woran mich zu hindern Du weder die Macht noch das Recht hast — das ist zu sterben.“

Der Mann erbleichte vor ihrem Blick. Aber eben so schnell als sich in ihm die Feigheit regte, wurde er schlau. „Und was würde Dein alter Vater dann thun?“ wandte er ein.

Sie bebte zusammen. Ja — da kam das Unmögliche — — es gab keine Rettung. Das Gesicht des Mannes hellte sich auf. Aber plötzlich sah sie ihn wieder an mit ihrem unbezwinglichen Blick.

„Du erlaubst mir, meinen Vater zu besuchen?“

„Nein — ganz gewiß nicht!“ lachte er.

„Dann erlaube ich mir selbst etwas, das mehr ist.“

Er blickte sie prüfend an. Nein, er vermochte es nicht, sie zu bezwingen! „Wie lange willst Du denn dort bleiben?“

„So lange, bis ich mit mir darüber im reinen bin — ob ich ferner mit Dir zusammen leben kann oder nicht,“ antwortete sie.

„Daraufhin kommst Du nimmermehr fort.“

„Ja, aber Du verlierst mich gleichwohl, und dann geschieht es aufimmerdar. Es mag sein, wenn ich mit meinem Vater in aller Ruhe gesprochen habe, daß ich dann wieder den Mut finde, zu Dir zurück zu kehren — und dann werde ich es thun und gutwillig mein Schicksal über mich ergehen lassen, wie es sich auch gestalte. Du hast nun zu wählen; denn das eine oder das andere geschieht unzweifelhaft.“

„Ich will nicht!“ schrie er auf, nachdem er eine Weile geschwankt hatte. „Ich will nicht!“ wiederholte er und stampfte auf den Fußboden, um sich zu der alten Wildheit zu erhitzen.

„Ja, ja,“ sagte sie still vor sich hin und wollte zur Stube hinausgehen. Aber er stürzte auf sie los und zerrte sie zurück, während er selbst hinausging und die Thür hinter sich abschloß.

Es vergingen acht Tage, da schoß ein leichtgebautes Färöerboot etwas nach Mitternacht vom Handelsplatze, und es wurde von einem verhüllten Frauenzimmer gerudert.

Es war Rejthans entweichende Ehefrau; — denn nun war es geschehen, was sie vorhergesagt hatte.

Sie ruderte kräftig vorwärts, und an den gleichmäßigen, sichern Ruderschlägen war nichts von den Kennzeichen eines Weibes zu merken, welches acht Tage und Nächte mit einem tollen Manne gekämpft hatte.

Ums Morgengrauen stieß sie beim väterlichen Besitz ans Land, und sie ruhte aus auf dem Strande, wo sie die Spiele ihrer Kinderzeit gespielt hatte. Dort zwischen dem breitblättrigen Tang und der weißblumigen Kochleare weinte sie unabläſſig, bis das Leben in den Hütten sich zu regen begann, dann schlich sie bebend und gebeugt hinauf zum Gehöft des Vaters.

Der eine und der andere von den Umwohnenden näherte sich und betrachtete sie voll Neugier; aber niemand wagte ein Wort. Sie begriffen jedoch, daß mit der Tochter des Vogtes sich etwas müsse zugetragen haben, was nicht in der Ordnung sei, und sie hatten bald die Ursache ausfindig gemacht. Der Handelsmann war dem gemeinen Volk wohlbekannt, doch nicht bei demselben gelitten.

Währenddes war Engel in das Schlafzimmer des Vaters getreten. Lautlos hatte sie sich auf den Stuhl an seinem Bette niedergelassen, und wie sie ungezählte Male zuvor gesessen und seinen Schlaf bewacht hatte, so nahm sie jetzt ihr altes Recht in Anspruch. Aber damals hatte sie gesessen gleich der feinen zwitschernden Schneeammer,

stets die Flügel zum Fluge lüpfend; — nun zeigte es sich, daß sie in den Krallen des Raubvogels gewesen war.

Zum ersten Mal wandte sie den Blick vom Vater auf sich selbst und verglich. Auf seinem schlummernden Antlitz hatten des Lebens große Leiden keine Spuren hinterlassen. Da war nichts als Schwäche zu lesen. Sie preßte ihre gefalteten Hände gegen ihre Brust, als wolle sie die Kennzeichen ihres großen Unglücks zurückzwängen, auf daß sie den Blicken der Menschen verborgen blieben.

Da erwachte er, und ein Beben überkam ihn beim Anblick der Tochter. „Woher bist Du gekommen, Tochter?" stammelte er.

„Bei wem war ich?" fragte sie mit etwas Härte in der Stimme. Sie vermochte es nicht, mit seinem Alter Mitleid zu haben; sie war zu unglücklich.

„Ja, ja, ich weiß es ja," sagte er müde. „Aber Du bist die Frau des Mannes — seine Gattin."

„Nein!" fuhr sie wild auf. „Das sei auf ewig in Abrede gestellt."

„Kann der Mensch nein sagen, wenn das Gesetz ja spricht?" wandte er ein und blickte eingeschüchtert zu ihr hin.

„Das Gesetz! Blick' her, Vater!" Und sie riß ein Tuch ab und zeigte ihm die Spuren der Gewaltthätigkeit an den feinen Handgelenken. „Das sind auch die Schriftzeichen des Gesetzes, wo es ja sagt — wenn ein Mensch nein sagt."

Der Alte erhob sich und starrte sie verwirrt an.

„Durch sothanes hat er sein Anrecht verwirket,“ flüsterte er, als wenn er es aus einem Buche vorlese.

„Und wenn sich auch keine einzige Gewaltspur zeigte am Körper, soll das Gesetz doch ja sagen, wenn ein Mensch nach dem Prüfungskampfe nein sagt?“

„Das Gesetz ist von Gott!“ klagte er ausweichend.

„Aber steht nicht geschrieben, daß der, welcher die Seele tötet, schlimmer ist als der, welcher den Körper mordet?“

„Ach, ach, mein Kind!“ ächzte er und sank auf sein Lager zurück.

„O Vater, ich komme zu Dir als eine Heimatlose, ja, als eine Verfolgte. Ich rufe Dich an: erbarme Dich meiner! und Du hältst mir das Gesetz vor. Es ist nicht das Gesetz, mit dem ich reden will; hat das ein Herz für die Not des Menschen? Ist es nicht ein blutiges Messer, welches von Wunde zu Wunde gleitet? Was nützt es mir, daß ich sage: der Eheherr, den Du mir gabst, ist nicht die Ameise, welche mit den Stunden des Lebens Wucher treibt, und nicht die Möve, welche ihr Nest zusammensucht; sondern er ist wie das Wiesel, welches mein Blut saugt, und ich muß vor der Welt erscheinen als die, welche der Fruchtbarkeit des Herzens verlustig gegangen ist — und keine Frucht geben kann.“

Der Alte war ihrer Rede mit zunehmender Aufmerksamkeit gefolgt, und als sie nun schwieg und mit dem Antlitz gegen das strahlende Morgenlicht gewendet stand, ging es erst recht vor ihm auf, was sie gelitten. Und

dies sammelte ihn. Die Fetzchen einer schwachen und unsichern Existenz, welche noch zusammengelesen werden konnten, wurde er bei diesem Anblick gewahr, und er erhob sich so hoch, wie er zu kommen vermochte.

„Wahrlich, mein Kind," rief er aus, „wenn das Unglück Dich in das Haus Deines Vaters gejagt hat, dann sollst Du willkommen sein."

„Dank, Vater!" antwortete sie mit derselben Feierlichkeit.

Dann ging sie etwas in der Stube umher; sie sah aus dem Fenster — die Morgensonne warf einen warmen Schimmer über alle Gegenstände, und großes wie kleines wurde dadurch verklärt. Es lag vor ihren Blicken ein Wohlsein ausgebreitet, es war fast, als wenn der nackte Berg seinen dürren Schoß öffnen und ein Lebenszeichen geben wolle.

„Ach, daß ich Dich verließ, Du meine reiche Kinderheimat!" rief sie aus, und nun fand das Herz seine erste Linderung in Thränen.

„Ich bin ein armer Wandersmann, mein Leben eine morsche Hütte," betete der Vater nach einem früher gelernten Gesange; dann faltete er die Hände und begann zu weinen wie sie.

Eine Weile darauf trat sie an das Bett und schmiegte ihr vergrämtes Antlitz an die Brust des Vaters. „Nun bin ich Deine Tochter, Vater, und nichts anderes auf dieser Erde."

Und dann umarmte er sie, weinte über sie und fuhr

fort, sie zu segnen. Das bischen Gesetzessklaverei, an dem er noch hing, wie der Küster am Glockenstrang, verschwand völlig. Es war nur im ersten Schrecken, daß er sich daran geklammert hatte. Jetzt war nicht nur der Schrecken überstanden, sondern die Hoffnung winkte von allen Seiten. Er hatte ja seine Tochter wiedererhalten! „Mein Schneeammerchen!“ rief er und nickte ihr liebevoll zu.

„Schneeammerchen!“ wiederholte sie schluchzend. Ach, das war das Wort, welches ihre ganze Kindheit umfaßte! Wenn im Herbst die hellen Schneesperlinge zu Tausenden sich auf den Äckern ringsumher niederließen und mit ihrem behenden Hüpfen und leichten Gezwitscher dem toten Winterbilde Leben verliehen, dann war Engel draußen auf den Feldern, um sie zu begrüßen und ihnen in Gedanken zu erzählen, daß auch sie gleich ihnen, ‚Schneeammerchen‘ genannt werde, und daß sie sich mit ihnen innig gleiches Geschlechtes fühle.

Es war ein glückliches Wort, das der Vater da angewendet hatte; mit dem war die Kinderheimat ihr wieder eröffnet worden — nun konnte sie getrosten Mutes hinein treten.

Dann folgte eine stille Zeit. Daß Rejthan nicht sogleich als Ehemann seine Frau zurück forderte, muß sich wohl auf die Empfindung gegründet haben, daß er jetzt weder in Gutem noch in Bösem sie dazu zu zwingen vermöge. Er hatte in dem fürchterlichen Kampfe, den sie in der Einsamkeit mit einander auskämpften, für ihr Wesen einen offeneren Blick gewonnen; auch war er vom

Kampfe selbst gelähmt und bedurfte der Erholung. Außerdem hatte er ja seine Waffen bereit, sobald es ihn gelüstete, den Streit zu beginnen, und sie waren ebenso todbringend wie sichertreffend. Über fünfzehnhundert Thaler besaß er einen Schuldschein, unterzeichnet von dem Vogt und mit dessen Amtssiegel versehen. Die Rache war ihm also sicher; aber er wollte ihr doch Zeit lassen, sich die Sache zu überlegen.

Sie überlegte auch; allein ihre Überlegung kam zu entgegengesetzter Entscheidung. Die Ehe mit Rejthan hatte sie aufgelöst; diese Sache war für immer abgethan. Nach dieser Seite hin war nichts mehr zu bedenken. Der Vater dagegen bedurfte jedes Beistandes, den sie zu leisten vermochte; sie ließ deshalb den Schreiber, der von Rejthan behufs Beistandes des Vogtes gedungen worden, von seinem Posten zurück treten. Sie wußte wohl, daß große Schwierigkeiten eintreten würden, wünschte aber doch, dieselben allein zu ordnen. Das Hauswesen samt der Bewirtschaftung des Grundstücks befanden sich im äußersten Verfall — wohin sie sich wenden mochte, sah sie für ihr Wirken offene Bahn, und obgleich sie fühlte, daß ihr Herz ein Grab sei, regte sich die Lebenskraft doch neu während der Arbeit.

Der Vater fügte sich ihr auch in allem. Selbst den mit so vieler Zähigkeit festgehaltenen Schlüssel zur Amtskasse gab er ohne Murren in ihr Verwahrsam. Nun wußte sie ja alles! Aber im übrigen war die Kasse jetzt in gewissenhafter Ordnung, und wenn nicht die finstere

Drohung von jenseit des Sundes beständig sie auf der Wacht gehalten, hätte das Leben ihr noch eine Frist der Ruhe geben können.

Ein paar Monate flossen ohne Unterbrechung hin, da trat eines Tages Gudmund Holm zu ihr ins Zimmer. Er blieb so wie das vorige Mal in der Thür stehen und brachte kein Wort hervor. Aber sein Antlitz berichtete ohne Worte, daß auch er nicht leicht darüber hinweg gekommen sei.

Als Engel sich etwas gefaßt hatte, ging sie ihm entgegen. „Auch Du hast gelitten, Gudmund," sprach sie. „Und Du hast um meinetwegen gelitten."

Er begann plötzlich zu weinen; ihre Milde löste die Spannung seiner Seele und er fand Linderung. Sie ergriff seine Hand, führte ihn hin zu einem Stuhle und ließ ihn sich ausweinen. Er benahm sich wie ein schmerzerfülltes Kind einer Mutter gegenüber.

„Gut, daß Du kommst, Gudmund," tröstete sie. „Mein Herz hat sich lange nach Dir gesehnt, wie ein zertretener Halm nach dem labenden Tau."

„Ach — Jungfer Engel! Ich bin so jammervoll gering gegen Sie, daß von mir keine Rede sein kann!" rief er aus und sank ihr zu Füßen.

Sie legte sein Haupt auf ihr Knie und strich ihm durch das lockige Haar. „Sage Du nun getrost ‚Du' zu mir, Gudmund."

„Du! Engel! Du!" rief er, und Thränen und Schmerz verwandelten sich in strahlende Freude.

„Ja," sagte sie und nickte freundlich.

„So gehst Du also nie wieder zu ihm?"

„Nein, Gudmund, ich sehe ihn niemals wieder!"

„O — Gott! Ich wage nicht, das zu sagen, was ich sagen wollte. Du weißt es, Engel!"

„Ja, ich weiß es; aber es darf nicht ausgesprochen werden. Das Wort steht vor dem Gesetz, aber der Gedanke steht vor Gott. Sag' es dem, Gudmund, dann erfahre ich es am besten."

„Aber wenn Du gelöst bist," stammelte er.

„Ja, gelöst bin ich; aber ich habe mich selbst losgemacht. Du begreifst wohl, was das sagen will."

„Dann bin ich ja eben so weit," ächzte er.

„Als — was sagst Du, Gudmund! Bedenk! Bedenk!"

„Aber dann bist Du ja noch seine Frau!"

„Bin ich seine Frau, wenn ich hier lebe und er dort? Nein. Nicht bin ich seine Frau, denn in diesem Falle säße ich hier nicht lebend vor Dir. Auch nicht bist Du eben so weit. Denn Du hast mich lieb; da stehst Du mir also jetzt näher als ehedem."

„Aber ich dachte ja —"

„O, Gudmund! Denk so viel Du willst; aber sprich nicht ein einzig Wort, welchem Du nicht die That kannst folgen lassen."

Gudmund erhob sich mutlos und schwankte durchs Zimmer. Aber plötzlich stieg eine Hoffnung vor ihm auf, und er wandte sich zu ihr. „Gut! Aber dann können wir hier wohl ebenso zusammen bleiben wie zuvor? Wenigstens

diesem Gedanken kann ich dann doch die That hinzufügen. Deshalb eben bin ich auch gekommen. Ich wollte dem Vogt meine Dienste anbieten."

„Weißt Du keinen andern Ausweg, Gudmund?"

„Ja. Ich kann irgendwo nordwärts einen Landhandel beginnen," antwortete er keck.

„Dann wähle dies."

„Du weisest mich von Dir, Engel?"

„Sind wir deshalb getrennt?" fragte sie und ergriff seine Hand. „Die Schuld, die Schuld eines Verbrechens, die trennt auf ewig. Ach, Gudmund, mein Herz ist ja gleich einem Verschmachtenden in der Wüste; aber die Schuld würde mir einen in Gift getunkten Schwamm reichen — — da will ich lieber verdursten."

„Verzeih mir, Jungfer Engel!" bat Gudmund demütig.

„Da stießest Du mir ein Messer ins Herz, Gudmund! So entweiht ist meine Würde, daß ich mich vor Dir schäme — vor Dir, der rein ist wie der erste Schnee auf dem Gebirge. Aber nun sollst Du nicht länger hier bleiben; es darf kein böses Gerede aus unserm — letzten Zusammentreffen entstehen."

„Ist dies unser letztes Zusammentreffen? Dann will ich nicht leben."

„Laß den Herrn raten, Gudmund! Denn vollführst Du in Eigenmächtigkeit böses, dann ist das gegen mich gerichtet."

„Wohl. Ich will für Dich handeln; aber dann sollst

Du auch für mich handeln. Gebiete ich über dein Leben, dann gebiete Du auch über das meine."

Engel blickte zu ihm empor. Er stand da so männlich und keck mit seinem Entschluß. Die frische Jugend strahlte von seinem Antlitz, seine dunkeln Augen glänzten durch Thränen, und seine Lippen bebten. „Ich ginge freudig mit Dir in den Tod," flüsterte sie.

Er stieß einen Schrei aus und wollte sie umfangen. Allein sie wich vor ihm zurück und wehrte mit der Hand ab. „Die Schuld," flüsterte sie kaum hörbar.

„Nun will ich fort von Dir!" rief er schmerzbewegt und ging weg.

„Erkennst Du, wie schwer ich leide?" fragte sie kummervoll.

Da wandte er sich, und mit dem Rücken gegen die Thür stand er wieder mutlos und flehend wie bei jenem ersten Mal, ohne ein Wort hervorbringen zu können.

„Leb' wohl, Gudmund!" sagte sie stark und reichte ihm die Hand. „Ist Dein Arm frei, wenn uns unser Schicksal wieder zusammen führt, dann werde ich gewißlich die Glücksrast in demselben halten."

„Und dann empfange ich den Brautkuß, Engel!" jubelte er erleichtert. Und damit ging er, oder richtiger, lief er von hinnen, als wenn es sein letzter Sprung nach dem eingeholten Glücke sei.

Eine Stunde später blickte Engel aus dem Fenster. Ein Boot setzte von Land.

„Nun sind wir getrennt," seufzte sie mutlos und bedeckte ihre Augen, um nicht mehr zu sehen. So stand sie lange. Als sie endlich aufblickte, war das Boot verschwunden. Wohin ging sein Pfad? — Wo trafen sie sich wieder?... Blieb er ihr treu, wie sie ihm?

Diese Fragen wiederholten sich oft, und nur ein Seufzer war ihre Antwort. Die Zukunft war ja ihr strenger Schuldherr — konnte sie wohl ihre Schuld berichtigen?

Aber in ihrer tief ergriffenen Seele trieb unterdessen die Dichtung kräftige Wurzelsprossen, und es setzte sich manche Knospe an um zu gelegener Zeit sich zu entfalten.

In der dunkeln Winterzeit, wenn die Natur über all den wilden Kräften zu brüten scheint, welche das neue Tageslicht gebiert, brütet zu gleicher Zeit auch das Menschenherz Das dumpfe Halbdunkel legt seine Schwere über den Starken wie über den Schwachen; aber wenn das Licht wiederkehrt und die Wolkendecke von den rasenden Stürmen zerrissen wird, dann kann der Starke mit erneuten Kräften zugreifen, während der Schwache vor der Gewaltsamkeit der Natur unterliegt, und der Unglückliche kämpft entweder zum Sieg oder zum Untergang für immer.

Für die, welche über einem bösen Vorsatz brüten, bietet die Dunkelheit jedoch guten Beistand; denn sie ist wie ein feuchter Kellergang, in welchem das Gewürm ungestört seine Brutstätte hat.

Solchem Brüten hatte sich Rejthan ergeben — und er hatte die Eier nicht kalt werden lassen. Die arbeitslosen Tage und schlaflosen Nächte hatte er mit einem einzigen Gedanken durchlebt, und dieser war: Rache an ihr. Er hatte ja seine sichern Mittel — Schuldforderungen an den Vogt und außerdem Beweise genug für eine Anklage gegen den Mann wegen unzuverlässiger Amtsführung. Doch soweit ließ sie es nicht kommen! Wenn sie merkte, daß es Ernst wurde, fiel sie gewiß zu Füßen. Und im Geist hatte er schon die Worte bereit, mit welchen er sie empfangen wollte, — — eine entwichene Ehefrau! Aber er wollte, daß alles ein schickliches Aussehen haben solle; vor den Leuten sollte es den Anschein haben, als wenn sie von einem Besuch bei dem altersschwachen Vater heimkehre; und er hatte für diesen Fall schon ein Kistchen mit zwölf Flaschen auserlesenen Weines für den Vogt bereit — als eine Art Austausch. Während dieser Zubereitungen wurde inzwischen die Schuldforderung in das Vogtsgehöft gesandt.

Es war nicht, weil man sich vor dem Schicksal in Schlaf gewiegt hatte, daß die Ankunft des erwähnten Dokumentes als eine Warnung vor dem Abgrund empfangen wurde; sie wußten ja, daß es kommen konnte; aber es ist doch ein Unterschied zwischen dem, was geschehen könnte und dem, was geschieht. Sowohl der Vogt als Engel saßen wie vom Schreck gelähmt.

Mittlerweile mußte gehandelt werden, und Engel ergriff zuerst das Wort. „Entsinnst Du Dich, Vater, der

Worte, die Du an jenem Tage zu Rejthan sprachst, als er um mich warb: ‚Du sollst mich meinem Geschick überlassen. Ich verdiene es nicht besser.‘ Was meintest Du damit? Antworte mir nicht, Vater, denn ich weiß es. Du meintest: ich bin meiner Pflicht untreu geworden, laß mich nur drin, und laß mich nur meine Schuld büßen, weil ich dann Frieden habe, und niemand kann mir etwas anhaben.“

„Ja, ja, das wäre wohl das beste gewesen!“

„Aber Du dachtest noch mehr, Vater, armer Vater, — Du dachtest: ‚mein Schneeammerchen soll nicht in die Krallen des Falken geraten, denn der packt es so fest an, daß das Blut ihm zwischen den Federn heraustropft.“

„Besser denkst Du als ich, Engel.“

„Ach, Vater! Denkst Du denn, daß ich jetzt hingehen müsse, um Dir eine neue Fristung zu erkaufen?“

„Nein, niemals sollst Du ihm wieder unter die Augen kommen!“ rief er, etwas von der alten Vornehmheit verratend.

„Aber wenn Du auch gen Himmel rufst oder die Erde aufwühlst, Du erhältst doch nicht das, womit Du Dich vor ihm retten kannst,“ sagte sie.

„Ach, es giebt keine Rettung!“ ächzte er.

„Ja, Vater! Es giebt eine Rettung!“ Er blickte sie kopfschüttelnd an.

„Ja. Die fünfzehnhundert Thaler, die Du dem Manne schuldest, hast Du geliehen, um einen Betrug zu

verdecken. Wäre derselbe offenbar worden, dann hättest Du wohl Deine Schuld büßen müssen."

„Das war der Verlust meines Amtes," seufzte er. Er hätte etwas hinzufügen wollen, aber es ging unter in einer Erschütterung.

„So höre mich nun, mein lieber Vater! Tritt zurück von Deinem Amt, Deinem schwierigen Posten, den Du nicht länger behaupten kannst!"

„Nein!" unterbrach er sie heftig. „Ich bin der Mann meines Königs bis zum Tode."

„Was entgegnet Dir Dein Feind darauf? Ach, er hat Deine unterschriebenen Briefe, in welchen Du ihm Deine Schuld bekennst."

„Niemand außer Rejthan weiß es, und der ist der Mann meiner Tochter."

„Rejthan ist nicht mehr der Mann Deiner Tochter, mein Vater. Er ist Dein ärgster Feind."

„So handle denn Du für mich — — denn ich bin des Todes," seufzte er und versank in Ohnmacht.

Aber sie ließ ihn nicht fahren. In dieser Stunde mußte alles gesagt werden, damit sie darauf hin handeln könne. „Verschließ mir jetzt nicht Dein Ohr, Vater. Mein Herz wird schwer verwundet durch das, was ich sage, aber ich muß dennoch reden. — Es giebt für Dich und mich nur eine Rettung, wir reisen weit fort von hier. Wenn Du von Deinem Amte zurück trittst, dann bist Du aus der Gewalt der Menschen erlöst."

„Aber die Schulden?" unterbrach er sie.

„Alles Gut, welches in Deinem Besitz ist, soll verkauft werden."

„Es reicht nicht zu."

„Es muß versucht werden, Vater. Laß jetzt mich walten. Ich wirke in der Stille, so weit ich kann, später möge das Offenbare erfolgen. Aber dann verlassen wir die Gegend. — Ich gebe Dir mein ganzes Leben, Vater; mehr habe ich nicht."

Der Alte schloß die Augen und schmiegte sich an sie, wie ein geängstetes Kind sich an die Mutter lehnt und sie walten läßt. Engel betrachtete auch dies als eine Antwort und griff die Sache ohne Zögern an.

Das erste war, das Gesuch des Vaters um Entlassung auszufertigen, damit es bereit sei, wenn sich Gelegenheit darbiete, es abzusenden. Sie schrieb es nach dem Gebrauch damaliger Zeit, voll demütiger Unterthänigkeit; aber es war gleichwie ihr eigenes Wesen aus Klugheit und Selbstgefühl zusammengesetzt, mit einem Anhauch von Poesie. Als sie es mit pochendem Herzen dem Vater vorlas, zeigte sich eine ganz andere Wirkung, als die erwartete; denn statt eines neuen Ausbruchs verzweifelter Ohnmacht, weinte er vor Stolz über das würdige und schöne Dokument und unterschrieb es sogleich.

Dies war der erste Schritt auf dem Wege, von welchem sie nicht wußte, wo er enden werde; aber mochte er nun zur Rettung oder zum Untergang führen, so war jetzt der Rückweg gesperrt, und dies verlieh ihr großen Mut. Das unumgängliche Notwendig war es, was sie

am besten zu bewältigen vermochte, folglich vermied sie alle Umwege und erlangte es bald. — Allein, was man damals bald nannte, ist in unsern Tagen mehr als langsam.

Es lag in ihrem Plane Zeit zu gewinnen, damit die letzte Entscheidung um so schneller erfolge. Rejthan bekam keine Antwort; denn sie wußte, daß er wie ein Narr warten werde. Je mehr es sich in die Länge zog, um so sicherer werde er sich fühlen. War erst das Gesuch des Vaters bewilligt, dann sollte ihm schneller Bescheid werden!

Aber sowohl Frühling als Sommer vergingen, ohne daß eine Entscheidung erfolgte, und mit banger Erwartung sah sie jedem kommenden Tage entgegen. Während dessen ließ sie unter der Hand von dem Bestand des Hofes wie vom Hausgerät zum Verkauf ausbieten, etwas, was nicht lange dem Handelsmanne verborgen bleiben konnte. Er brauchte aber nicht lange Zeit, um zu einem Schluß zu kommen; die Zeit der Kontrolle näherte sich, und des Vogts Kasse hatte sich so häufig in traurigem Zustande befunden, daß ein Ausfall große Wahrscheinlichkeit für sich hatte, welchen man also auf diese Weise zu decken versuchen wolle. Mit diesem Gedanken beruhigte er sich. Er wußte, daß nun seine Zeit komme — Engel würde ihm nicht entrinnen."

Aber gerade als er sich in diese trügerische Ruhe wiegte, erschien eine öffentliche Ankündigung von dem

allergnädigsten Abschiede des Vogtes und dem Verkauf all seines beweglichen Eigentums.

„Seines Eigentums!“ lachte Rejthan. „Beim Himmel, das ganze Fuder transportiere ich mit einem Pferde.“

Es lag etwas Wahres darin. Auf der Geldwage wogen die Besitztümer des Vogtes nicht sonderlich viel; denn obgleich alles zu Gelde gemacht wurde, stand Engel am Ende des schweren Kampfes nur mit wenig mehr als elfhundert Thalern. Hier war demnach guter Rat teuer — ja, er war eigentlich gar nicht zu ermöglichen.

Nacht und Tag kämpfte sie mit dem widerlichen Gespenst: den Schulden an jenen Mann, der sich noch ihren Eheherrn nannte. Sie konnte ihren Vater also nicht von ihm erlösen! Denn wenn auch das meiste bezahlt wurde, an den Rest, der übrig bliebe, würde er sich klammern und ihn zu einer Schlinge machen, die in Fleisch und Blut schnitt.

Sie hatte den Vater damit vertröstet, daß alles gelungen sei, und sie sah, daß er sich nach dem langen hoffnungslosen Lebenskampfe empor zu richten begann — mußte sie ihm nun das bischen armen Mutes rauben und ihn wieder in die Verzagtheit treiben? Sie verbarg sich mit ihrer Verzweiflung. Wenn der Vogt das Kontor verlassen hatte, schloß sie sich da mit ihrer Hilflosigkeit ein, damit sie dieselbe nicht verrate — und doch mußte es ja bald an den Tag kommen; — nur noch Stunden, und sie mußte gestehen, wie es sich verhielt.

Bis in die Nacht hinein irrte sie verzweiflungsvoll

in der Stube umher, wo der Vater vor ihr mit dem entsetzlichen Geldschrecken gekämpft hatte. Sie begriff endlich, daß er, wenn er den Schlüssel zu einem Geldschranke besitze, sich rette, selbst wenn es seine Ehre koste.

Aber die Ehre, was war die für sie? Plötzlich stand sie mitten im Zimmer still, und mit geschlossenen Augen folgte sie Bildern, welche sie bei geschäftiger Wirksamkeit übersah. Eines Mannes Ehehälfte konnte ja vor Menschen in Ehren sein, und doch vor Gott mit Schanden bestehen. Was hatte das denn zu bedeuten, vor den Augen der Welt den Schandfleck auf sich zu nehmen, wenn Gott das Herz als rein erkannt? Wir sollen ja nicht die fürchten, die den Leib töten, sondern die, welche die Seele verderben! Und demnach mußte sie doch vor allen den Mann fürchten, der während ihres ganzen Zusammenlebens nur auf ihre Seele Anschläge gemacht hatte.

. . . .

Als Engel diese Nacht das Kontor verließ, blickte sie sich scheu um — es war, als fürchte sie die Dunkelheit. Und als sie ihr Schlafgemach betrat, verriegelte sie schnell die Thür hinter sich und begrub ihr Antlitz in den Kissen wie einer, der den Donner nicht zu hören wagt.

Aber am nächsten Morgen trat Engel klar und gefaßt mit der gesamten Summe von fünfzehnhundert Thalern vor den Vater hin. Trostreich lächelte er sie an und setzte sein Siegel neben die Unterschrift. Es war zum letzten Mal, daß er sein Amtssiegel gebrauchte.

Als Rejthan den ganzen Schuldbetrag erhielt und genötigt wurde, vollgiltigen Beweis für den Empfang auszustellen, rührte ihn fast der Schlag, denn er maß sich selbst die Schuld bei. Weshalb hatte er damit gezögert, im Wege Rechtens seine Ehefrau zurück zu fordern? Er wollte einen Umweg machen, und dies wurde nun zu einer Schlinge für ihn. Doch nun war die Galgenfrist abgelaufen, und alle Hilfe, die ihm das Gesetz bieten konnte, sollte in Anspruch genommen werden. Allein an dem Tage, an welchem er sie sicher hätte, sollte sie ihn von einer andern Seite kennen lernen!

Rejthan war übrigens so beschaffen, daß seine schwächste Seite immer seine stärkste wurde. Und da die Eitelkeit die stärkste von allen seinen schwachen Seiten war, galt es ihm nun insbesondere die Angelegenheit mit seiner entwichenen Frau zu seinem Vorteil zu wenden. Gnade vor Recht ergehen zu lassen, war ein Ehrenweg, den niemand ihm verwehren konnte, und wenn das Gesetz seine Schuldigkeit gethan, konnte er ja den Pfad der Versöhnung betreten.

Dieser ehrenhafte Traum wurde jedoch nie zur Wirklichkeit. Es zeigte sich plötzlich ein anderer Weg, um seiner Eitelkeit zu genügen, aber derselbe führte ihn weit von dem ersehnten Ziele ab und gab der ganzen Angelegenheit einen jähen Abschluß.

Eines Tages kam das Gerücht zur Handelsstelle, daß die Tochter des Vogts, Rejthans entlaufene Ehefrau — denn so wurde sie im Munde des Volkes bezeichnet —

die königliche Amtskasse um vierhundert Thaler bestohlen habe.

Da wurde dem Manne eine Rache zu teil, welche genügte! Im ersten Augenblick erfüllte sie ihn mit Zufriedenheit; bei näherer Prüfung aber wurde sie bitter wie Wermut; denn jetzt konnte sie niemals seine Schwelle betreten — und doch dauerte seine Begierde nach ihr fort. Es gab Augenblicke, in welchen er um dieser willen alles auf sich nehmen wollte, aber wie stark seine Begierde auch war, mußte sie doch vor seiner Eitelkeit weichen. Als deshalb das Gerücht sich bestätigte, reichte er sogleich höheren Ortes ein Gesuch ein um Scheidung seines ehrenhaften Wandels von der ungehorsamen, treulosen und befleckten Gattin Engel Marcilie Heggum.

Sie ward ihm auch gnädigst bewilligt.

Das Entsetzliche war also wahr! Engel hatte in jener ratlosen Stunde, als ihr nur zwei Wege offen standen, das Verbrechen und die unauslöschliche Schande der fortgesetzten Ehe mit dem Manne vorgezogen, welcher, wie sie meinte, ihre Seele morde.

Als die königliche Kontrolle sich einfand, um die Amtskasse zu untersuchen, entdeckte man in derselben einen Schein, auf welchem Engel mit ihrer Namensschrift sich als die „einzig Schuldige" für die fehlende Summe bekannte.

Sie blieb bei der Behauptung, als das entsetzliche Bekenntnis dem Vater vorgelegt wurde. In dieser Minute ging ihm ein Licht auf, und er durchschaute die

ganze Wahrheit. Und nun entstieg zum ersten Male aus seinem schwachen, haltlosen Wesen ein Seelenmut. „Dies ist eine arge Lüge!" rief er aus. „Mein ist die Schuld, und mein sei die Strafe."

Der kontrollierende Beamte nickte ihm Beifall zu. „Recht so, mein lieber Vogt, recht so!"

Sein Ausruf wurde für den alten Mann zu neuem Sporn, und trotz der Verzweiflung, welche er im Antlitz der Tochter sah, fuhr er fort: „Fünf — sage und schreibe fünf Mal habe ich mich wider die königliche Kasse vergangen, die sich von Amts wegen in meinen Händen befand. Es wurde jedesmal durch Anlehen gedeckt; aber die letzte war die schlimmste! Verfahrt nun mit mir nach Recht und Gesetz des Landes. Ich besitze nur wenig auf Erden; aber was ich habe, das gehört meinem Herrn, dem Könige."

Nach dieser Kraftprobe brach er zusammen und weinte mit geschlossenen Augen an der Brust der geliebten Tochter. Sie war nicht im stande gewesen, ein einziges Wort einzuwenden. Die Ehre, welche ihr Vater sich erwarb, als er seine Schuld bekannte, wollte sie nicht um ein Stäubchen verringern.

„Ich bin gezwungen, Ihren Schein mitzunehmen," sagte der Kontrolleur zu Engel; „aber wie ich die Sache verstehe, zieht die Tochter es wohl vor mit in die Schuld des Vaters hineingezogen zu sein."

„Könnte es mir doch geschehen!" sagte sie. „Dann ist mein Geschick gnadenreich."

„Ach, hört sie nicht an!“ rief der Alte schluchzend.

„Lieber Vater! Ich brachte Dir ein großes Opfer, als ich jenem Manne mich zur Gattin hingab; allein ich veruntreute die Gabe, denn ich nahm das Opfer zurück! Nun laß Du mich eine geringere Summe als Opfer darbringen.“

„Die Ehre ist eine große Summe, meine Tochter.“

„Aber nun bist Du mein Einziger, Vater! und ich bin Deine Einzige. Laß die Summe der Ehre vermindert werden, wenn nur das Herz seinen vollen Wert behält.“

So standen Vater und Tochter Hand in Hand vor dem unentrinnbaren Schicksal.

Kurze Zeit nachher verschwanden beide aus der Gegend. Über die Strafe, welche sie getroffen, wußte man nichts. Nur so viel war zu Protokoll gebracht, daß der Vogt Heggum an dem und dem Datum — in dem und dem Jahre — nach allergnädigster Bewilligung von seinem Amte entledigt worden sei. Dreiviertel Jahr später erfolgte die Ernennung seines Nachfolgers.

Von Engel Marielies geschiedenem Manne wußte man noch weniger. Ein Handelsmann in jenen Gegenden, der keine Nachkommen hatte, blieb in der Regel ohne anderes Gedenken als das zufällige Urteil des gemeinen Mannes.

Von dem leidenvollen Kampfe blieb nur die Natur allein zurück. Sie war Zeugin des ganzen, ja noch mehr, sie war Mitschuldige gewesen! Und obgleich sie das ver-

schwieg, was sie wußte, füllte sie doch die Lücken des gegenwärtigen Berichtes mit ihren ergreifenden Illustrationen, welche beredter sind als Worte.

II.

Unter dem Schatten der mächtigen „Kvänangstinder,“ am Olafsberge, wo der Meerbusen sich öffnete, lag eine gewöhnliche Landhandlung. Zu der Zeit, da diese Begebenheit sich zutrug, war sie noch recht einträglich; als aber die Fischereiplätze sich allmählich erweiterten, und namentlich als das Freihandelsgesetz die kleinen und großen Knoten des Oktroi löste, so daß jeder, der nur einige Thaler in der Tasche hatte, eine Handlung errichten konnte, geriet die Stelle in Verfall und ist später nicht wieder in Aufnahme gekommen.

Der Strand, auf welchem sie lag, war ein unebenes Vorland mit einzelnen Fischerhütten und fünf bis sechs Finnwohnungen, aber weder Baum noch Busch deuteten darauf hin, daß der gute Wille der Menschen und der Natur hier sich zur Beförderung des Kulturlebens die Hand gereicht hätten. Hier wuchs nur spärliches Gras und ein wenig Heide, das Jahr aus Jahr ein von selbst wuchs. Die einzige Art des Anbaues, die hier angewendet wurde, bestand in einer Absperrung des Viehes, wodurch die Erde stückweis ihre Düngung erhielt.

Im übrigen lag die Gegend hier wie eine Wüste —

denn was waren wohl die dichtgepackten, unwegsamen Gebirgsmassen und selbst das weitgedehnte Polarmeer mit seinem einsamen Segler etwas Anderes als die Wüste mit dem einsamen Wanderer. Doch würde das Ganze ein noch hoffnungsloseres Gepräge gehabt haben, wenn der Handelshof nicht da gelegen und mit seiner weißen Farbe und seinen vielen Fensterreflexen nicht auf die dunkle Bergwand Licht geworfen hätte; denn wie dürftig auch die ganze Ausstattung sein mochte, sie zeugte doch von Kultur.

Auf dieser Stätte wohnte Gudmund Holm.

Hierher hatte er so vertrauensvoll seine Hoffnung auf die Zukunft verwiesen, da er in der Scheidestunde Engel als seine verlobte Braut verließ; denn als solche erschien sie ihm vor seinem Geiste, obgleich sowohl Gesetz wie Sitte sich dazwischen stellten. Er wußte, daß er sich auf sie verlassen konnte. Sie ging nun ihren Pilgergang, und wenn dieser beendet war, würden sie sich finden und umfangen im Leben der Liebe. Mochte es über kurz oder lang geschehen, das Glück war jedenfalls ihnen sicher.

Gudmund stand ja noch inmitten seiner Jugendkraft und sein Mut hatte Schwingen. Der trug die Hoffnung und Erwartung rasch über alle Hindernisse hinweg, obgleich die Wirklichkeit an diesem rauhen Orte vor der offenen Fjordmündung harte Wege führte.

Jetzt saß er im siebenten Jahre hier in seinem Hause unterhalb der Bergwand wie der einsame Vogel im Neste, der auf die Genossin harrt, und es war kein Wunder,

daß er anfing, den Kopf hängen zu lassen. So lange er hart kämpfen mußte, um sein Besitzrecht an der Handelsstelle zu erarbeiten, benahm die Anstrengung der Entbehrung ihren Stachel, denn so lange schien *sie* mit ihm im Geleite zu sein. Und als er nun Eigentümer war, wurde es das höchste Ziel seines Trachtens, das Heim für *sie* einzurichten, was auf alles, das er unternahm, ein so seltsames Licht warf, daß die drohende Finsternis der Ungewißheit völlig verschwand. Dann schien ihm nur ein geringer Abstand zwischen ihr und ihm zu bestehen; denn das Winterdunkel stellte ihm in gewisse Aussicht, daß sie mit der Frühlingshelle zurückkehre; und die Sommersonne, welche nie unterging, fuhr fort, von Stunde zu Stunde gutes zu verheißen. Selbst die abgekürzten Tage des Herbstes wiesen so schroff alles aushäusige Leben von sich, daß das traute, behagliche Heim, welches er ihr bereitet hatte, einladend ihrer zu harren schien.

Allein die Zeit verging und sie kam nicht. Ob sie noch am Leben sei, und wo sie weile, war nicht gut zu wissen. Unwegsame Strecken schieden die Menschen von einander, und nur ein zufälliges Zusammentreffen brachte jahralte Nachrichten. Tod und Leben wechselten ab, Schicksale entstanden und verschwanden, und bevor die Teilnahme sich zu erkennen geben konnte, war sie oft gegenstandslos und ohne Einklang mit dem Bestehenden geworden.

Unter solchen Verhältnissen war es nicht leicht Stand zu halten; denn während sie einerseits die Ausdauer

nährten, nährten sie andererseits die Schlaffheit. Es war einzig das Herz, welches ungeschädigt durch die Prüfung hindurch zu gehen vermochte — weil das Leben des Herzens wie das ewige Leben ist, das sowohl schweres als leichtes trägt.

Zum Glück wie zum Unglück für Gudmund Holm war das Herzensleben seine stärkste Anlage, und soweit er von der Eingebung getragen wurde, schritt er unwillkürlich auf den hohen Bahnen. Die Liebe zu Engel war wie eine mächtige Einimpfung in seinem Herzen gewesen, und es war für dieselbe Platz vorhanden; denn indem sie sich in ihm groß wuchs, wurde er durch sie groß. Es wurde unter den Leuten von ihm gesagt, daß er wisse, was Geld sei. Aber in Wahrheit wußte Gudmund nur, was Liebe bedeute; denn wie diese in seinem Herzen über allem Verstand emporragte, so folgte auch der Verstand dem hohen Lenker in allen Dingen.

Allein als er endlich mit dem Ganzen fertig war, als jeder Platz in seiner Umgebung da stand wie sie, die Eigentümerin, erwartend, welche herantreten sollte, um alles in Besitz zu nehmen, und niemand kam, Tag aus Tag ein, niemand, niemand: da wurden nach und nach die weiten Strecken um ihn herum zu Abgründen, die seine ganze Hoffnung verschlangen, sein Herz wurde müssig und seine Erwartung müde.

Müssigkeit und Müdigkeit, das lebensmagere Paar! und doch vermehrt es sich so unermeßlich und gewinnt

eine so ungeheure Macht über das Leben, trotzdem seine ganze Wirksamkeit darin besteht, den Willen zu erschlaffen.

Blutlos und farblos, wie es ist, prägt es dem Menschen doch sein Merkmal auf, eine Art von Gepräge, welches ihn auf Schritt und Tritt in der Gesellschaft kennzeichnet.

Bei Gudmund Holm stellte es sich in alltäglicher Form ein; er ertrug das Leben. — Die von ihm errungene Stellung erforderte von seiner Seite eine gewisse Thätigkeit, falls sie nicht Rückschritte machen sollte, und diese leistete er; allein vorwärts kam er nicht. Nachdem er die große Triebkraft eingebüßt hatte, war es, als könne er sich nicht genug gehen lassen.

In seinem häuslichen Leben, — dem Gesinde gegenüber, hatte er seither zumeist in der Weise des gemeinen Volkes gelebt. So lange er sich selbst auf der Höhe befand, nahm er es nicht so genau mit demjenigen, was unter ihm lag. Je mehr er sich aber dem Alltagsleben näherte, forderte er etwas mehr von demselben. War er doch ein gemachter Mann und mußte danach leben.

Und nun erhielt er einen Kontordiener zur Unterstützung beim Handel und eine Jungfer zur Verwaltung des Hauses. Es waren nur bescheidene Personen; allein jede derselben machte sich in ihrer Art nützlich. Die Jungfer war ein Kind niederen Standes, welches in einigen Beamtenhäusern gedient hatte und angelernt worden war, und der Kontordiener stand auf derselben Bildungsstufe.

Als die Jungfer sich zum ersten Male ihrem Hausherrn vorgestellt hatte, war dieser von ihrer Ähnlichkeit mit Engel betroffen gewesen. Es war deren Schlankheit im Wuchs, deren schmales Antlitz und dasselbe dichte, lichte Haar; aber das Antlitz war leblos wie ein Bild von Holz, und um den Mund lag ein verdrossener, mißmutiger Zug, welcher machte, daß man sie mit Unbehagen ansah.

Trotzdem saß Gudmund und starrte sie unverwandt an und mußte zuletzt sich zwingen, den Blick wegzulenken, da ihr das Blut in die Wangen stieg und sie die Augen zu Boden senkte. Er empfand eine seltsame Neigung, sie fort zu weisen; sie genoß aber guten Leumundes und war schon fürs Winterhalbjahr gedungen, so daß es keinen Sinn hatte, sie schlecht zu behandeln.

Wäre dies jedoch zwei Jahre zuvor geschehen, dann wäre seine Eingebung noch stark genug gewesen, eine Wahl zu treffen; und dann hätte er sie sicherlich fortgewiesen.

Ja — es verging so eine Zeit; Gudmund fuhr fort, die geliebte Ähnlichkeit anzustarren, und obwohl eine innere Stimme ‚nein' sagte, behauptete er doch, daß die Ähnlichkeit mit jedem Tage eine größere werde. Flog ein Lächeln über die mißmütigen Züge, plötzlich, wie ein Sonnenschimmer an einem bewölkten Himmel, dann pochte sein Herz, und er stand im Begriff, sie mit seinen Armen zu umfangen; aber in einem solchen Augenblick wich sie

ihm aus, und noch besaß sie nicht die Anziehungskraft, daß er ihr nachging und — sie nahm.

Allein nach Verlauf einiger Zeit wich sie nicht mehr vor ihm zurück, als daß er sie bequem erreichen konnte. In den ersten paar Monaten schien es, als bevorzuge sie den Kontordiener — sie trug sich damals noch mit der Berechnung und wähnte sich nach dieser Seite hin sicherer. Inzwischen spielte sie mit dem Feuer; denn sie begriff, daß sie über Gudmund eine gewisse Macht besitze, und diese zu prüfen, kam sie in Versuchung. Aber ihr Hausherr war noch in kräftiger Jugend, und das große Liebesleben, welches er in der Sehnsucht durchgemacht, erhielt beim Umgang mit ihr eine gewisse Erneuerung, welche ihn anziehend machte, und Gunhild, so hieß die Jungfer, verbrannte sich sehr bald an dem Feuer, welches sie selbst entzündet hatte.

Aber es wurde für beide zu einem Schadenfeuer!

Währenddes erregte das Verhältnis in Gudmund neues Leben. Er war so lange in der erträumten Welt umhergewandert, daß er nun wie ein schlaftrunkener Mann, den die Pflicht des Tages ruft, die Augen rieb und mit der Empfindung um sich schaute, sich verschlafen zu haben. Und nun griff er die Sache in anderer Weise an. Sich mit Gunhild zu verheiraten, daran dachte er nie, und sie begehrte es auch nicht. Konnten sie nicht nach eigenem Ermessen einander ihre Zuneigung schenken? Wer zwischen Himmel und Erde hatte ein Anrecht, ihnen das zu verwehren und ihnen daraus einen Vorwurf zu

machen? Vor den Leuten des Gehöfts nahmen sie sich in acht, und ihre einzige Mitwisserin, die ungeheure Wüste der Natur, welche sie an allen Seiten umgab, schwieg von ganz anderen Dingen als ihrer kleinen Geschichte — von zwei hinflatternden Vögeln, die auf einer Klippe sich fanden und zwischen der fortrollenden und der kommenden Woge sich eine Wohnung bereiteten.

Und die Zeit verging. Es war außerordentlich, wie der Landhändler Gudmund Holm in Kvänangen sich veränderte. Früher schien es, als meide er die Leute; jetzt war er redselig und zuthulich, so recht, wie es einem Landhändler geziemte!

Ja, wahr mußte es sein. Eifriger als er konnte niemand darüber aus sein, die Vergangenheit fort zu schieben und sein Dasein in die Gegenwart zu verpflanzen. Die Einsamkeit, welche er so beharrlich festzuhalten gesucht hatte, scheute er jetzt, wie ein im Dunkeln ängstliches Kind die Winkel scheut. Gunhild mußte beständig um ihn sein, wenn die Arbeit ihn nicht zwang, mit andern zusammen zu kommen. Dann saß sie und gaukelte vor ihm auf dem Sitze, welchen er für Engel bereitet und für die Braut zum Ehrensitz erkoren hatte! Denn obwohl Gunhild ihn vollkommen in ihrer Macht hatte und ihm völlig ergeben war, hatte sie doch eine eigentümliche Scheu vor ihm, und die war es, die sie fortzugaukeln versuchte.

Es geschah nämlich zu Zeiten, daß er in ihrer Gegenwart die Augen schloß und in Träumerei versank;

dann entsetzte sie sich vor etwas ihr Unbekanntem, etwas, was sich trennend zwischen sie schlich. Zumeist fühlte sie sich sicherlich ganz als seinesgleichen; nur in solchen Augenblicken hatte sie die peinliche Empfindung, unter ihm zu stehen; denn wenn er die Augen wieder aufschlug, war in seinem Blick etwas Fremdes, eine Vornehmheit, welche sich bei ihr nicht fand, und obgleich sie es nicht verstand, empfand sie es doch als eine feindliche Macht, mit der sie kämpfen müsse. Und sie that es. Aber inmitten ihrer Bemühungen, ihn zurück zu gewinnen, konnte es vorkommen, daß er sie wie eine Pestkranke von sich wies. Doch es machte sich alles, wenn eine Weile vergangen war, und dann hatte Gunhild ihn ganz und gar, wie er sie hatte.

Unterdes dunkelte der Winter und kam der erhellende Frühling zu dem Kwänangsfjord und seinen mächtigen Felsenmassen. Da begann die Fischerei neues Leben in Bewegung zu bringen, und auf dem Handelshofe sammelte sich das gemeine Volk, um die gewöhnliche Beihilfe zur Ausstattung für Boot und Mannschaft zu suchen. Bei dieser vielseitigen Arbeit griff Gunhild thätig und helfend zu, und wenn sie dabei an der Seite des Hausherru einher schritt und sich den Leuten als diejenige bemerkbar machte, welche noch mehr zu gebieten als zu thun habe, dann lag es auf der Hand, was davon zu halten sei, und alle meinten: wenn der Priester ja und der Küster Amen gesagt, dann habe der Handelshof seine Hausfrau.

Allerdings war Gudmund Holm weit davon entfernt,

diese Erklärung zu unterschreiben; aber Gunhild war nach und nach dreister geworden, und je mehr die Leute, welche darüber zu kamen, ihre Andeutungen machte, desto sicherer erschien es ihr, daß der Ausgang der Sache sich so gestalten werde. Gudmund ließ sich immer mehr von ihr beherrschen. Aber sie bewies ihm ja eine innige Zuneigung, weshalb sollte sie denn nicht die Macht an sich nehmen, wenn sie derselben habhaft werden konnte? Ja. Er sollte so weit kommen, wie sie es wollte, und nicht weiter. — Bei diesem Punkt angelangt, erhob sie selbstbewußt den Kopf und nahm einen befehlenden Ton an, der ihr nicht gut stand.

Die Scheu, welche anfangs sie so unsicher gemacht, war völlig verschwunden; wenn sie jetzt derselben gedachte, lachte sie sich selbst aus und meinte, daß sie damals dumm gewesen sei. Aber damals besaß sie weit mehr Herzenskenntnis als jetzt, und ihre Macht war eine weit größere; denn diese war damals Demut, jetzt dagegen Zwang.

Es war Mittsommernacht. Der Kvänangsfjord lag zwischen seinen klippenreichen Ufern still wie ein schlafender Riese; es schien fast, als hielten sie Wache an seinem Lager, damit nichts ihn aus seinem Schlafe aufschrecke. Im Nordosten glühte die Mitternachtsonne, und so recht dieser gegenüber stiegen die Kvänangszinnen wie Feuersäulen aus dem Meere gen Himmel. Das ganze schmolz in einen wunderbaren blauroten Schimmer zusammen,

und nirgends auf Erden konnte der Traum am Strande der Ewigkeit sich in einem schönern Bilde spiegeln.

Da schoß über das stille Wasser hin ein Boot, von zwei Männern mit festen, gleichmäßigen Ruderschlägen gerudert; es hatte keine schwer wiegende Last; in der hinten befindlichen Kajüte saß nur eine verhüllte Frauengestalt. Als das kleine Fahrzeug an der steinernen Brücke angelegt hatte, half der Führer der weiblichen Gestalt beim Aussteigen, und während sie am Strande weiter ging und sich forschend umblickte, wurde das Boot vertäut und die Leute begaben sich gemächlich hinauf in das Gehöft.

Hier ruhte alles in sicherem Schlafe, und während der Bootsführer recht gut auf eigene Hand sich zurecht zu finden wußte, wanderte sie langsam von der Anlegestelle über das von der Ebbe bloßgelegte Uferland. Dieses lag voll von großen, moosbedeckten Steinen, die sonst von der Flut überdeckt waren. Es schien, als wenn dieselben sich im warmen Sonnenscheine weideten. Auf einen von ihnen setzte sie sich und überließ sich der Betrachtung des reizenden Nachtgemäldes.

Es war Engel Marcilie Heggum.

Nach Verlauf von fast acht Jahren kehrte sie ohne vorherige Anmeldung oder Anfrage zu dem Geliebten ihrer Jugend zurück. Sie wußte, wo er zu finden sei, und sie kam um das Eigentum ihres Lebens zurückzufordern.

Wie sie da saß, schien sie sowohl jung als alt zu sein. Es war etwas Gedrücktes in der Haltung, als wäre es von der Gewohnheit des gebückt Sitzens eingeprägt, und ihr feines Antlitz war hingewelkt wie in der Beleuchtung des Frostnebels. Nur das Auge mit dem strahlenden Sonnenblick war noch dasselbe, und doch hatte es jene unergründliche Tiefe erhalten, welche von Leiden und Entbehrung herrührt.

Endlich änderte sich der Sonnenschimmer. Die Natur erhob sich aus ihrem kurzen Traum von der Ewigkeit und stand im Lichte des Tages, welcher, lebensvoll und klärend, über die phantastischen Formen der Nacht hinstrich.

Da wurde eine Thür des Wohnhauses geöffnet, und der Kopf eines Mannes schaute heraus, als wolle er nach Wind und Wetter sehen. Das Antlitz war von Seeluft und Sonne gebräunt, und dichtes, dunkles Haar lockte sich um die Stirn. Nach kurzer Weile trat die ganze Gestalt auf die Thürschwelle heraus. Es war ein wackerer Mann in seiner vollen Jugendkraft.

Als Engel seiner ansichtig wurde, erhob sie sich und richtete sich auf wie jemand, der seine gesunkenen Kräfte zusammenrafft. Sie hatte Gudmund sogleich wiedererkannt, und unter der Gewalt des Eindruckes erbebte sie vom Kopf bis zu den Füßen. Wie die verklärende Morgensonne seine prächtige Gestalt hob! Er hatte die vielen Jahre ihrer in Treue geharrt, rein und stark, wie der erkorene Mann seine verlobte Braut erwartet — das sah

man ihm an! Die langen Jahre der Sühne, welche sie durchlebt hatte, waren nicht verloren. Jetzt konnte sie getrost den geläuterten Schatz ihres Lebens, ihr ganzes Herz, in seine Arme legen. Dem ewigen Allvater im Himmel Preis und Dank!

Sie hielt die Hände über der Brust gefaltet und blickte den geliebten Mann wie eine Offenbarung an. In dem Anschauen dieses Augenblicks wurde das Leben so groß, daß es weder ein Vorher noch Nachher gab, sondern nur den grenzenlosen Inhalt der Gegenwart. — Weshalb stand nicht der Tod einmal auch im Dienste des Glücks? Ein Druck seines kalten Fingers auf das schwellende Herz, und Engel hätte des Lebens herrlichste Frucht geerntet, sie wäre vor Glück gestorben.

Aber wie mächtig auch das Glück ihren schwachen Körper erschütterte, die Lebenskraft widerstand. Die volle Rose der Liebe, welche in diesem Augenblick in ihrem ganzen Wesen duftete, sollte Zeit haben um abzufallen, Blatt um Blatt, bis nichts mehr übrig war als der trockene Kelch, der das Samenkorn eines andern Lebens enthält.

Gudmund war nun von der steinernen Schwelle heruntergetreten und kam des Weges herüber geschritten. Es lag in seinem Gang eine gewisse Trägheit, und etwas vom Fischer in seiner Haltung. Er war gewißlich schmucker, als die Leute gewöhnlich sind, schien aber doch das Aussehen und den Schritt des Alltagsleben sich angeeignet zu haben.

Wer war das Frauenzimmer, welches dort auf dem Ebbgrunde stand und ihn anstarrte? Er trat langsam auf sie zu. Er stutzte etwas, dann ging er näher. — Plötzlich stand er wie festgewurzelt und konnte nicht weiter. Alles Blut stieg ihm zu Kopfe; er meinte zu Boden stürzen zu müssen.

„Kennst Du mich, Gudmund?" rief sie aus und ging auf ihn zu.

„Engel! Jungfer Engel!" ächzte er, indem er unwillkürlich die Arme gegen sie ausbreitete.

„Gott segne Dich, Geliebter meiner Jugend," flüsterte sie mit thränenerstickter Stimme und lehnte sich an seine Brust, so vertrauensvoll und ergeben, wie nur die Liebe ein Weib machen kann.

Und wie er so da mit ihr stand, stieg nach und nach auch in ihm das Vertrauen auf. Eben so schnell wie die Natur ihren nächtlichen Traum in dem steigenden Lichte des Tages vergessen hatte, vergaß er das Nachtgebilde, welches das Gewissen im ersten Augenblick ihm vorgehalten hatte, und mit dem ganzen Herzen gab er sich dem wunderbarlichen Glück der Gegenwart hin.

Unablässig fuhr er fort, sie zu betrachten. Was er in ihren gramverzerrten Zügen las, war ein Evangelium der Leiden ohne Worte. Aber jetzt kam ja die Herzensfreude und schrieb ihre goldenen Merkmale ein — oben und unten und dazwischen, wo nur Platz war, und bald leuchtete eine neue Jugend aus diesen zusammengeflossenen Zeichen heraus. Wo das Glück sein flammendes Siegel

auf den Grund des Schmerzes drückt, empfängt der Mensch ja seine größte Schönheit.

„Nun bist Du mein Einziger, Gudmund!“ sagte sie. „Das Grab hat sich über meinem alten Vater geschlossen. — Gesühnt habe ich meine schwere Schuld; — — die Thür der Welt ist mir versperrt. Nun will ich Deine Treue mit meinem Leben bezahlen.“

„Herr Gott im Himmel!“ rief er aus und bedeckte sein Antlitz mit den zitternden Händen.

Da kam ein dienender Bursche gelaufen, um eine Weisung zu empfangen, und als diese erteilt war, ergriff Gudmund Engels Hand und führte sie dem Gehöft zu.

„Ist das Dein Heim, Gudmund?“ fragte sie.

„Es ist das Deine, Engel, wenn Du es des Betretens würdigst,“ antwortete er. Aber sein Blick flog scheu umher, und als er die Thür des Zimmers öffnete, hatte sein Gesicht einen drohenden Ausdruck.

Das, was er von sich verscheuchen wollte, zeigte sich jedoch nicht.

Sobald Gunhild ihn drunten auf dem Ebbgrunde mit einem fremden Frauenzimmer im Arme hatte stehen sehen, war ihr eine Ahnung gekommen, daß hier dasjenige sei, wodurch sie so oft geschreckt worden sei, ohne es zu kennen. Und als er nun mit der Fremden Hand in Hand und in inniger Hingebung herauf gegangen kam, floh sie in einen Winkel des Hauses, um sich mit ihrem Schreck und ihrer Schande zu verbergen; denn indem sie ihn sich so benehmen sah, ging ihr mit einem Mal die Er-

kenntnis davon auf, was sie ihm gewesen war. Doch das Schamgefühl war nur ein Jugendzug bei ihr, er war keineswegs ein Grundzug. Deshalb wurde es auch schnell von Eifersucht und Zorn verdrängt, welche gemeinschaftlich den Widerstand zu erwecken suchten, den sie ihr Recht nannte.

Währenddes hatte Gudmund Engel auf den Festplatz zur Rast hingeführt, den er mit so großer Ausdauer und Liebe ihr in seinem Heim hergerichtet. Und nun saß er ihr gegenüber und seine alte Schüchternheit kehrte zurück: — was war er, daß sie ihn lieben konnte? Er hielt ihre mageren Hände von den seinen umschlossen; er blickte ihr verschämt in die sonnenwarmen Augen, und das Herzensleben, welches er einmal mit ihr gelebt, erhob sich aufs neue und umfaßte sie mit der ganzen Wärme der Jugend. Er hätte mit aller Wahrheit in dieser Minute die schicksalsschwere Zwischenzeit von sich werfen und sagen können: ich kenne Dich nicht und kann für dich nicht verantwortlich sein.

Aber es liegt in der Wirklichkeit eine fürchterliche Macht; sie vermag die innerlichste Wahrheit mit Füßen zu treten und der Lüge zu zeihen.

Sie kündigte sich auch an und hielt Gudmund ihren Schuldschein vor. Grade vor die Augen, indem sie sich am tiefsten in das Anschauen der Geliebten seiner Jugend versenkten, hielt sie ihre vernichtenden Beweise. Und wie ein Verlorener warf er sich ihr zu Füßen und weinte wie ein verzweifeltes hilfloses Kind.

„Du weinst so, Gudmund," sagte Engel und trocknete ihm die Thränen vom Gesicht. „Bin ich Deine Einzige, dann ist ja jetzt aller Kummer vorüber."

„Ja, Du bist meine Einzige!" schluchzte er auf mit einem Schrei, als müsse er vor einer überwältigenden Bürde sich Luft machen, wenn es auch das Leben koste.

Da nahm sie seinen schönen Kopf zwischen ihre Hände und blickte ihn an, — und sie nickte dem Flehen um Liebe in seinen Augen zu. Ja — das Leben sollte schön werden. Sie hatten beide ja einen so guten Grund, auf welchem sie bauen konnten. Sie waren nicht des Glückes teilhaftig geworden, welches mit dem Mute der Jugend sich erhebt und seiner selbst so gewiß ist. Ihr Glück war eine Frucht von Schmerz und Entbehrung, und sie würden mit demselben in Vorsicht und Dankbarkeit umgehen.

Wie gut Gudmund alle ihre Gedanken erriet! „O, Engel, Engel!" klagte er. „Weshalb bliebst Du so lange fort? Ich bin ja hier wie ein verlorener Mann umher gegangen. Sünde und Schmerz, Engel, Sünde und Schmerz!" Und er brach aus in ein erneutes Schluchzen.

Da überzog ihr Antlitz eine Blässe des Todes, sie zog die Hände von ihm und preßte sie gekreuzt gegen die Brust. „Klagst Du mich an, Gudmund?"

„Engel! Engel!" rief er verzweiflungsvoll. „So war es nicht gemeint."

„Still!" gebot sie liebevoll. „Hatten wir nicht für Leben und Tod uns einander zugesagt? Kam es mir nicht zu, den Willen meines Vaters zu thun, der im Himmel ist?

Nicht konnt' ich den Brautkuß Dir bringen dar,
Nicht der Jungfrau heilige Gabe,
Wie die wilde Königskerze ich war,
Die empor sprießt neben dem Grabe.

Nicht konnt' ich Dir schenken Herzensgold,
An das kein Anderer rührte,
Nicht konnt' ich Dir bieten — wie ich gewollt —
Einen Reichtum, wie er Dir gebührte.

Die Erinn'rung, o, könnt' ich sie roden aus,
Und kostet' es mich auch Schwielen,
Wär' ich wie das Kind, das träumt von Graus,
Und erwacht zu neuen Spielen.

Wär' ein Abgrund doch in der Zeiten Land,
Da möcht' meine Schande zerschellen!
O, stünd ich dann wieder am weißen Strand,
Reingespült von des Oceans Wellen! ...."

„Ach, Engel, Engel!" unterbach Gudmund sie und hob die gefalteten Hände gegen sie empor. „Was redest Du von Schande? Du bist ein Engel des Himmels, der nie mit seinem Fuß eine Stätte der Schande betreten hat."

„Und ich war sechs volle Jahre dieses Mannes Weib?" antwortete sie und blickte ihm fest in die Augen.

„Erwähne doch das nicht, Engel. Der Mann ist ja seit Jahr und Tag tot."

„Ich weiß es. Ohne dies befände ich mich wohl nicht hier. An dem Tage, an welchem ich Dich meinen Ehemann nenne, bin ich Deine Einzige — denn das Grab trennt vollkommen. Ach, in vielem Kummer habe ich meine Seele gereinigt, Gudmund."

„Was redest Du von Reinigung!“ rief er aus und bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen.

Sie saß eine Weile und schüttelte das Haupt, als wenn sie mit einem körperlichen Schmerze ringe, der nachließ und wiederkehrte. Dann wandte sie sich plötzlich zu ihm; ihr Antlitz war alt und hart, und kein Schimmer ihrer großen Liebe leuchtete aus demselben. Sie saß vor ihm wie ein Gespenst. In dieser Minute war sie weit von ihm entfernt; aber er wagte mit keinem Worte sie zurück zu rufen.

„Gudmund,“ flüsterte sie endlich, und es klang, als wenn sie ihn flehentlich in einer starken Anfechtung zu Hilfe rufe. Aber als er sprechen wollte, winkte sie ihm Schweigen zu und fuhr in derselben klagenden Weise fort:

„Sag an, wo steht der Sünde Schloß,
Dem der Teufel gab Turm und Zinnen,
Um das als Graben sich Spott ergoß,
Da nichts als Schande drinnen?

Das steht, das steht auf geweihtem Grund —
Gestattet vom Herrgott im Himmel —
Drum wird gesegnet mit Hand und Mund
Das Nest mit dem Schlangengewimmel.

Das steht in dem Pakt erzwungener Eh' —
Die Schlangen umringeln die Stirne! —
Das Weib findet da nur Schmach und Weh
Als des Mannes gedungene Dirne.

Drum sag' ich Dir, sag' laut es an:
Die Hölle ist hier auf Erden
Im Pakte zwischen Weib und Mann,
Wenn sie schmachvoll verkuppelt werden.

Gudmund hatte sich erhoben und blickte sie entsetzt an, ja, er wich fast zurück vor ihr, indes sie da so seltsam geistesabwesend saß und das Grablied ihrer Jugend sang. — War sie trotzdem für ihn verloren? Gehörte sie wider ihren Willen dennoch der grauenhaften Vergangenheit? „Engel, Engel! Komm zu Dir selbst!" rief er entsetzt.

Sie fuhr zusammen, als werde sie von einem Schrecken gepackt.

Da legte Gudmund den Arm um sie, und führte sie aus der Stube hinaus und über den Graswall zu einer sonnenwarmen Stelle. Hier unter der hohen Himmelswölbung verließ das Entsetzen sie und sie schmiegte sich lächelnd an seine Brust.

„Dachtest Du jemals, daß ich Deiner unwürdig sei, Gudmund, als ich die Wege der Erniedrigung wandelte?"

„Ach, Engel, Jungfer Engel! Was redest Du von Erniedrigung? Ach, wäre ich ein Mann des Todes! es wäre mir besser, als hier mit Schande vor Deinem Antlitz zu stehen."

„Nun willst Du Dich selbst erniedrigen — damit ich mehr erhoben werde," sagte sie und schüttelte den Kopf.

„Ach nein!" seufzte er. „Nimm mich in Gnaden an."

„Dich aus Gottes Hand nehmen, will ich, Gudmund...."

. . . . . Wo steht, wo steht der himmlische Bau,
Dessen Herdfeuer Tugendflammen?
Wer führt ihn auf? Es sind Mann und Frau,
Die fügen den Segen zusammen.

Ich sage dir, Teurer, hell und klar,
Es ist Mannes und Weibes Beginnen,
Die gleichen zwitscherndem Vogelpaar,
Das im Walde nistet tief drinnen.

Ich sag's dir, Teurer, an diesem Strand
Die Blume der Liebe erblühet,
Die Sonnenblume vom Himmelsland,
Bis die Sonne droben verglühet."

„Die Sonnenblume vom Himmelsland," wiederholte er und schloß sie in seine Arme. Und so standen sie in gegenseitiger Bewunderung versunken, während das flammende Sonnenland rings um sie nach allen Seiten hin ihnen der Freude gebahnte Wege zu öffnen schien.

Da kam jemand über das Feld herangeschritten, wo sie standen. Es war Gunhild. Sie sah unglücklich und verwildert aus. Eine Weile besann sie sich, ob sie weiter gehen solle; in dem nächsten Augenblick näherte sie sich. Erst als sie herangekommen war, bemerkte Gudmund sie, und so tief hatte er die Seele in Engels liebevollen Blick versenkt, daß er sie wie durch einen Traum ansah und sie nicht erkannte.

Aber plötzlich durchzuckte es ihn, und er wurde sich dessen bewußt, was vorging. Er preßte Engel fester an sich und wies Gunhild mit drohendem Blick zurück. Doch

Engel war bereits aufmerksam geworden. Sie riß sich hastig los, wandte sich gegen das verwilderte Frauenzimmer und blickte es durchdringend fest an.

„Was willst Du hier?" fuhr Gudmund auf, und wies sie mit der Hand fort. „Geh hinauf auf den Hof, dann werde ich späterhin mit Dir reden."

Allein Gunhild ging nicht; sie fuhr nur fort die beiden mit ihren verwilderten Augen anzublicken, welche von einem zum andern irrten, und es loderte sowohl Unglück als Trotz in ihnen.

Engel hatte gesehen und gesehen. Was war das? Diese Person stand ja da wie eine fürchterliche, unwiderlegbare Zeugin. Gegen wen zeugte sie?

„Gudmund!" sprach sie mit bebender Stimme. „Wer ist dieses Weib dort?"

„Geh fort von mir!" wiederholte er wild und that, als überhöre er Engels Frage. „Geh hinauf auf den Hof, hörst du?"

„Nein," antwortete Gunhild, „dort hinaus geh' ich," und sie nickte nach dem Meere zu.

Engel stand totenbleich da und blickte abwechselnd beide an. Das Unglück ward durch keinen Schleier verdeckt; nackt in seiner ganzen entsetzlichen Wirksamkeit stand es vor ihr. Es schien ihr, als müsse sie in die Erde sinken; Grabeskälte durchschauerte ihre Glieder, und vor ihren Augen zog sich ein Nebel zusammen.

„Engel!" ächzte Gudmund, und das ganze Bekenntnis seiner Schuld wurde dadurch an den Tag gelegt.

Da kam Engel wieder zu sich selbst. Das Entsetzen hatte ihr Bewußtsein unterbrochen — ihre junge, glückliche Daseinsempfindung; aber es hatte ihr dafür eine andere mitgeteilt, und durch diese stand sie schnell angethan mit ihrer geistigen Stärke aus entschwundenen Zeiten. Eine Weile sah sie unverwandt Gudmund an, und obgleich er vor ihrem durchdringenden Blick zusammensank wie ein schwellendes Tangblatt vor der Sonne, richtete sie denselben nicht von ihm weg.

Ja. Jetzt sah sie es klärlich, in den schönen Zügen war Lockerheit. Da erblickte sie Kennzeichen der Lust und gemächlichen Wohlseins. Und dazu kam die Feigheit und gab ihm das jämmerliche Merkmal geistiger Armut. — Also war der Weitblick ihrer Liebe eitel Blendwerk gewesen und ihr heiliges Vertrauen ein dichtender Traum. Es war für sie ein qualvoller Augenblick, aber auch für ihn; denn er empfand wohl, daß in diesem strengen Blick sein Urteil gefällt werde.

Da wandte sie sich endlich von ihm zu Gunhild. „Hat er Dir Treue gelobt?" fragte sie.

„Nein!" rief Gudmund mit verzweifeltem Mut aus.

Ja, ja, ja!" antwortete sie trotzig, „das hast Du gethan... das hast Du gethan!" Aber sie bebte, daß sie kaum die Worte hervorbrachte, und sie begann zu jammern.

„Dann beruhige Dich," sagte Engel. „Er bricht sein Wort nicht. Geh' heim, betrage Dich geziemend und

habe acht auf Dein Haus, wie es der künftigen Hausfrau des Mannes gebührt."

Gunhild schaute verschüchtert auf ihn hin; sie wagte es nicht recht, sich auf den Richterspruch des fremden Weibes zu verlassen. Aber Engel gab ihr einen gebietenden Wink zu gehen, und sie ging.

„Nun hast Du mich zum Tode verurteilt, Engel," flüsterte er ohnmächtig.

„Von der Sünde zum Tode — vom Leben zum Tode. Das ist Dein Urteil, und das ist mein Urteil."

„Ich kann diese Person nicht zum Weibe nehmen, Engel! Gott ist mein Zeuge, ich kann es nicht."

„Aber Du kannst sie in den Arm nehmen und den Fleck der Sünde auf ihre Seele setzen!"

„Sie trat vor mich hin in Deinem Bilde, Engel! Es war das Werk des Teufels."

„Dann zehnfaches Weh über Dich! — Ich sühnte meine Vergangenheit, um rein vor Dir stehen zu können, und währenddes entweihtest Du sie. Hast Du das Werk des Teufels vollführt, dann bist Du auch verantwortlich dafür. — Jetzt sind wir in Wahrheit für ewig geschieden."

„Engel!" schrie er wild auf. Es war fast, als drohe er ihr. Aber in demselben Augenblick brach er in Thränen aus, warf sich ins Gras und schluchzte, als solle ihm das Herz brechen.

Engel sah eine Weile voller Strenge auf ihn hin. War er jetzt wie ein Wurm, der sich im Staube krümmte,

dann trug nicht sie die Schuld; sie hatte ihn vorwärts getragen auf dem Wege der Ehre und hatte ihm in ihrem Herzen den Ehrenplatz angewiesen, der alle überragte. Aber sein lebhafter Schmerz sprach endlich zu ihrem Herzen, und das Mitleid goß seine Wärme über ihre eisigen Züge.

„Weine nicht so!" bat sie. „Du machst es dadurch nicht ungeschehen. Du mußt Mann sein."

„Mann!" wiederholte er voll Hohn und erhob sich. Es sah fast aus, als wenn er sich selbst einen Fußtritt gebe. „Ist das Mannes Art, sobald nur ein Frauenzimmer versuchend sich ihm naht, demselben nicht widerstehen zu können, obwohl er weiß, daß es ihm weder Glück noch Ehre einträgt, sondern nur Zank und Schande. Ein Elender bin ich! Denn hätte ich Dich nur betrügen können, dann wäre es geschehen."

„Nun rasest Du wider Dich selbst, Gudmund."

„Ah, ich verdiene es nicht mit ‚Du' angeredet zu werden, Jungfer Engel, Engel Gottes, den ich beschimpft habe."

„Sagen nicht Bruder und Schwester ‚Du' zu einander, Gudmund?"

„Nein!" unterbrach er sie verzweifelnd. „Komm mir nicht mit diesem Auswege, denn den betrete ich nicht. Ich bin Dir untreu gewesen, das kann allenfalls bewiesen werden; aber mein Sinn ist in diesem Augenblick ebenso sehr auf Dich gerichtet, wie als ich Dich zum erstenmal erblickte, obgleich ich damals nur ein junger Bursch war

— und das ist Liebe, Engel! ‚Die Sonnenblume vom Himmelsland.‘ Aber das sei Dir ewig zugeschworen, daß ich sie nie irgend einer andern zugewendet habe und auch keiner andern sie in diesem Leben zuwenden werde.“

„Was Du da sagst, mag Dir selbst zugeschworen sein, denn ich nehme Dir kein Gelöbnis der Liebe ab,“ sagte Engel. „Aber Deine Mannhaftigkeit ist nicht so vollständig verloren, wie Du sagst. Das Glück ist so seltsam gefahren! Es kommt wie ein singender Vogel aufs Dach, und wir lassen es eiligst ein; aber es kommt auch auf widerwilligen Füßen; denn es geht den Weg der Arbeit, und dann ist’s der Wille, der es hereinläßt.“

„Der Wille!“ seufzte er. „Ja, zu der Zeit als ich Deiner harrend hier ging, und das Streben jedes Tages gleichsam wie ein Schritt näher zu Dir war, da besaß ich vielleicht etwas von Willen; jetzt besitze ich keinen.“

„Damals hegtest Du ein sehnendes Hoffen, Gudmund. Das dringt mächtig vorwärts. So drängt kein Wille, denn er wird von der Lust angespornt. Aber nun mußt Du den Willen zum Führer nehmen — den Mut, den Willen des Mannes.“

„Sage mir, ob Du den Mut hast, mich so grausam von Dir zu stoßen, Engel?“ unterbrach er sie und streckte ihr die Hände flehentlich entgegen.

Schmerzerfüllt blickte sie ihm in die verweinten Augen.

„Was ist es, was Du willst, Gudmund?“ fragte sie mild. „Entsinnst Du Dich dessen, was ich in der Stunde des Scheidens sagte, als ich mich Dir fürs Leben ge-

lobte? ‚Wenn Dein Arm frei ist, dann will ich die Rast meines Glückes in demselben halten.‘ — Ist Dein Arm frei, Gudmund? Könnte ich heute in dem Arm mein Glück finden, mit welchem Du gesteru ein anderes Weib umfangen hast? Möchtest Du mir solch einen trugvollen Ruheplatz bieten, wo die Schlangenzungen zischeln? Möchtest Du das, Gudmund, Geliebter meiner Jugend? Ach! Dein Angedenken war ja das Licht meines Kerkers und Myrrhe meiner lechzenden Seele …“

„Und das habe ich besessen und verloren!“ schluchzte er in Schmerz verloren.

„Weine nicht so,“ bat sie, aber sie weinte selbst.

„Derjenige weint nicht um Gold, der nie Gold kannte,“ entgegnete er. „Aber ich kannte das lauterste Gold, und ich habe es hingegeben gegen Rechenpfennige. Ich ging hier und schlenderte im Joch und aus purer Langeweile hungerte mich, und ich nahm fürlieb mit dem, was sich bot. Aber niemand vergißt in der Armut, daß er einst am Tisch der Ehre mit Auserkorenen gesessen! Es nagt wie ein Betrug. Pfui mir in aller Ewigkeit!“

„Zahl’! Gudmund! Tilg’ Deine Schuld; das erleichtert.“

„Wie kann ich meine Schuld bezahlen?“ rief er aus, und nun blickte er sie an mit der Bekümmernis eines Mannes. Nun war die Liebesglut und die Beschämung aus seinem Blick geschwunden. Er suchte sie wie einen treuen Freund in der Not. Der Schmerz hatte sein Gemüt ausgeglüht, und er atmete auf in einer reineren Luft.

Engel betrachtete ihn mit wehmütiger Lust. Sie sah wie ihr Jugendtraum wieder in ihm Gestalt annahm, obgleich er sich in anderer Form klärte. Er war nicht mehr der geliebte Mann, dessen Liebe seinem Äußern eine so versuchende Macht über sie verliehen; aber er war noch der geliebte Mensch.

Sie ging zu ihm hin — denn in Ehrerbietung hatte er sich etwas von ihr zurückgezogen — und sie legte ihre beiden Hände auf seine gewölbte Brust. „Gudmund, Lieber!" sagte sie, „zahl' Deine Schuld. Lösch' den Schandfleck aus, den Du gemacht; laß dem betrogenen Weibe ihr Recht werden."

Eine Erschütterung durchfuhr ihn, als wenn eine Scholle Eis ihm auf den Kopf falle; er schloß die Augen und ließ die Arme sinken. Aber durch die Eiseskälte fühlte er den warmen Druck ihrer Hände, und das gab ihm die Lebenskraft zurück.

„Ich werde thun, wie Du es verlangst," sagte er müde.

„Dann bist Du mein teuerster Freund auf Erden!" rief sie aus.

„Ach, Du mußt Dich ja meiner schämen," seufzte er.

„Du thust Unrecht, so zu sprechen. Ein Mann bist Du, wenn Du Dich selbst ehrenhaft weißt, und dann werde auch ich Dich ehren. Du selbst hast den Stein Dir vor den Fuß gelegt. Schleichst Du um denselben herum, und machst Du an demselben kein Merkzeichen, — dann, wahrlich fällst Du über ihn im Dunkeln."

„Beruhige Dich,“ sagte Gudmund, und erhob sich kraftvoll. „Ich werde für meine Selbstachtung Sorge tragen. Ich habe mich vergangen, und ich werde es sühnen — ich werde gehen, soweit die Güte es vermag, aber nicht weiter. Wie ich der Einzige Deines Herzens gewesen bin, sollst Du auch die meine sein. Das ist nicht Dir zugeschworen, sondern mir selbst ist es geschworen. Ich werde nun sehen müssen, wie weit ein Mann kommen kann, wenn er Ernst macht.“

„Dann sei gesegnet — mein Einziger!“ sagte sie und schmiegte ihr Haupt an seine Brust.“

„Ach — den Brautkuß, Engel!“ seufzte er.

Sie blickte zu ihm hinauf wie durch einen Nebel. „Den Brautkuß... Nun ist ja der Tod mein Bräutigam... Lebe wohl!“ und mit einem Ruck zog sie sich von ihm zurück.

„Wohin gedenkst Du, Engel?“

„Weit hinaus im Nordwesten, wo das Weltmeer rauscht, da weiß ich eine Insel.... mit einer Kirchturmspitze, auf welche die Wildente von ihrem hohen Fluge sich herabsenkt, um zu rasten — — da will ich. . der Zugvogel mit zerbrochenen Schwingen. . . mich niederlassen. . . Lebe wohl! Lebe wohl!“

„Darf ich Dir nicht folgen, Engel!“

Sie schüttelte den Kopf.

„Sind wir denn auf ewig geschieden?“

„Ich will Dir antworten, wie ich in den Tagen der Prüfung mir selbst geantwortet habe:

Sind deshalb wir geschieden, weil das weite Meer uns trennt,
Das von Strand zu Strande rollet seine Wogen?
Weil der Fische dichter Schwarm, der des Meeres Pfade kennt,
Kommt wie Klippenwände zwischen uns gezogen?

Geschieden, weil der finsteren Erinnerungen Flug
Uns wie Nebel zwischen Bergen hält umfangen;
Weil der Lüge böse Zunge uns umspielt mehr als genug,
Weil die Ehre, schutzlos, ist zu Grund gegangen?

Sind deshalb wir geschieden? Nein. Der Treue Gold ist echt.
Was in schöner Stund' zu spenden wir beflissen:
Der Liebe holde Gabe, des Herzens Königsrecht,
Wird von irdischem Gesetze nie entrissen.

Nein, wir sind nicht geschieden. Ob das Grab uns decken mag,
Ob verriegelt auch die Thür zum Haus, dem engen:
Die Freude, die hienieden nur währt einen kurzen Tag,
Gott der Herr wird sie zur Ewigkeit verlängen."

Sie trat von ihm zurück und sah ihn klaren Blickes an. Es war, als messe sie ihn, ob er in dieser Stunde gewachsen sei; denn in ihrer eigenen Seele fühlte sie die Stärke neue Sprossen treiben. Ja! Er hatte sich aus seiner mutlosen Versunkenheit erhoben. Das Schandmal der Feigheit war gewichen und er stand bereit, in den harten Kampf einzutreten.

Jetzt hatte sie ihn wiedergewonnen! Jetzt hatte sie einen Mitarbeiter bei der schwierigen Aufgabe, welche das Schicksal ihr zugewiesen. Das Glück hatte viele Namen. War der Ehegenossen treues Zusammenleben ein Himmelsglück auf Erden, so war das Zusammenwirken zweier

Menschen auf dem Pfade der Heiligung in gleicher Weise ein Erdenglück — und das wurde nun ihr zu teil.

„Steh fest, Gudmund — auf dieser Seite der Gemarkungsscheide — — — Ich werde suchen stand zu halten auf jener."

„Ich gelobe es feierlich," antwortete er trauervoll. „Aber wenn Du mir Ziel setzest, so stelle ich Dir Bedingung. Du scheidest nicht von mir fürs ganze Leben — ich vermag nicht, es zu ertragen."

„Größere Last hattest Du zu tragen, bevor ich kam — denn es giebt keine größere Last als Schande."

„Du hast recht. Die soll mich auch nicht sehr lange beschweren: das Frauenzimmer soll mein angetrautes Weib werden — — damit sind wir quitt. Späterhin mag sie sich zurecht finden, so gut sie es vermag — hier giebts genug zu schaffen. Aber hast Du so strenge Buße begehrt, so wirf mir keinen Stein zu, wenn ich hungerkrank bin; denn so wie Du da vor mir stehst, Engel, meines Gottes Engel! da bist Du es, die meine Braut ist, da scheint es mir, ich müsse Dich umarmen, wenn auch unser Herrgott dazwischen träte."

Sie erbebte; denn das Feuer seines Herzens schlug ihr entgegen, und die versucherische Wärme begegnete ihren strengen Gedanken von der Frühlingssonne und der schwimmenden Eisscholle. „Nun wird es Zeit, daß wir uns trennen," rief sie erschreckt. „Wir haben unsern Herrgott zum Zeugen gerufen — wollen wir ihn zum besten haben? — Rufe mir den Bootsführer herbei."

Gudmund seufzte tief, wandte sich ab von ihr und schritt der Brücke zu. Nach kurzer Abrede mit dem Bootsführer kam er zurück.

„Nun geschieht es, wie Du verlangst, Engel."

Ach, er wußte nicht, wie stark das entgegengesetzte Verlangen in ihr war; denn eben wie er jetzt auf sie zu kam, war er allganz wie an jenem Tage in ihrer Kinderheimat, als seine warme Jugendliebe einen so versucherischen Schimmer über ihn gegossen hatte, daß ihm alle Vollkommenheit des Lebens innezuwohnen schien. Des Herzens Sehnsucht ist ein göttlicher Künstler!

Und nun hielten sie einander an der Hand. Bangigkeit und Schmerz gingen wie ein Nordlichtschein über sein bleiches Antlitz und Engel stand mit gesenktem Blick.

„Lebe wohl!" flüsterte sie. „Lebe wohl fürs Leben!"

„Versprich mir, daß ich Dich wiedersehen darf — — oder ich sterbe vor Deinen Augen," sagte er, und erkämpfte Festigkeit spannte alle seine Züge an, so daß er in diesem Augenblick das Bild eines Kämpfers des Schmerzes war.

Engel blickte ihn mit ihrer ganzen Liebesfülle an. „Was kann das Leben bieten?"

„Wenn der Tod kommt — — — das letzte Lebewohl!" sagte er fest. „Du setztest mir ein Ziel der Strenge — ich werde es erreichen. Nun setze mir ein Ziel der Liebe — damit ich etwas zu ersehnen habe."

„Das sei Dir verheißen, Gudmund — — —"

In der nächsten Stunde trug dasselbe Boot sie vom Lande fort, welches sie in der frühen Morgenstunde hergetragen hatte. Damals standen die Kvänangszinnen glühend im Sonnenschein, und der Ort lag vor ihr wie ein Paradies. Jetzt, als sie noch einmal zurück blickte, lag der Schatten über demselben, schwer wie eine Botschaft des Todes. Eine einsame Gestalt stand am Strande und blickte nach ihr hinaus; es war Gudmund Holm. Er stand da, bis das Sonnenblinken sich zwischen ihn und das Boot legte — da war es ihm, als wenn Engel in eine Lichtwolke hinüber gleite, während er selbst in der hoffnungslosen Dunkelheit zurück bleibe.

Einen Monat später fand seine Trauung mit Gunhild statt. Die wurde in einer Eile vollzogen, welche dem Volke zu allerlei Gerede Anlaß gab; allein die Prophezeiung traf nicht ein, und nun verstand niemand das Geschehene. Man hatte wohl davon geschwatzt, daß das Verhältnis zwischen dem Hausherrn und der Dienstbaren nicht so ganz nach den Vorschriften des Katechismus sei; aber was — wenn keine Beweise ans Tageslicht kamen, dann — — —

Nach und nach kamen aber andere Beweise zum Vorschein, und die waren für die Leute noch mehr irreführend, als die ausgebliebenen.

Wie sollten die Leute es begreifen, daß von zwei Menschen, die scheinbar einander gut waren, jetzt, nachdem sie Mann und Frau geworden, so zu sagen jeder seinen eigenen Weg ging? Gunhild war ja früherhin früh und

spät hinter ihm her gewesen und hatte sehr wohl gewußt, wie er zu nehmen sei; jetzt war sie geradezu scheu vor ihm, und sollte etwas entschieden werden, dann sandte sie einen anderen an ihrer Stelle. Weshalb in Gottes Namen hatten sie dann einander geheiratet?

Aber das nützte zu nichts, alles, was die Neugier sann und spähte: sie kam nicht weiter als zu dem äußern Zeichen; die Ursache blieb geheim. Deshalb zog sie endlich ihre Wachtposten ein und überließ die beiden einander selbst.

Gunhilden waren, als sie den Mann drunten auf dem Ebbgrunde mit der fremden Frau stehen und derselben in der demütigen Weise seine Liebe huldigen sah, zum erstenmal die Augen recht aufgegangen in betreff ihrer Schande. Auf diese Weise hatte er sich nicht gegen sie benommen. Und von Reue und Verzweiflung getrieben, war sie zwischen die beiden getreten. Sie mußten getrennt werden, und wenn es auch ihr Tod werden sollte.

Aber als sie ihr Ziel erreicht hatte, kam ihr gleich das peinliche Gefühl, daß das lose Band, welches sie und Gudmund verbunden hatte, für immer zerrissen sei. Sein drohendes Antlitz hatte ihr deutlich genug gesagt, was er fühlte. Aber als sie dann später als seine angetraute Ehefrau da stand, dachte sie, daß es sich vielleicht wieder zusammenschürzen lasse — und sie versuchte es, ihn durch ihre alte gaukelnde Weise zurück zu gewinnen.

Gudmund Holm war jedoch nicht mehr derselbe. Die

Gaukelei, welche ehedem seine Lust gereizt hatte, reizte nun seinen Zorn.

Ihre flüchtige Ähnlichkeit mit Engel, welche in seinem erschlafften Zustande sein Vertrauen erweckt hatte, erschien ihm jetzt nur ein Zerrbild, welches ihn mit einer Lüge gefangen habe. Er mied ihre Nähe, wo er es nur konnte, und wenn sie anfangs mit einer gewissen erkünstelten Dreistigkeit ihm entgegen getreten war, so mußte sie doch bald ihr Spiel verloren geben, wenn sie den Rachegedanken sah, der wie ein Blitz ihr aus seinen finstern Augen entgegen flammte. Nein. Sie erkannte, daß, wenn das Recht auch mit Gewalt erzwungen werden könne, das Herz sich nie vergewaltigen lasse. Sie war zwischen ihn und das Weib getreten, das er einzig liebte; jetzt würde jenes Weib für ewige Zeiten zwischen ihm und ihr stehen.

Da ergab sie sich dem Gram und ließ diesen mit Harm so lange abwechseln, bis sie in der Arbeit und der Bedeutung, welche ihre Stellung ihr gab, gegen sich selbst eine Hilfe fand. Denn es gab keinen andern Räuber ihres Friedens als ihre eigene Aufreizung. Gudmund überließ mehr und mehr ihr die Bewirtschaftung der Stelle und sorgte in jeder Weise für ihr Ansehen.

Das hatte auch im Laufe der Jahre seine guten Folgen. Ihr Benehmen wurde allmählich ein angemesseneres, und ihr Verstand entwickelte sich. Sie hatte gewißlich in ihrer Natur eine Grundlage von Einfältigkeit, und die war es, mit welcher sie einst nach allen

Seiten hin Anstoß erregt hatte; zugleich besaß sie aber auch Gutmütigkeit, und diese trug dazu bei, die widerwärtigen Spuren zu verwischen.

Gudmund härmte sich ja so kummervoll ab! Er erschien oft ihren Blicken wie ein Wandrer ohne Ziel und Zweck, der von niemandem Hilfe annehmen wollte.

Da klopfte endlich das Gewissen bei ihr an, und da es sich nicht abweisen ließ, mußte sie sichs gefallen lassen zu hören, was es ihr zu sagen hatte. Es gab ihr nicht gute Worte. Als es aber gesagt hatte, was es wollte, weinte Gunhild über das verlorene Glück des Mannes, wegen dessen sie sich anklagte, und sie erweinte sich ein besseres Gemüt. Nach und nach entstand in ihr ein mütterliches Gefühl für ihn, und in diesem ging ihr sinnliches Verlangen unter. Nun blickte sie ihn ohne Scheu an, nun ebnete sie ihm alle Wege, und zuletzt empfand sie Freude am eigenen Thun — ja, sie empfand es sogar als ein Glück.

„Gefällt es Dir, daß ich Dich Gudmund nenne?" fragte sie eines Tages und blickte ihn voll Innigkeit an.

„Nenn' mich, wie es Dir gefällt; ich bin ja Dein Mann," antwortete er abweisend.

„Ja, Du bist es — leider Gottes!" seufzte sie. „Es war wohl jemand, die eine Rache zu gute hatte, seitdem ich auf Deinen Weg geführt wurde. Aber, Lieber! Ich habe auch etwas dagegen in Anrechnung zu bringen, ich auch!" Sie hätte mehr sagen wollen; aber sie brach in Thränen aus.

Gudmund antwortete nicht. Eine Weile saß er mit geschlossenen Augen, dann erhob er sich, um zu gehen.

„O nein, geh nicht!“ fuhr sie auf. „Gott weiß, wann ich es wieder über mich gewinne, mit Dir zu reden. Jetzt muß es gesagt werden. Wird es mir gestattet um Dich zu walten, daß Du Dich nicht völlig unbehaglich in Deinem Heim fühlst? Oder ziehst Du es vor, daß ich von hinnen ziehe? Ich will thun, wie es Dir gefällt.“

Er blickte scheu auf sie hin; aber der Blick wurde nach und nach klar. Es war mit ihr eine Veränderung vorgegangen, das lag deutlich zu Tage, und er atmete erleichtert auf. „Vergieb mir!“ flüsterte er; aber er entsetzte sich gleichsam vor dem, was er gesagt und fügte mit mehr Fassung hinzu: „Willst Du mit mir auszukommen suchen, dann soll Dir Dank werden — und Ehre.“

„Dank und Ehre sollen Dir werden,“ antwortete sie und blickte ihn mit großer Freude an; denn jetzt war sie gerettet. Jetzt war es nicht mehr vonnöten, verstohlen ihm die Güte zu thun, die sie für ihn bestimmt hatte. Sie hatte jetzt Erlaubnis, ihm ihre Zuneigung zu zeigen — o, wie gut sie ihm war, obgleich er da wie ein Schatten ging und schon eine Beute des Todes zu sein schien.

Ja, sie war ihm gut. Aber es war die Verliebtheit der Güte, und durch diese war sie gerettet von der unheimlichen Erniedrigung des verschmähten Weibes.

Von nun an erhob sich Gunhild zu einem tüchtigen Leben; aber sie erhob den Mann nicht mit sich. Sie vermochte wohl ihn zu stützen; doch ihm vorwärts zu helfen,

das brachte sie nicht fertig. Ja, wenn er niemals früher eine andere Treibkraft gekannt hätte, als die, welche das Alltagsleben in Bewegung setzte; aber die hatte er ja bereits. Und selbst dann würde eine Scheidewand sich zwischen ihnen erhoben haben; denn sie wollte immer den gewöhnlichen Weg des Erwerbs gehen, während er den wippenden Steg der Ausnahme zu beschreiten pflegte.

Gudmund Holm gehörte nämlich zu der Art von anmutenden Menschen, welche hier in den großen und ergreifenden Naturverhältnissen stets mit Poesie leben. Ihre Lebensaufgabe kann sie sehr wohl von Mühseligkeit zu Mühseligkeit, von Berechnung zu Berechnung führen, und dem Anschein nach sind sie nichts als Alltagsmenschen; aber laß das Ungewöhnliche ihnen einen Wink geben, und gleich springt der innere Mensch hervor und sagt: hier bin ich!

Es kommt nicht darauf an, von welcher Seite her der Wink kommt — ein Methodistenprediger, ein Goodtemplaragent, ein Student, welcher seinen Ferienrausch aussingt, ein Fortschrittsmann mit der reinen Fahne — wenn nur ein Schimmer von Idealität vorhanden, fangen sie Feuer; denn sie besitzen Vollblutnaturen — und es ist Glauben in ihnen.

Und Glaube war in Gudmund Holm. Die Lichtbahn, auf welcher er an jenem Tage hatte Engel aus dem Gesichtskreis entgleiten sehen, war seinem innern Auge stets sichtbar. Für ihn war es der Weg zum Paradiese, und auf diesem würde er sie einst wieder-

finden. Daß dabei die gewöhnliche Bahn des Lebens in graukalten Schimmer zu liegen kam, kümmerte ihn wenig. Er that seiner Pflicht vollauf Genüge', so gut er es vermochte, und im übrigen schritt er durchs Leben wie ein geistesabwesender Mann. „Nun ist er ganz wunderlich," sagte das gemeine Volk. „Nun sieht er kaum, wohin er seinen Fuß setzt."

Ja. Gudmund ging wirklich etwas tastend und unsicher umher. Aber er ging ja auch zwei Wege zu gleicher Zeit — den, welcher zum Wiedersehen mit Engel führte, und den, welcher von einer geringfügigen Thätigkeit zur andern leitete. Da war es kein Wunder, daß er, indem er dem ersten folgte, auf dem zweiten nicht festen Fuß fassen konnte.

Weit draußen im Nordwesten, wo die Inselgruppen auf dem offenen einst so befahrenen Wege nach Grönland abschließen, liegt wild und einsam die Helginsel mit abgerundetem Strand gen Süden und hohen, schroff abstoßenden Klippen gen Norden. Hier ist gar nichts, was gegen die Stürme des Ozeans Schutz böte, und der Nebel, welcher sich von den Küsten der ewigen Eislande heranwälzt, hüllt unabläßig seine wasserdurchtränkte Decke um die Insel.

Von den Höhen ist die Aussicht weit genug — gar zu weit! denn da, wo sie am größten, begegnen Himmel und Meer einander in einer Strahlenblendung, welche

den Eingang zu einer Welt zu bilden scheint, die keine Grenze hat. Unzählige kleine Klippen strecken ihre dunkeln Spitzen über die Meeresfläche herauf und erwecken einzig den Gedanken an Untergang; denn hier hört endlich das Klippengewirr auf, und alle diese Eilande erinnern unwillkürlich an die Winzigkeiten, die schließlich hinter dem Großen folgen.

Wild ist es hier nach allen Seiten; denn selbst nach Südwesten, wo das Land eine Einbiegung macht, geht der breite Fjord vorbei und gestattet nicht sonderlichen Frieden. Hier ist es übrigens, wo die Insel ihre bewohnte Stätte hat und wohl meist immer hatte. Hier finden sich außer einer Landhandlung ein Dutzend Häuschen und eine uralte Kirche, deren lange dünne Turmspitze ganz dem Mast eines Schiffbootes gleicht. Die Insel hat gen Süden einen langgestreckten Graswall, der recht kultiviert aussieht; aber die Lage ist hier auch den gewaltsamen Überflutungen des Meeres ausgesetzt, und man glaubt nicht recht an diese Kultur. Man wird zu sehr an das Grün der großen Steinblöcke am wilden Strande gemahnt. Trotzdem kleidet es wohl und tönt weich ab gegen die nackten Felsgipfel, welche dahinter emporragen.

Auf dieser Insel lebte Engel Marcilie Heggum.

Elf Jahre hatte sie hier gewohnt und sich in jeder Weise eingerichtet wie das gemeine Volk. Sie hatte sich in einem kleinen Hause eingemietet, welches nicht mehr als ein Stübchen enthielt und ziemlich abseits lag. Dann hatte sie sich ein Spinnrad und einen Webstuhl ange-

schafft, welche in gewisser Weise ihrer Einsamkeit Leben gaben und ihr zwei ehrliche Hausfreunde wurden. Es war nicht viel an ihr, was die Neugier herausgefordert hätte; denn was Aufmerksamkeit hätte erwecken können, barg sie mit großer Sorgfalt. Für die Umwohnenden war sie ein Frauenzimmer, welches wahrscheinlich einst bei angesehenen Leuten gedient hatte und jetzt in den Tagen des Alters durch der Hände Arbeit das Leben fristete. Man ließ sie ihre eigenen Wege gehen.

Nur äußerst selten war Gottesdienst auf der Insel. Zu jenen Zeiten mußten viele Wohnorte sich zusammenthun, um einen Prediger zu unterhalten. Aber trotzdem wußte Engel einen Weg zur Kirche zu finden. Jeden Sonntag wanderte sie über die Insel zu einer Stelle hin, von wo aus sie das gewaltige Meer überblickte, und da, wo es mit dem Himmel in einem strahlenden Lichtblinken zusammenschmolz, schien es ihr, als wenn Zeit und Ewigkeit einander begegneten und sie auf diese Weise vor dem Eingange zu dem Gottesreiche sitze, wo sie nun bald vor dem Könige des Himmels erscheinen solle.

Hier sammelte sie sich auf dem innersten Grunde der Seele, und in der Einsamkeit mit Gott sprach sie die Dichtung aus, die sich unaufhörlich aus ihren Gedanken formte. Daß er sie verstehe, darauf konnte sie sich fest verlassen! Was ihr an den rechten Worten fehlte, das las er ja selbst weiter in ihren Gedanken. Ihm konnte sie recht die zerschellte Hoffnung ihrer Liebe klagen; denn er nahm so seltsam die Scherben ihres irdischen Traumes

und fügte sie zusammen zu einem Bilde des ewigen Glückes.

Auf diesem Sonntagsplatze saß sie, wenn des Sommers blanker Himmel sich über ihr wölbte, wie auf einem Hochsitz. Des Alltagslebens Dürftigkeit fiel ab von ihr wie die Bettlertracht von einer strahlenden Fee, und sie fühlte sich in dem vornehmen Reiz ihrer Jugend. Wohin sie den Blick wandte, sah sie nur durchdringende Klarheit. Nirgends gewahrte sie das „Ringeln der Schlangenzungen." Hier spendete sie der Erinnerung ihren verzeihenden Gruß, und hier empfing sie selbst von der ganzen Welt den küssenden Handwink der Verzeihung.

Selten begegnete sie jemandem auf dem Rückwege; denn meistens waren die Leute am Sonntage auf der Brücke am Strande und beim Handelshause versammelt; geschah es aber, dann wandten sie sich um und blickten ihr verwundert nach; denn sie trug alsdann noch das Merkmal der Hoheit und Ehre, mit welchem sie in der eben verflossenen Stunde geschmückt gewesen war. Wenn die Leute dann aber hinterher bei Alltagsbegegnungen sie wieder sahen, eben so demütig und arm wie sie selbst, dann vergaßen sie schnell die seltsame Erscheinung und hielten sich an das, was sie verstanden.

Doch das Öl des Lebens war bald verbraucht; das gab sich auf verschiedene Weise zu erkennen. Denn wenn sie auch vor den Augen anderer ging und kam wie die, welche sparsam vom Alltagsbrote lebten, war sie doch, mit sich selbst allein, beständig Gast an dem reichen Tische

des Geistes, und da sie selbst alles dazu that, erschöpfte sich ihr Vermögen bald.

Da endlich trat ihr eine Mahnung vor die Seele, ihre letzte Kraft zu sammeln für die Erfüllung der Gudmund gegebenen Zusage — noch einmal hier im Leben ihn zu sehen. Dies erfüllte ihr bebendes Herz mit Bangigkeit, mit Glück und mit einer atemlosen Erwartung. Aber durch all dies Regen ließ sie sich täuschen. Es machte sie so fieberhaft stark, ja, es kamen Stunden, in welchen sie sich so jung fühlte, daß es schien, sie stehe am Eingang zu einem neuen Leben.

Und das war auch zweifellos der Fall — aber der Eingang war das Thor der Ewigkeit.

Da kamen ihr Vorzeichen auf Vorzeichen des Todes, und endlich erkannte sie die Bedeutung derselben. Aber da war auch die Frist so kurz bemessen, daß das, was sie noch hier in der Welt zu thun hatte, sogleich geschehen mußte.

Und nun raffte sie aufs neue die sinkenden Kräfte zusammen, um zu einem Entschluß zu kommen. Dem Liebesversprechen, welches sie ihm gegeben, wollte sie nicht untreu werden, doch sie schwankte in der Art und Weise. Aber jetzt wußte sie, daß keine Zeit zu verlieren sei, und dies brachte sie zum Entschluß.

Als es dunkelte, wanderte sie unsichern Fußes hin zum Hause des Landhändlers und trat zu diesem in den Laden.

„Hier ist ein Brief, der zu Gudmund Holm am

Olafsberg in Kvänangen hin besorgt werden soll," sagte sie mit einem Rest ihrer früheren Festigkeit.

„Ja, — das kann aber nicht ohne Bootsmann geschehen, und es kommt darauf an, ob Eure Mittel dazu ausreichen," antwortete er etwas verdrossen.

„Hier hab' ich eine Uhr und zwei goldene Ringe," sagte sie, „ich denke, daß dies die Sache ordnet."

Überrascht nahm der Landhändler die Uhr und besah sie, und als er sie aufgemacht hatte, wandte er sich mißtrauisch zu ihr. „Hier steht ‚Niels Heggum' eingraviert. Wie seid Ihr in den Besitz dieser Uhr gekommen?"

„Sie ist vom Vater auf die Tochter gekommen — und infolgedessen befindet sie sich in meinen Händen," antwortete sie stolz, und es flammte noch ein Blitz in ihren schönen Augen.

„Sie sind doch wahrhaftig wohl nicht die Tochter des Vogtes in Salten, welcher — —"

„Ich bin, die ich bin," unterbrach sie ihn rasch.

„Liebe Jungfer Heggum, weshalb haben Sie sich denn doch in aller Welt hier in solcher Niedrigkeit verborgen gehalten? Wer konnte denn das ahnen!"

„Ich habe gelebt, wie ich es wollte," flüsterte sie. „Aber da ist nun der Brief. Wollen Sie mir den Dienst erzeigen?"

„Diesen und noch manchen andern, Jungfer, reden Sie nur!"

„Und der Bootsführer geht sogleich ab?"

„Gleich. Sobald der Mond aufgeht, Jungfer. Und dann kann der Bote morgen Abend gegen zehn Uhr dort sein.“

So schieden sie mit vielen guten, entschuldigenden Worten von seiten des Landhändlers und Danksagungen seitens ihrer. Und etwa eine Stunde später sah sie von ihrem Fenster aus, wie das Boot über den flimmernden Mondesstreifen hinschoß; dann ward das Segel gehißt und es verschwand zwischen den Schatten der Nacht.

Darauf zündete sie ihr Licht an und begann ihre letzte Beschäftigung, bei welcher niemand ihr behilflich sein konnte oder wollte, und der größte Teil der Nacht verstrich, bevor sie fertig wurde. Es war die Waschung und Kleidung der Toten. Und dabei gab sie sich das so lange verleugnete Wesen der Vornehmheit wieder. Jetzt wollte sie als diejenige erscheinen, die sie war.

Darauf löschte sie ihr Licht aus und legte sich zu Bette. Keinerlei Unruhe oder Bekümmernis verlockte sie mehr zum Nachdenken; sie ergab sich jetzt mit ihrem Willen dem Willen Gottes! Würde sie noch ihn sehen, den Einzigen, noch einmal, dann gut; wenn nicht, dann auch gut. Sie hatte jetzt ihre Pilgerschaft der Schmerzen vollbracht; am Ende derselben stand kein Mensch mehr — einzig der ewige Gott, dessen Arm die ganze Menschheit umfaßte.

Mit dieser Empfindung schlief sie ein, mild und friedevoll, als wenn sie dem Leben entschlafe. Allein das Leben hatte noch eine Forderung an sie! Wenn auch sie

ihre Rechnung mit allem abgeschlossen hatte, selbst mit der großen Erinnerung an ihre Liebe, so war doch ein anderer, der das nicht hatte, und der war jener Mann, welcher nun in elf Jahren mit nichts Anderem sein Leben gefristet hatte als mit seiner brennenden Sehnsucht nach einer letzten Zusammenkunft. Wäre das nicht gewesen, dann hätten Schmerz und Reue längst seinem Leben ein Ende gemacht. Aber er war dessen so sicher, daß es dazu kommen müsse, so gewiß es zu erleben, daß er auch in der äußersten Fährde sich ganz sicher gefühlt hatte. Es war, als wenn Gott im Himmel selbst ihm gesagt habe: Ich bin Dir die Zusammenkunft schuldig — hinterher bist Du es, der mein Schuldner ist — gedenke dessen!

Und Gudmund vergaß es nicht. In der Tiefe, in welcher seine unglückliche Liebe lebte und sich von seinem Herzblut nährte, pflegte er mit keinem andern Umgang als mit Gott und dem geliebten Weibe. Und sie gingen einander nicht aus dem Wege. Im Gegenteil! Wo er Engel suchte, fand er Gott, und wo er Gott suchte, fand er sie.

Es war am dritten Tage nachdem der Bootsmann von hinnen gezogen. Das Wetter hatte sich geändert, es war ein Stoßwind eingetreten, der schwere Wolken am Himmel hinjagte. Dann und wann lugte der Mond zwischen ihnen hindurch und warf einen flüchtigen Schein auf das Meer, aber als wenn sie bei einem neckischen

Schelmenstreich ertappt worden sei, zog die Wolkenwand sich schnell wieder zusammeu, und sein mildes Antlitz war verschwunden.

Jetzt schlief Engel nicht mehr so ruhig. Wenn sie am besten zu schlummern schien, schlug sie die Augen auf und blickte verwirrt umher, so recht wie jemand, der sich auf etwas besinnen soll und es nicht vermag. Aber die tötliche Ermattung endete schnell ihre Unruhe, und sie schlief weiter.

Da erfaßte eine tappende Hand den Thürgriff, und ein Mensch trat über die Thürschwelle. Es war Gudmund Holm. Ein Beben überkam ihn, und er mußte sich gegen den Thürrahmen lehnen, und wie er da stand mit geschlossenen Augen, das dunkle Haar in langen Zotteln über der Stirn, war er ein unwiderlegbarer Beweis dafür, daß das Versprechen, welches er Engel beim Abschied gegeben, gehalten worden sei. Er war eine lebende Quittung seiner Schuld!

Endlich gelang es ihm, sich ein wenig zu sammeln. Und nun blickte er ängstlich hin auf das Bett. Lebte sie, oder war sie tot? Nein — sie konnte nicht gestorben sein, denn in diesem Falle hätte der Herrgott ihn ja um den Lohn betrogen, den er sich nun in elf Jahren erdient hatte. Nein, tot war sie nicht! — Und er horchte, ob er sie nicht hören könne. Ja — sie atmete — er wußte es wohl! Der Herrgott betrog niemanden!"

Aber er wagte es doch nicht, näher zu treten. Wie

in alten Tagen blieb er bei der Thür stehen, bis sie ihm winkte.

Und sie that es. Ein leichter Seufzer hob ihre Brust, und sie streckte die Arme aus.

„Engel!“ rief er laut und warf sich vor ihrem Bett auf die Knie. Aber sie kannte ihn nicht. Das Lächeln, welches auf ihrem Antlitz lag, galt nicht dieser Welt.

„Engel!“ flehte er wie verzweifelt. Erkenne mich, ach, erkenne mich! Du hast mir ja dies Stelldichein versprochen, Engel!“

Da gewann ihr Antlitz plötzlich einen andern Ausdruck und ihr Auge irdischen Blick. Jetzt erkannte sie ihn wieder. Sie wollte sich erheben, aber sie vermochte es nicht. Da umfaßte er sie mit seinen Armen und zog sie an seine Brust.

„Meine Einzige!“ schluchzte er.

„Mein Einziger!“ sprach sie ihm langsam nach.

„Ich habe mein ganzes Leben in Liebe zu Dir zusammen gefaßt, Engel!“

„Die Sonnenblume vom Himmelsland!“ flüsterte sie lächelnd, näherte ihm ihr Gesicht und küßte ihn.

„Engel! — giebst Du mir den Brautkuß — — — dann hast Du meine Schuld getilgt, und wir gehören einander in Ewigkeit!“

Aber Engel hörte ihn nicht mehr. Jetzt war ihr flatternder Geist auf anderen Bahnen. Ihr Blick schweifte weit hinaus über den Raum hinweg, und sie begann mit

angestrengter, klagender Stimme zu reden, als wenn sie mit einem in weiter Ferne spreche.

„Mein Herz singt zuletzt nun im irdischen Thal,
Lieb Väterchen mein!
Ach, nenn' mich doch nur noch ein einziges Mal
‚Schnee-Ammerchen mein!'

Ach, Vater, mein Vater, und kannst Du nicht
Mein Leid verstehn,
Mich zu retten nicht aus dem Himmelslicht
Herunter gehn,

Zum Herrn dann flehe, daß seine Hand
Mich lasse ein,
Er ruf' mich beim Namen, der oft mich genannt
Schnee-Ammerchen sein.

Und sargt man den Leib, der so müd' und matt
In die Erde ein,
Dann flattert hinauf in die himmlische Stadt
Schnee-Ammerchen dein."

In unsagbarer Spannung hatte Gudmund ihren letzten Worten gelauscht. Selbst jetzt, da sie schwieg und schwer gegen ihn gelehnt ruhete, fuhr er fort zu lauschen. Würde sie ihm nicht das letzte Wort geben — hatte sie im Tode sich von ihm losgesagt — war sie denn wieder zum Kinde geworden? Ach! Es schien ihm, er müsse sie so fest in seinen Armen halten, daß niemand, weder im Himmel noch auf Erden, es vermöge, sie ihm zu entreißen.

Die erste Stunde der Nacht war bereits verflossen. Da kamen Leute ans Haus und der Landhändler trat

hinein. Erschreckt blieb er am Eingange stehen und starrte den unglücklichen Mann an, welcher mit einer Leiche im Arme da saß. Er fragte nicht, denn was er sah, gab ja ausreichende Erklärung. Er war auch nicht aus Neugier gekommen, nur um seine Hilfe anzubieten, falls sie vonnöten. Aber das Anerbieten wurde in Schweigen hingenommen und blieb unbeantwortet. Jede Handreichung, wenn auch noch so wohlgemeint, dünkte Gudmund eine neue Anmaßung, welche damit drohe, seinem letzten, in Schmerzen errungenen Recht in den Weg zu treten.

Als der Handelsmann endlich genötigt war zu gehen, gab er als Trost die Versicherung, daß er am nächsten Tage mit seiner Frau zurückkehren werde, damit die Leiche nach Brauch und Sitte aufgebahrt werden könne.

Dann wurde die Thür geschlossen, und das stille Paar war allein.

Aber Gudmund hatte trotz seines Schweigens sich die letzten Worte des Handelsmannes wohl gemerkt. Der geliebte Leichnam, welcher jetzt so sicher in seinen Armen ruhte, sollte ihm also genommen und von andern Armen getragen werden, sollte von unwilligen Händen gerichtet und gereckt werden — er hatte ja gesehen, wie solches vor sich ging. — — Und darauf sollte derselbe in einen Sarg gelegt und in die Erde gegraben werden. Und währenddes sollte er bei Seite stehen und es mit ansehen — —!

Diese Gedanken machten ihn völlig verwirrt. Eilig erhob er sich, legte Engels kalten Leichnam fort, wickelte ihn in das Laken, auf welchem derselbe ruhte, und hob

ihn in seinen Armen empor. Ach! so seltsam zart und klein war sie geworden, die einst so hoch und schlank vor ihm stand.

Und nun eilte er mit der Leiche zur Thür hinaus und hinab zum Meere. Ängstlich und scheu blickte er um sich, als gälte es, mit geraubtem Gut zu entfliehen. Aber die wilde Einsamkeit der Nacht begegnete ihm überall; er konnte von Menschen ungestört sein kostbares Eigentum in Sicherheit bringen.

Eine Stunde später war es auch vorsichtig und zärtlich, wie man einen Gichtbrüchigen behandelt, in sein Boot hingelegt; nun setzte er das Segel bei, und vor dem stoßweisen, jagenden Winde flog das Boot hinaus über die Meerestiefe — wo „die weißmähnigen Seepferde dahin ras'ten."

Bei Tagesanbruch waren die Leute in Bewegung, um nach ihren Böten zu sehen, denn über das Meer ging ein Sturm hin, und ganze Scharen von Wildvögeln flogen schreiend ans Land. Dabei gewahrte man, daß das Boot von Kvänangen fort sei. War es von der Strömung losgerissen und ins Meer getrieben, oder war es von Menschenhand losgemacht? Nichts von beidem, denn der Vertauungsstrick war mittels eines Messers durchschnitten.

So wurde über die Sache hin und her geredet, bis der Landhändler im Laufe des Vormittages samt seiner Frau hinüber eilte zu dem einsamen Sterbehause. Aber da hier weder Lebende noch Tote zu finden waren, lag

die Annahme als die einzig vernünftige nahe, daß Gudmund Holm mit der Leiche von dannen gegangen sei, um sie in seiner Heimat bestatten zu lassen.

Hatte Gudmund diese Absicht? Es war nicht möglich das zu wissen; aber er landete niemals wieder am Strande seines Heims. Die Bestattung, welche er der Geliebten seiner Jugend bereitete, teilte er mit ihr. Nur Himmel und Meer waren die letzten Zeugen derselben — und was diese beiden wissen, erhält ja am besten seinen Ausdruck in ewigem Schweigen.

Am Olafsberge wurde Gudmund Holm nicht nur vermißt, sondern auch beweint; aber das wußte Gunhild sehr wohl, daß, wenn sie auch seine Frau gewesen, sie doch nie seine Gattin war — mit dieser war er jetzt im Tode vereinigt.

Das dichtende Wort, welches Engel hinterließ, war so gut wie in den Sand geschrieben; doch die Leute haben einen seltsamen Respekt vor unglücklicher Liebe, denn sie glauben an dieselbe, und dieser Glaube hat die Erinnerung an Engel aufbewahrt.

Aber wenn man an einem stürmischen Herbsttage an der Helginsel vorüber fährt und die lange, dünne Kirchturmspitze über die Häuser an der Bucht emporragen und die Vögelchen sie umkreisen sieht, dann mag man wohl sich veranlaßt finden, an das „Schnee-Ammerchen fein“ zu denken, welches hier noch im Tode zwitscherte, weil es dachte, daß es noch am Strande seiner Kindheit sitze.

Ein andres sichtbares Erinnerungszeichen giebt es hier nicht an Engel Marcilie Heggum.

Nur ihre dichtende Sehnsucht hat in der Natur ein ewiges Denkmal. Die Schrecken des Winterdunkels und des Sommers gaukelndes Licht wird manchen größern Dichter als sie erwecken. Aber darin werden sie gleiches Schicksal teilen: daß keine Sprache, und wäre sie noch so gewaltig und schön, aufkommen kann gegen die eigene mächtige Dichtung der Natur.

Litterarhistorische Bemerkungen.

Der dänische Dichter, welcher den Reigen der in vorliegender Sammlung vereinigten nordischen Novellisten anhebt, Steen Steensen Blicher, 1782 auf einem jütischen Pfarrhofe in der Nähe Viborgs geboren, gehört noch heutzutage zu den volksbeliebtesten Schriftstellern Dänemarks. Nachdem er in Kopenhagen Theologie studiert hatte, erhielt er 1801 eine Lehrerstelle an der lateinischen Schule zu Randers, hatte aber — schon bald nachher verheiratet — mit bittern Nahrungssorgen zu kämpfen und gab sein kärglich besoldetes Amt auf, um sich der Landwirtschaft zu widmen, bis es ihm gelang, eine kleine Pfarre zu erhalten. Bereits auf der Universität hatte er sich in poetischen Ergüssen versucht; an die Öffentlichkeit trat er zuerst mit einer Übersetzung Ossians. In seine heimatliche Heide zurückgekehrt, war er eine zeitlang nach verschiedenen Seiten hin in Poesie und Prosa thätig, bis er mit seinen Dorfgeschichten, in denen er die Natur und das Leben in der jütischen Heide so meisterhaft schilderte, durchschlagenden Erfolg errang. Ein anmutender Humor

verklärt oft diese unübertroffenen Bilder, trotzdem sie der Scenerie entsprechend, vielfach von düsterer Färbung sind. Das Leben des Dichters war im übrigen beklagenswert. Sein geistliches Amt vernachlässigend und dazu ein schlechter Haushalter, ergab er sich auch noch einem regellosen Leben; und obendrein von sonstigen Unglücksfällen heimgesucht, starb er in den traurigsten Verhältnissen am 26. März 1848.

Frederik Paludan-Müller, der Verfasser der „Jugendquelle", wurde in der kleinen fünenschen Stadt Kjerteminde am 7. Februar 1809 geboren. Sein geistreiches Schauspiel „Liebe bei Hofe" (1832) weckte große Erwartungen, die durch das 1833 erschienene erzählende Gedicht „die Tänzerin" noch gesteigert wurden. In Form und Geist an Byron erinnernd, rief es Erstaunen hervor durch die geistreiche Vereinigung leichten Scherzes mit tiefem Ernste, ward jedoch weit überboten durch das fast gleichzeitig veröffentliche lyrische Drama „Amor und Psyche", welches durch seine sinnige Symbolik sowohl wie durch seine lyrischen Schönheiten entzückte. Hier hatte der junge Dichter in wahrhaft genialer Weise wie noch keiner vor ihm seiner Muttersprache Töne entlockt und Formen gegeben, die ihn mit einem Male in die Reihe der vornehmsten Dichter seines Volkes stellten. Wenn auch seine nächsten poetischen Erzeugnisse nicht den gleichen Beifall fanden, so zeigten doch die nach einer mehrjährigen Reise durch Deutschland, Frankreich, die Schweiz und Italien

herausgegebenen antiken Dichtungen „Venus“, „Tithon“ und „die Hochzeit der Dryade“ ihn auf der früheren Höhe. Auf den Gipfel des Ruhmes hob ihn aber sein Epos „Adam Homo“, von welchem 1841 der erste Teil und 1848 der zweite und dritte erschienen. Später veröffentlichte er ein dramatisches Gedicht „Kalanus“ und mehrere bedeutsame poetische Erzählungen, worauf er sich der Prosaform zuwandte und außer der „Jugendquelle“ den umfangreichen Roman „Ivar Lykkes Geschichte“ schrieb. Paludan-Müller starb am 28. Dezember 1876.

Jens Peter Jacobsen wurde zu Thisted an der Westküste Jütlands am 7. April 1847 geboren und studierte in Kopenhagen Botanik. Für eine Arbeit über die Tangarten gewann er die Preismedaille und übersetzte mehrere Werke Darwins. Mitarbeiter an der „Neuen dänischen Monatsschrift“ und an dem von Brandes herausgegebenen Journal „Das neunzehnte Jahrhundert“, schrieb er dann eine Reihe von Novellen, die ihn als meisterhaften Prosaisten zeigten. In noch höherem Grade entfaltete er aber sein dichterisches Talent in zwei Romanen „Frau Marie Grubbe“ und „Niels Lyhne“. Leider war er von schwerer Krankheit heimgesucht, die ihn schon am 30. April 1875 hinraffte.

Sophus Schandorph, am 8. Mai 1834 zu Ringsted auf Seeland geboren, studierte Theologie und später romanische Philologie. Seine erste litterarische Produktion war ein Bändchen Gedichte, mit dem er 1862 hervortrat. Hierin wie in seinem ersten dramatischen

Versuche huldigte er noch der alten Romantik, durch Brandes' Vorlesungen wurde er jedoch 1872 der realistischen Richtung zugeführt und schuf von da an eine Reihe novellistischer Erzeugnisse, die sich dem besten dieser Art anreihen, in denen sich aber neben scharfer Charakterzeichnung zugleich ein Humor zeigt, der nicht selten in krasser, den ästhetischen Geschmack wenig zusagender Form auftritt.

Die Dichterin, welche die Reihe der hier vorgeführten Autoren beschließt, gehört der Geburt nach zwar wie die vorhergehenden Dänemark an, muß aber wegen des Charakters ihrer Dichtungen, der Stoffe derselben und der gewählten Sprachform Norwegen zugerechnet werden.

Magdalene Thoresen erblickte als Tochter des Schiffszimmermannes Kragh das Licht der Welt am 3. Juni 1819 in Friedericia (Jütland) und wuchs in dürftigen Verhältnissen auf. Ihr Trieb nach geistiger Entwicklung und Förderung fand im Kreise der Ihrigen nur wenig Begünstigung. Erst als sie mit zwanzig Jahren nach Kopenhagen kam und hier Gelegenheit fand, sich zur Lehrerin auszubilden, konnte sie ihrem Drange nach Kenntnissen und Bildung Genüge leisten. Als Erzieherin der Kinder des verwittweten Predigers Thoresen kam sie 1842 nach Norwegen und heiratete nach zwei Jahren den Vater ihrer Zöglinge. Der religiöse Sinn ihrer ersten Jugendzeit wurde wieder geweckt, und sie begann ihr schriftstellerisches Talent zu entfalten. Nach dem Tode ihres Mannes zog sie wieder nach Kopenhagen und gewann nun bald die Gunst

weiterer Kreise durch feingezeichnete, packende Novellen, ein Gebiet, auf welchem sie sich von nun an mit steigendem Glück und immer größerer Sicherheit bewegte. Kein geborener Norweger hat besser als sie den Charakter seines großartigen Landes sowie die Eigenart des dortigen Volkes dargestellt. Noch immer schafft der rege Geist der hervorragenden Dichterin neue Gebilde, wie die Novelle „Die Schuld" beweist, welche erst kürzlich in einer trefflichen dänischen Monatsschrift „Literatur og Kritik" (1889) erschien.

Druck von M. Heinsius Nachfolger.

Willatzen, P. J.

Nordische Novellen Übertragen von P. J. Willatzen. (Inhalt: Die Rä
uberstube von St. St. Blicher. - Der Prediger von Thorning von dems. - Die
Jugendquelle von F. Paludan - Müller. - Ein Schuss in den Nebel von J. P.
Jacobsen. - Der Kommissionär von S. Schandorph. - Die Schuld von .

Bremen 1891